Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895
Für den Verein für Volkskunde herausgegeben von Margot Schindler
unter Mitwirkung von Franz Grieshofer und Konrad Köstlin

Redaktion

Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde
Birgit Johler

Literatur der Volkskunde
Timo Heimerdinger, Herbert Nikitsch, Johann Verhovsek

Neue Serie Band LXVI
Gesamtserie Band 115
Wien 2012
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung von
Land Burgenland
Land Kärnten
Land Niederösterreich
Land Oberösterreich
Land Steiermark
Land Tirol
Land Vorarlberg

Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lisa Ifsits, Wien
Druck: Novographic, Wien
AUISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2012

253 Editorial

Geburtstag

257 *Konrad Köstlin:* Gruß an Margot Schindler
260 Madame la vache, connaissez-vous cette tradition? *(Matthias Beitl)*
265 Für den Kaiser bestimmt, im Museum verwahrt *(Dagmar Butterweck)*
267 Pressendruck *(Hermann Hummer)*
270 Eine regionale Variation zum Internationalen Frauentag *(Birgit Johler)*
273 Eine Spurensuche *(Herbert Justnik unter Mitarbeit von Birgit Johler)*
277 Kostüm einer Dame bei Hof als Sinnbild eines Lebenswerks *(Kathrin Pallestrang)*
281 Eine Fußschale »Bianchi di Faenza« aus der Westslowakei von 1629 *(Claudia Peschel-Wacha)*
284 Eine Kleinplastik von Ignác Bizmayer aus dem Jahr 2012 *(Katharina Richter-Kovarik)*
287 Vergessene Volkskunst auf zartem Gespinnst *(Nora Witzmann)*

Abhandlungen

3 *Martin Scharfe,* Gestalt und Heiligkeit der Groteske. Leopold Schmidt zum hundertsten Geburtstag
55 *Katharina Eisch-Angus,* »The borders of the heart.« Raum, Gedächtnis, Ethnographie: ein Gespräch in Nordirland
77 *Ina Dietzsch,* Was kommt nach Otto Normalverbraucher? Aktuelle Neuschneidungen von ökonomischem, sozialem und politischem Handeln im Zeitalter von Consumer Citizenship
293 *Magdalena Puchberger,* Urbane Heimatkultur als ideologische und soziale Schnittstelle in der Ersten österreichischen Republik
325 *Jens Wietschorke,* Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie

Mitteilungen

101 *Olaf Bockhorn, Herbert Nikitsch,* »...die venia legendi für Volkskunde erteilt...« Die beiden Habilitationen von Leopold Schmidt – eine kommentierte Dokumentation
363 *Ina Dietzsch,* Theater und Wissenschaft im Dialog

neuerDings

131 »Zuweisung an das k.k. Museum für österreichische Volkskunde«. Eine Silberfiligranarbeit in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde *(Dagmar Butterweck)*
134 Die Vendetta-Maske, Anonymous und das Museum *(Matthias Beitl)*

Chronik der Volkskunde

143 Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2011 *(Margot Schindler)*
184 Wissenschaftspreis des Landes Vorarlberg 2012. Laudatio für Reinhard Johler und Bernhard Tschofen *(Alois Niederstätter)*
185 Mein, dein, unser Museum *(Kathrina Dankl)*
194 Weltenmaschine Museum *(Matthias Beitl)*
197 Superstition – Dingwelten des Irrationalen *(Maria Maierhofer)*
379 »Hitlerbauten« in Linz. Wohnsiedlungen zwischen Alltag und Geschichte. 1938 bis zur Gegenwart *(Birgit Johler, Magdalena Puchberger)*
385 Bericht über die Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde »Äußerungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie« *(Svenja Reinke)*
391 45. Internationales Symposium für Keramikforschung *(Claudia Peschel-Wacha)*
394 Innovative Zugänge, weitsichtige Interdisziplinarität und neue Ziele. 10. Tagung der Kommission für Tourismusforschung der dgv *(Michael J. Greger, Stephanie Tomschitz)*
401 Tagung des Studienprojekts »Money Matters. Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis« *(Birgit Huber)*
408 Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung *(Cornelia Kühn)*

413 Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten *(Elisabeth Fendl)*
418 »The New Public Good«. Affects and Techniques of Flexible Bureaucracies *(Alexandra Schwell)*
423 Univ.-Prof. Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch *(Johanna Rolshoven, Helmut Eberhart, Burkhard Pöttler, Johann Verhovsek)*

Literatur der Volkskunde

209 Gerlinde Malli: »Sie müssen nur wollen«. Gefährdete Jugendliche im institutionellen Setting; Gilles Reckinger: Perspektive Prekarität. Wege benachteiligter Jugendlicher in den transformierten Arbeitsmarkt; Diana Reiners: Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft *(Silke Meyer)*
215 Daniel Habit: Die Inszenierung Europas? Kulturhauptstädte zwischen EU-Europäisierung, Cultural Governance und lokalen Eigenlogiken *(Markus Tauschek)*
218 Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe zwischen Wissenschaft und Gesellschaft *(Stefan Groth, Arnika Peselmann)*
223 Fernand Kreff, Eva-Maria Knoll, Andre Gingrich (Hg.): Lexikon der Globalisierung *(Jens Wietschorke)*
226 Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.): Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft *(Klara Löffler)*
229 Andreas Suttner: »Beton brennt«. Hausbesetzer und Selbstverwaltung im Berlin, Wien und Zürich der 80er *(Anna Orgler)*
231 Elsbeth Wallnöfer: Geraubte Tradition. Wie die Nazis unsere Kultur verfälschten *(Edith Hessenberger)*
234 Kaspar Maase: Die Kinder der Massenkultur. Kontroversen um Schmutz und Schund seit dem Kaiserreich *(Jens Wietschorke)*
239 Andrea Nießner: Arme Haut. Die Wiederkunft des Wasenmeisters mit einem Thesaurus zu Tier- und Menschenkörpern *(Timo Heimerdinger)*
431 Heimo Cerny: Vierkanter. Wahrzeichen des Mostviertels *(Olaf Bockhorn)*

434 Bianca Wildfeuer: Romantisches. Zur Bedeutung einer Gefühlswertigkeit am Beispiel heutiger Wohnkultur *(Timo Heimerdinger)*
437 Ingrid Tomkowiak (Hg.): Perspektiven der Kinder- und Jugendmedienforschung *(Teresa Liska)*
442 Claudia Schlager: Kult und Krieg. Herz Jesu – Sacrè Cœur – Christus Rex im deutsch-französischen Vergleich 1914–1925 *(Herbert Nikitsch)*
239 Christian Thiel: Das »bessere Geld«. Eine ethnographische Studie über Regionalwährungen *(Daniela Pfennig)*
449 Brigitte Schmidt-Lauber, Gudrun Schwibbe (Hg.): Alterität. Erzählen vom Anderssein *(Raffaela Sulzner)*
454 Sigrid Schade, Silke Wenk: Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld *(Karoline Walter)*
458 Buchanzeige: Niederösterreich im 20. Jahrhundert. Bd. 1, Bd. 2, Bd. 3 *(Herbert Nikitsch)*

---

242 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
460 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
249 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
467 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
251 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
470 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Abhandlungen

Gestalt und Heiligkeit der Groteske
Leopold Schmidt zum hundertsten Geburtstag*

Martin Scharfe

Leopold Schmidt wäre am 15. März 2012 hundert Jahre alt geworden – es ist Zeit, mit den Versuchen einer späten und reifen Würdigung zu beginnen. Doch wie macht man das, wie läßt sich einer würdigen, der Abertausende von Druckseiten in erstaunlicher thematischer Weite vorgelegt hat – wie wird man dem Polyhistor gerecht? Vielleicht kann Würdigung nur gelingen, indem man sich bescheidet und den Blick beschränkt auf ein einziges Motiv, etwa auf das Thema der Groteske und des Grotesken, das für Schmidts Werk – so die Behauptung – bezeichnender ist, als man zunächst erwarten und meinen mag. Die Betrachtung des Grotesken (als eines ›Lebens in überlieferten Unordnungen‹) könnte auch dazu anreizen, an der Groteske die Schmidtsche These der Gestaltheiligkeit zu überprüfen – also die These, daß allein schon die Gestalt oder äußere Form einer kulturellen Objektivation besondere Bedeutung habe.

* Festvortrag im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien, am 16. März 2012; die ersten drei Abschnitte konnte ich aus Zeitgründen nicht vortragen. Den Stil der mündlichen Rede habe ich beibehalten.

I. Annäherungen. Sechs Versuche

Wolfspelz-Geschichten

Wie wird man einem Riesen wie Leopold Schmidt gerecht? Wie kann er gewürdigt werden? Wie kann man Tausende von gedruckten Seiten, die er hinterlassen hat – und zwar Seiten mit fast erschreckender thematischer Weite! –, in ein knappes Stündlein des Vortrags pressen? Das kann nur gelingen, dachte ich mir, indem man sich radikal beschränkt – indem man zum Beispiel das Thema der Groteske und des Grotesken herausgreift, das man in aller Regel gerade *nicht* mit Schmidt verbindet, das aber doch auf sonderbare Weise erlaubt, ihn zu charakterisieren und zu verstehen; das zu zeigen habe ich mir jedenfalls vorgenommen.

Doch auch dieses Thema des Grotesken und der Groteske muß ich in enge Rahmen einspannen, ich will mich, dem Anlaß gemäß, auf bild- und objektgebundene Gestaltungen beschränken, wie sie das Museum sammelt; *szenische* Grotesken aber (oder groteske Szenen) will ich ebenso übergehen wie das noch ziemlich unaufgeschlossene Gebiet der *musikalischen* Groteske; und aus dem weiten und gut behandelten Feld der *literarischen* Groteske[1] greife ich, und nur jetzt am Anfang, ein einziges Beispiel heraus zur Intonation meines Themas: die Wolfspelz-Episode nämlich in Jakob Michael Reinhold Lenzens Tragikomödie »Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung«, die im Jahre 1774 anonym publiziert und anfänglich Goethe zugeschrieben worden war. Der Student Pätus will unbedingt eine Theatervorstellung besuchen, hat aber gerade keinen passenden Rock zur Verfügung, verfügt sich also, obwohl fürchterliche Sommerhitze herrscht, in einen alten Wolfspelz, wird daraufhin von Hunden angefallen und durch die Stadt gehetzt. Die Jungfer Knicks kann's vor Lachen kaum erzählen: »Das vergeß ich mein Lebtage nicht. Seine Haare flogen ihm nach wie der Schweif an einem Kometen, und je eifriger er lief, desto eifriger schlugen die Hunde an, und er hatte das Herz nicht, sich einmal umzusehen

1 Vgl. dazu vor allem Wolfgang Kayser: Das Groteske. Seine Gestaltung in Malerei und Dichtung. Oldenburg, Hamburg 1957. – Ich benütze den von Günter Oesterle herausgegebenen Nachdruck, Tübingen 2004.

… Das war unvergleichlich!« – »rot war er wie ein Krebs und hielt das Maul offen wie die Hunde hinter ihm drein – O das war nicht mit Geld zu bezahlen!«[2] Und während die Theaterfiguren und das Publikum sich ausschütten vor Lachen, leidet der arme Pätus Todesnot; doch das ist es ja gerade, was das Prinzip (oder die Struktur, wie Kayser sagt) des Grotesken ausmacht: ein unentwirrbares Ineinander von Komik und Grauen, ja am Ende erweist sich die lächerliche Oberfläche nur als Falle, die ohne jede Warnung in den Abgrund des Erschreckens hinunterzieht.

Dieses ambivalente, ja verstörende Bild vom Wesen des Grotesken finden wir in den neueren einschlägigen Untersuchungen deutlich herausgearbeitet[3]; und diese Studien lehren uns auch, daß es historisch datierbare kulturelle Hochkonjunkturen des Grotesken gibt – wie auch Niedergänge, Baissen, will sagen: Zeiten, in denen sich das Groteske ins Harmlos-Lustige verdünnt. Johann Joachim Winckelmann etwa, der Antike-Entdecker und Erwecker der Antike-Begeisterung, war ein früher Ausdruck solcher Tendenz, wenn er die Verderbnis des ›guten Geschmacks‹ durch die Groteske beklagte und deren ›Reinigung‹ forderte und den Verzicht auf »Schnirckel«: »Der Pinsel, den der Künstler führet, soll im [sic!] Verstand getunckt seyn«![4] Das war im Jahre 1755; doch auch anderthalb Jahrhunderte später war der Prozeß einer Verharmlosung des Grotesken ins Ungefährliche noch nicht abgeschlossen: der Prozeß einer Umdeutung »ins Komische und Humoristische«, der Prozeß einer Degradierung des Grotesken zu einer »Unterabteilung« des »Niedrig-Komischen«.[5]

2 Jakob Michael Reinhold Lenz: Werke und Briefe in drei Bänden. Hg. von Sigrid Damm. Frankfurt am Main, Leipzig 1992. Band 1: Dramen. Dramatische Fragmente. Übersetzungen Shakespeares, S. 41–123; hier: S. 66 f. – Den Hinweis auf Lenz habe ich bei Kayser (wie Anm. 1, S. 209, Anm. 25) gefunden.

3 Vgl. dazu die etwa bis zum Jahr 2002 reichende vorzügliche Bibliographie von Günter Oesterle (S. XXXI–LII) wie auch seine Einführung ins Problem (»Zur Intermedialität des Grotesken«, S. VII–XXX) in W. Kayser: Das Groteske (wie Anm. 1); aufgenommen ist freilich noch nicht das umfassende Buch von Peter Fuß: Das Groteske. Ein Medium des kulturellen Wandels. Köln, Weimar 2001.

4 Johann Joachim Winckelmann: Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst (1755). In: ders.: Kleine Schriften. Vorreden. Entwürfe. Hg. von Walther Rehm. 2. Aufl. Berlin, New York 2002, S. 27–59; hier: S. 57 und 59.

5 W. Kayser: Das Groteske (wie Anm. 1), S. 195 und 112.

Und so darf es auch nicht verwundern, daß meine zweite Wolfspelz-Geschichte jenem harmloseren Genre des eher Verwunderlichen angehört – eine Geschichte, die mich nun auch direkt mit Leopold Schmidt verbindet. Es muß auf einem jener deutschen Volkskunde-Kongresse der späten Sechziger gewesen sein, als mir Wolfgang Brückner, damals noch in Frankfurt, abends im Wirtshaus sagte, er wolle mich, den fortgeschrittenen Studenten, Leopold Schmidt vorstellen. Ich hielt es damals für tunlich (es war schon Herbst), mich in einen abgetragenen, etwas zu großen Parka der US-Armee mit eingeknöpftem Webpelz zu kleiden. Aber Brückner sagte mit Bestimmtheit: »In diesem Wolfspelz können Sie nicht vor Leopold Schmidt treten!« Das ist meine deutliche, aber auch meine einzige Erinnerung an jenen Abend, er hatte weder für mich (das weiß ich sicher) noch für Schmidt (das meine ich wenigstens) irgendwelche Folgen. Aber ich konnte doch aus dem Wolfspelz-Vorwurf schließen, daß meine Kleidung einen unpassenden, ja grotesken Kontrast gebildet hätte zu einer Gestalt bürgerlicher Korrektheit und wissenschaftlicher Seriosität, ja Würde.[6] Die zweite, scheinbar ach so harmlose Wolfspelz-Geschichte erlegt also die unzeitgemäße Frage auf, wie ein großer Wissenschaftler zu würdigen sei.

Die Würdigung und Lichtenbergs Vorbehalt

Denn das wissenschaftlich-literarische Genre der Würdigung ist ja doch etwas außer Gebrauch gekommen, seit wissenschaftlicher Ernst mit einem unerbittlichen Kritizismus gleichgesetzt, ja verwechselt wird, der das Kleine oftmals ins unverhältnismäßig Große aufbläst *in Mißteiligkeit*, um einen Ausdruck Justus Mösers zu verwenden, der argumentierte: da man im Deutschen von Mißtönen und Mißfarben wisse, könne man auch von Mißteilen sprechen und damit »das eigentlich Disparate« in der »grotesken Schöpfung« bezeichnen[7]: wir wären

6 Vgl. dazu Wolfgang Brückner: Erinnerungen und Reflexionen zum Tode von Leopold Schmidt. In: Bayerische Blätter für Volkskunde 9/1, 1982, S. 8–15. – Jetzt auch in Wolfgang Brückner: Volkskundler im 20. Jahrhundert (= Gesammelte Schriften, 3). Würzburg 2000, S. 248–254.

7 Justus Möser: Harlekin oder Verteidigung des Groteske-Komischen (1761). In: ders.: Patriotische Phantasien. Ausgewählte Schriften. Hg. von Wilfried Ziegler. Leipzig 1986, S. 263–296; hier: S. 288 f.

also mit Mösers Schützenhilfe aus dem Jahre 1761 auf die Tendenz ›mißteiliger‹ Wissenschaftskritik in der jüngeren Vergangenheit gestoßen – auf eine wissenschaftliche Groteske sozusagen.

Es fehlt uns offenbar (fast hätte ich gesagt, wenn es aus meinem Munde nicht so unabweisbar komisch klänge: es fehlt uns Jüngeren!) hinsichtlich des Genres Würdigung an sicherer Form und an Übung. Doch selbst wenn uns beide – Form und Übung – zur Verfügung stünden, gäbe es, wie es sie immer gab, eine unabweisbare Schwierigkeit, die Georg Christoph Lichtenberg Anfang der 1770er Jahre in die Frage kleidete, ob es uns möglich sei, etwas zu tun, ohne daß wir dabei stets unser eigenes Bestes vor Augen hätten.[8] Natürlich stand dem Göttinger Skeptiker die Antwort fest, und auch wir tun gut daran, den Lichtenbergschen Vorbehalt gerade beim Geschäft der Würdigung zu bedenken: also zu fragen, ob nicht jeder Laudator, ganz unbewußt zumeist, Wasser von der Mühle des zu Würdigenden auf die eigene leite, ja vielleicht sogar notwendigerweise leiten *müsse*. Denn es gebe doch eine – ich möchte es *so* sagen: – objektive Versuchung zu diesem Raub. Diese bestehe darin, daß der Spätere naturgemäß stets größeres Wissen, bessere Übersicht, ja vielleicht gar tiefere Erkenntnis haben könne als der Frühere, daß er also vielleicht sogar die Pflicht habe, in der Würdigung über das Werk hinauszugehen, es zuzuspitzen und damit zu vollenden – und der Gegenwart deutlich zu machen, wo das eigentliche Ziel des Gewürdigten gelegen sei, das er selbst nur unvollkommen habe erkennen können. »Auch wenn nirgends in der Welt das gilt, was man will« (lese ich bei Leopold Schmidt selbst), »sondern nur das, was man tut, so fühlen wir uns doch verpflichtet, dem nachzufühlen, was hier gewollt wurde.«[9]

Spätestens seit Herder hat man das Problem, von dem ich rede, mit dem Bild auszudrücken versucht: der Zwerg auf den Schultern des Riesen sehe immer weiter als der Riese selbst[10] – ein Bild, das seinen Vorläufer hatte in der theologischen Figur der neutestamentlichen Apostel und Evangelisten, die auf den Schultern der alttestamentlichen Prophe-

8 Vgl. Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher I. Hg. von Wolfgang Promies. 3. Aufl. München 1980, S. 284 (D 350 [1773–1775]).

9 Leopold Schmidt: Vor gotischen Flügelaltären. Wien 1948, S. 27.

10 Johann Gottfried Herder: Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1770). Hg. von Hans Dietrich Irmscher. Stuttgart 1966, S. 121.

ten stehen.[11] Doch hilft uns die Ambivalenz des Bildes vom Zwerg und vom Riesen auch beim Problem der Würdigung insofern, als sie uns zwar einerseits bedeutet: der Zwerg sehe weiter als der Riese; doch sagt sie uns andererseits doch auch ganz unverhohlen: ohne den Riesen sähe der Zwerg gar nichts.

»Leidenschaftlichste Objektivität«

Und selbst die Verhäkelung von Ehrung und Eigennutz, die in Lichtenbergs Vorbehalt in Verdacht geraten war, schlägt am Ende vielleicht zum Guten aus – ist sie doch zugleich auch Garant einer gewissen Übereinstimmung, einer gewissen – ich darf schon sagen: – Sympathie, ohne die, das glaube ich wenigstens schon oft erfahren zu haben, kein wirkliches Verstehen möglich ist.

Mir kommt es nun so vor, als habe Leopold Schmidt eine ähnliche Auffassung vertreten. Ich beziehe mich auf ein schmales Bändchen (ein Heft nur eigentlich), das schon wegen seines extravaganten Themas – es geht um die frühmittelalterliche Verehrung der heiliggesprochenen Frankenkönigin Radegundis (sie starb im Jahr 587) im Burgenland und in Ostniederösterreich, wie schon der Titel der Arbeit anzeigt – kaum je viel Interesse gefunden haben wird. Die Studie, die der Leserin, dem Leser viel Geduld abverlangt, explodiert am Ende geradezu in kühnen Thesen, ich werde darauf zurückkommen. In der Einleitung aus dem Jahre 1952 aber hat der Autor ein bemerkenswertes Bekenntnis hinterlassen – nämlich: Ohne »innerliche Fäden« des Autors zum Gegenstand der Untersuchung tauge Wissenschaft nicht viel, ohne diese innerlichen Fäden sei »leidenschaftlichste Objektivität« nicht möglich. *Ich* habe recht gelesen, *Sie* haben recht gehört, die Temperaturangabe lautet unzweifelhaft *nicht*, wie wir vielleicht erwartet hätten, ›kühle‹ oder gar ›eiskalte‹ Objektivität, sondern: heiße, nämlich »leidenschaftlichste Objektivität« – das will doch ganz unzweifelhaft den Widerspruch zum Ausdruck bringen, wissenschaftliche Objektivität,

11 Vgl. dazu Robert K. Merton: Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt am Main 1980 (1. amerik. Ausg. 1965); Martin Scharfe: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar, Wien 2002, S. 170–172.

was immer das auch sei, gedeihe nur mit Emotion. Und wie zu allem Überfluß hat Schmidt diese Arbeit seinem Bruder gewidmet (dessen *wissenschaftliche* Bedeutung, obwohl er kein Wissenschaftler war, man aus dem Curriculum vitae kennt) und hinzugesetzt: von ihm habe er »denken gelernt«.[12]

Obwohl nun freilich manche Versuchung besteht, eine äußere Biographie zu schreiben – also Daten, Lebensumstände, Schicksale als Erklärungshilfen (als *vermeintliche* Erklärungsshilfen!) einzusetzen –, will ich mich auf die Rekonstruktion einer *inneren* Biographie konzentrieren, auf die Zeichnung insbesondere des geistigen Profils jenes Mannes, der zu den Großen des Faches gezählt werden muß. Ich meine, daß es angebracht sei, hierfür nur das überlieferte Werk sprechen zu lassen: ich will es abhören, befühlen, betasten, ich will es verstehen lernen.

Gegen einen halbierten Leopold Schmidt

Bei diesem Geschäft wäre die erste und wichtigste Forderung: Halbiert uns nicht den Leopold Schmidt!

Die Forderung bezieht sich zum einen auf die Quellen: es ist, meine ich, nicht erlaubt, dasjenige, was er in die Welt hinausgehen lassen wollte, zu schwärzen. Sein »Curriculum vitae«, obwohl es nur noch in Kopien von Kopien besteht, gehört der wissenschaftlichen Öffentlichkeit; und es gereicht, meine ich, dem Autor heute nicht mehr zur Schande, sondern zur Ehre, weil es ihn besser verstehen hilft.[13] Vielleicht gilt auch hier der Satz, von dessen Wahrheit er dermaßen überzeugt war, daß er ihn (in seiner Geschichte des Österreichischen

12 Leopold Schmidt: St. Radegundis in Groß-Höflein. Zur frühmittelalterlichen Verehrung der heiligen Frankenkönigin im Burgenland und in Ostniederösterreich (= Burgenländische Forschungen, 32). Eisenstadt 1956, S. 5.

13 Vgl. ders.: Curriculum vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982. – Wegen etlicher Ungeschicklichkeiten (Schmidt sprach über Angehörige, Mitarbeiter und Kollegen ungeschminkt wie über historische Personen) sah sich der Autor gezwungen, die Auslieferung des Werkes zu beenden und die bereits ausgelieferten Exemplare zurückzufordern. Diese Aktion ist nicht ganz gelungen – deshalb sind die erwähnten Kopien im Umlauf.

Museums für Volkskunde) gleich mehrfach zitierte: »Alles Getrennte findet sich wieder.«[14]

Alles also, was uns hinterlassen ist, ist zusammenzusehen – alles, was man von ihm abgetrennt (oder auch: was er selbst von sich abgetrennt) hat: seine Gedichte, seine Theaterstücke, seine Novelle, seine Feuilletons. Und selbst da, wo Volkskundler nur Herrschaftsgeschichte längst vergangener Epochen zu sehen glauben (wie in den Studien zur heiligen Radegundis oder zur Epoche der Romanik[15]), geht es letztlich um gesamtkulturelle Profile; wo wir vermeinen, ein Text gehe uns nichts an, weil Schmidt sich in die Kunstgeschichte verirrt habe (etwa in der Flügelaltar-Studie), sagt er uns, er sehe die Altäre nicht nur als Kunstwerke, sondern vor allem als »Kultwerke« – also als »Zeugnisse der mittelalterlichen Glaubenswelt«.[16] Ohnehin vertrat er den Standpunkt: »daß nichts Großes, persönlich Wichtiges auf der Welt einer einzigen wissenschaftlichen Disziplin zur Anschauung vorbehalten sei, sondern jeder selbständigen Betrachtung offenstehen müsse«.[17]

Leopold Schmidt hat rückschauend gesagt, die Betrachtung der gotischen Flügelaltäre sei ihm »das liebste und echteste« seiner Bücher gewesen und geworden.[18] Dieses Urteil kann ihm nicht genommen werden. Aber es muß dem Fernerstehenden doch erlaubt sein, die Akzente zu verschieben und, beispielsweise, in den ›Briefen an Wien‹ ein mindestens ebenso geistreiches, ein wenigstens ebenso schönes Buch zu sehen, gesättigt in Anschauung, die sich in funkelnde Urteile und blitzende Aperçus verdichtet.

Geliebte Stadt, Briefe an Wien

Auch dieses Büchlein hat Schmidt späterhin sozusagen geadelt: die einzelnen Zeitungsfeuilletons seien keineswegs bloß als »eine harmlos-beschwingte Heimatkunde« gedacht gewesen, »wie sie nachher aussehen mochten« (und wie sie auch uns heute, möchte man kom-

14 Ders.: Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien 1960, S. 51, 70.

15 Vgl. dazu Anm. 41.

16 Ders.: Vor gotischen Flügelaltären (wie Anm. 9), S. 26, 29.

17 Ebd. S. 107 (Nachwort).

18 L. Schmidt: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 101.

mentieren, noch erscheinen könnten). Vielmehr hätten sie ihm geholfen, Krieg und Nazismus politisch, leiblich und geistig zu überstehen: »Damals waren sie meine Waffe gegen die Unterdrücker Österreichs, und wurden auch als solche verstanden. Ich hatte eine neue Funktion gefunden« – und ich, der Nachredner, der ich selbst noch mit Kinder-Hakenkreuzfahnen und Spiel-Stahlhelmen aufgewachsen bin, möchte ihm abnehmen, was er sagt: eine neue Funktion gefunden, »vielleicht die wichtigste, die ich jemals innehatte«.[19]

Aber das muß sich heutigen Leserinnen und Lesern nicht erschließen. Als *direktes* Zeitdokument taugt das Büchlein gewiß nicht, die Essais wirken wie aus den Bedrängnissen der Zeit herausgefallen, mit ungläubigem Erstaunen liest man das Datum des Vorworts: 31. Dezember 1945. Und man versteht nicht, wie die ›beschwingten‹ Texte in tristen Wehrmachtsschreibstuben der Ukraine oder vor dem Kaukasus entstanden sein können (den Jüngeren muß ich nun doch das biographische Detail nachliefern, daß Leopold Schmidt von 1939 bis 1945 Schreiber einer Nachrichtenkompagnie der deutschen Wehrmacht war). Erst im Curriculum – und da erst auf Seite 100 – läßt Schmidt erkennen, in welcher Zeit er lebt und die Briefe an das geliebte Wien zu Ende bringt: »Dezember 1945: Besatzung, Schwarzer Markt vor der Haustür, und was es da alles gab« – notiert er (und läßt er drucken), und: »Es berührte mich überhaupt nicht.«[20]

Aber ich frage mich, warum er, der so viel Sinn für Symbolik hatte, das Vorwort auf den 31. Dezember 1945 datierte und nicht auf das Zukunftsdatum des 1. Januar 1946! Denn das Büchlein steckt doch nicht nur voller Wissen und satter Anschauung und Erkenntnisreichtum, sondern auch voller Lust und Kraft. Man lese nur die Kunst-Passagen – etwa über die »Grazie« des Windspielportals am Fürstenbergschen Palais[21] oder über »das unvergleichlich köstliche Grün« auf Dürers Maximilian-Porträt[22] oder über die Vollkommenheit der unvollendeten Türme des Stephansdomes: »Wenn eine Vollendung möglich war, dann zeigte sie der ausgebaute Turm zur Genüge. Mehr war nicht notwendig, wäre erstarrte Regel, nicht künstlerische Notwendigkeit

19 Ebd., S. 51.

20 Ebd., S. 100.

21 Leopold Schmidt: Geliebte Stadt. Briefe an Wien. Mit acht farbigen Zeichnungen von Oskar Laske. Wien 1947, S. 20.

22 Ebd., S. 57.

gewesen. Der zweite Turm durfte nicht vollendet werden.«[23] Das ist so geistvoll und tiefblickend wie der Kommentar über Grillparzer, der sich vor dem Besuch bei Goethe mit dem Rasiermesser in den Finger schneidet, so daß er nichts mehr aufschreiben kann[24] (wir denken an Freuds Thesen von der unbewußten Absicht, vom Unfall als Veranstaltung, von der uneingestandenen Absicht der Ungeschicklichkeit, von der wohlmotivierten Absichtslosigkeit[25]), oder über Goethe und seine Hemmung, auf Schuberts Erlkönig-Vertonung zu reagieren[26] – da sind die unbewußten Prozesse, die sich in Abgründen und Quellbereichen abspielen, so klar erkannt wie in den Sätzen über Schuberts ›Schöne Müllerin‹ (und insgeheim auch über die Poesie Wilhelm Müllers): »Der Wanderer, dessen Glück immer dort liegt, wo er nicht ist, der Leiermann hinterm Dorfe, dessen Teller immer leer bleibt, ist eben nicht nur Schubert, ja ist oft überhaupt nicht Schubert, sondern hinter ihm erheben sich Jahrzehnte des Leides von ungezählten Tausenden.«[27] Das ist ein Einblick in die Komplexität kulturellen Erbens und kulturellen Neuschaffens, wie man ihn einem gerade dreißigjährigen Manne nicht zutrauen möchte – ein Hinweis zudem auf soziales Empfinden, das auch anderswo sich Ausdruck sucht: die immer wieder neu stattgehabte Immigration nach Wien sei »nicht zu begeifern«, man müsse sie vielmehr »begreifen« und sich »letztlich, dem Gewinn nach«, dafür »bedanken«.[28]

Der Verzicht

Diese »Briefe an Wien«, publiziert erst im Jahr 1947, über die noch so viel zu sagen wäre, sind aber nicht nur die Signale eines Aufbruchs in unbekannte Zonen der menschlichen Existenz: sie sind zugleich auch das Dokument eines Abschieds, der sich im Rückschau-Datum des 31. Dezembers ankündigt – einer Wendung der Lebensbahn, die man viel-

23 Ebd., S. 21.
24 Vgl. ebd., S. 88.
25 Vgl. Sigmund Freud: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum (1901). Frankfurt am Main 2000.
26 Vgl. L. Schmidt: Geliebte Stadt (wie Anm. 21), S. 113.
27 Ebd., S. 114.
28 Ebd., S. 133.

leicht gar als Konversion bezeichnen dürfte, als Umkehr hin zu jenem »Leben mit der Volkskunde«, welches im »Curriculum« beschrieben sein soll, als Bescheidung, die Leopold Schmidt als »Verzicht« bezeichnet und gedeutet hat (mit dem Recht, das jedermann hat, das eigene Leben im Rückblick auszurichten).

Die Spuren sind so deutlich (fast möchte man sagen: auffällig) gelegt, daß man sie nicht übersehen kann. Schon die äußere Form ist vielleicht bezeichnend: während (wie man später gesagt hat:) die ›eigentlichen‹ wissenschaftlichen Arbeiten, bevor die Reihe der Monumentalwerke beginnt, im härenen Gewand der Broschüre daherkommen, sind die poetischen Werke aus dem Jahre 1940 (der Autor hat sie selbst finanziert) in Leinen gebunden und mit Goldprägung versehen (»SL« im Wappen, also doch wohl: Schmidt, Leopold) und – für die Kriegsjahre – auf erstaunlich gutem Papier gedruckt; die 1947 erschienenen Bücher sind immerhin von Künstlern illustriert. (Abb.1)

Sprechender aber sind die inhaltlichen Spuren. Sie verweisen zuallererst auf die Verlockung eines anderen, eines den Musen gewidmeten Lebens: nicht von ungefähr mag Leopold Michael Schmidt, wie er sich da nannte, aus seinem »Legendenspiel« »Lais« (ein Wüstenmönch bricht mit einer Hetäre in ein »neues Leben« auf[29]) den Buchtitel für seine Schauspieltexte genommen haben: »Das andere Leben«.

Ein ›neues‹, ein ›anderes‹, ein möglicherweise ›größeres‹ Leben: das scheint es gewesen zu sein, was am Horizont gelockt hatte, und das nun bewußt verdunkelt werden sollte in Selbstbescheidung, die aus ernüchternder Selbsterkenntnis erwächst. »Wer nicht fliegen kann, muß steigen«, lesen wir im Gedicht »Anstieg«: »Ward zu klein geschaffen ich / Für ein größres Leben, / Will ich klimmen, will ich schreiten, / Mühen mich, wo andre schweben. / Noch in schwerer Atemnot / Steigt mein Weitertritt: / Durch denselben Nebel hoch / Führt doch Flug wie Schritt.«[30] Ein anderes der Gedichte ist tatsächlich »Umkehr« überschrieben und beginnt mit den Versen: »Folgt' ich nur den Dämonen, / Sie trieben, ich weiß nicht, wohin«.[31] Aber viel deutlicher noch

29 Leopold Michael Schmidt: Das andere Leben. Drei Schauspiele. Wien: Privatdruck, hergestellt in hundert Exemplaren, 1940. 92 Seiten. Auf S. 5–40: Lais. Ein Legendenspiel; Zitat auf S. 29.

30 Leopold Michael Schmidt: Herber Lenz. Gedichte. Wien: Privatdruck, hergestellt in hundert Exemplaren, 1940, 69 Seiten; Zitat auf S. 6.

31 Ebd., S. 16.

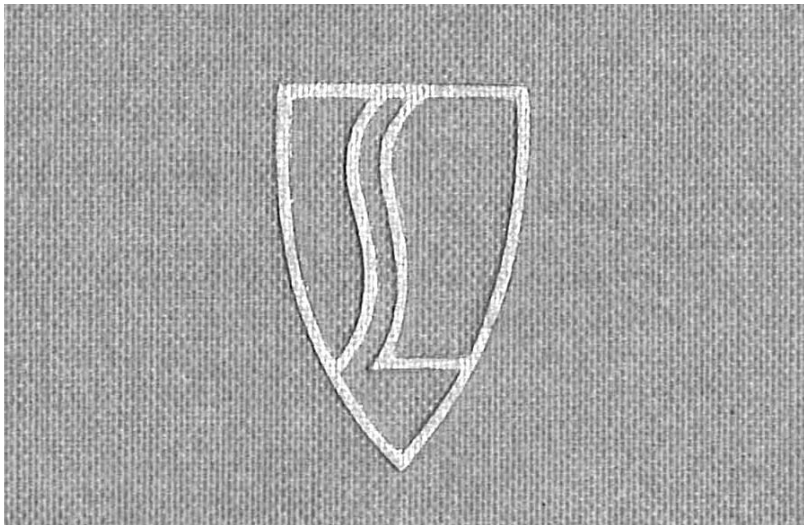


Abb. 1: Goldgeprägtes Wappen auf Leinen: Leopold Michael Schmidts Versuche in den Schönen Künsten.

finden wir Leopold Schmidts Entscheidung, künftighin der expliziten Poesie abzusagen und die Kräfte für die volkskundliche Tätigkeit zu bündeln, in der im Jahr 1947 publizierten und (auch dies natürlich kein Zufall!) dem »brüderlichen Freunde« Rudolf Kriss gewidmeten Novelle abgespiegelt, die denn auch ausdrücklich den Titel trägt: »Der Verzicht«! Der Inhalt ist folgender: Gotik ist aus der Mode gekommen (die Novelle spielt in der Barockzeit), der Abt von Mondsee will den Pacherschen Altar in Sankt Wolfgang durch eine moderne, also barocke Schöpfung ersetzen; also erteilt er dem bekannten Bildschnitzer Thomas Schwanthaler den Auftrag. Der fertigt das neue Werk und läßt es ans Ziel transportieren, freilich unter großen Selbstzweifeln. (Abb. 2 und 3) »Denn Schwanthaler«, während er einsam durchs Gebirge reitet, »fühlt wieder einmal, daß er sein mächtiges dunkles Werk doch nicht ganz jenem Ganzen abgerungen hat, aus dem die allerletzten Schöpfungen wachsen.«[32] »Nie zufrieden sein können und immer

32 Leopold Schmidt: Der Verzicht. Novelle. Schabzeichnungen von Hanno Bujatti. Wien 1947. 48 Seiten; Zitat auf S. 11 f. – Auch der folgende Satz darf als aus des Autors akademischem Erfahrungshorizont entsprungen gelten: »Er fühlt es, er al-

Abb. 2: Der Künstler Schwanthaler bei der Arbeit. Schabzeichnung von Hanno Bujatti. In: Leopold Schmidt: Der Verzicht. Novelle. Wien: Wiener Verlag, 1947, S. 7.

Abb. 3: Schwanthalers Ritt und Selbst-Zweifel. Schabzeichung von Hanno Bujatti. In: Schmidt (wie Abb. 2), S. 21.

nach dem Vollenden das Ungenügen wieder zu spüren, ist denn das nicht Versuchung?«[33]

Als der Künstler dann den alten Altar sieht, ist er so überwältigt, daß er den Abt bittet, das gotische Kunstwerk stehen zu lassen und sein eigenes Werk an minder bedeutsamer Stelle zu errichten als »Denkmal eines unsterblichen Verzichtes«. (Abb. 4) Aber gerade wegen dieses Verzichtes »findet ein Herz jetzt seine Ruhe, weil ein Mensch seine Grenze gefunden hat« – ja mehr noch: »jetzt, da zwischen dem eigenen gefühlten Wert und der Größe des Verzichtes das rechte Verhältnis hergestellt scheint, glaubt er beinahe, wieder der alte zu sein.« »Er ist ja doch der starke Mensch geblieben, der kraftvolle Mann aus der Schwanthalersippe«![34] Da mögen für manchen Geschmack die allegorischen Fäden zu dicht gesponnen und gespannt sein – den Fakt anzuzweifeln, daß der Verzicht des Künstlers Schwanthaler den Verzicht des Volkskundlers Schmidt auf die Poesie paraphrasiert, haben wir kein Recht; denn der Volkskundler selbst hat diese Deutung autorisiert.

Durch Zufall nämlich hat sich die Kopie eines handschriftlichen Briefes des Universitätsdozenten Dr. Schmidt (mit dem Datum des 11. August 1947) erhalten folgenden Inhalts: »Lieber Herr Kollege, ich hatte heute anläßlich unserer Besprechung meiner Schwanthaler-Novelle den Eindruck, als ob Sie mich bisher für einen Anfänger auf dem Gebiet der Schönen Künste gehalten hätten! Daß dem nicht so ist, des zum Beweis lege ich Ihnen hier zwei ältere Privatdrucke bei« (es kann sich bei diesen Drucken nur um den Gedicht- und den Schauspielband gehandelt haben), »mit denen Sie sich ein Bild machen mögen, was in mir schon alles vor sich gegangen ist, bevor es zum ›Verzicht‹ kam. (Etwas vom Symbolischen steckt ja in allem unseren Tun, nicht wahr). Herzlich grüßt Ihr Schmidt.«[35] (Abb. 5)

lein aus der ganzen Schnitzersippe der Schwanthaler, die sich immer ihres Wertes so bewußt sind, daß sie zu solchen Eingeständnissen nie kommen würden, fühlt es und kann es doch nicht bessern.« Ebd., S. 12.

33 Ebd., S. 13.

34 Alle Zitate ebd., S. 45–47.

35 Die Kopie des Briefes ist dem Exemplar »Das andere Leben« (wie Anm. 29) beigelegt, das im Januar 2012 für die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien erworben wurde (Signatur: 50298, N: 10). Für Hilfe beim Lesen der ziemlich ausgeschriebenen Schriftzüge Schmidts danke ich Frau HR Dr. Margot Schindler und Herrn HR Prof. Dr. Klaus Beitl, beide Wien.

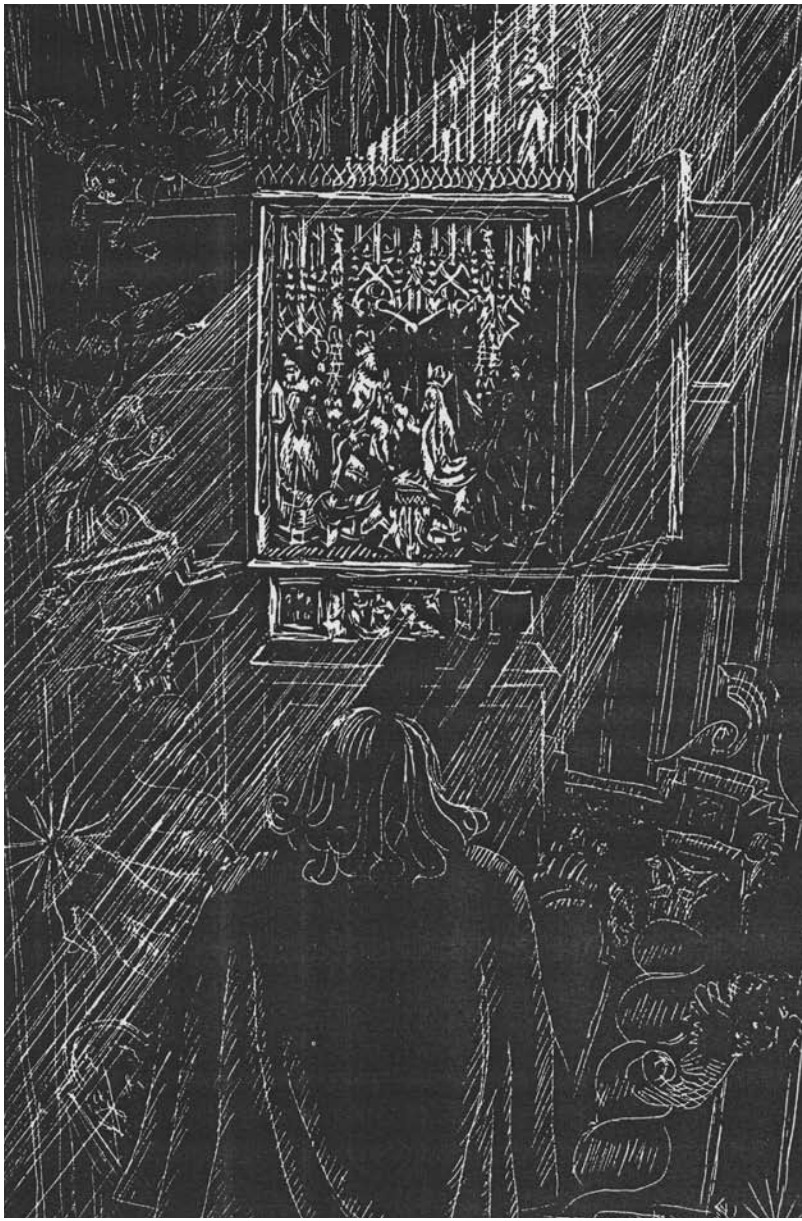
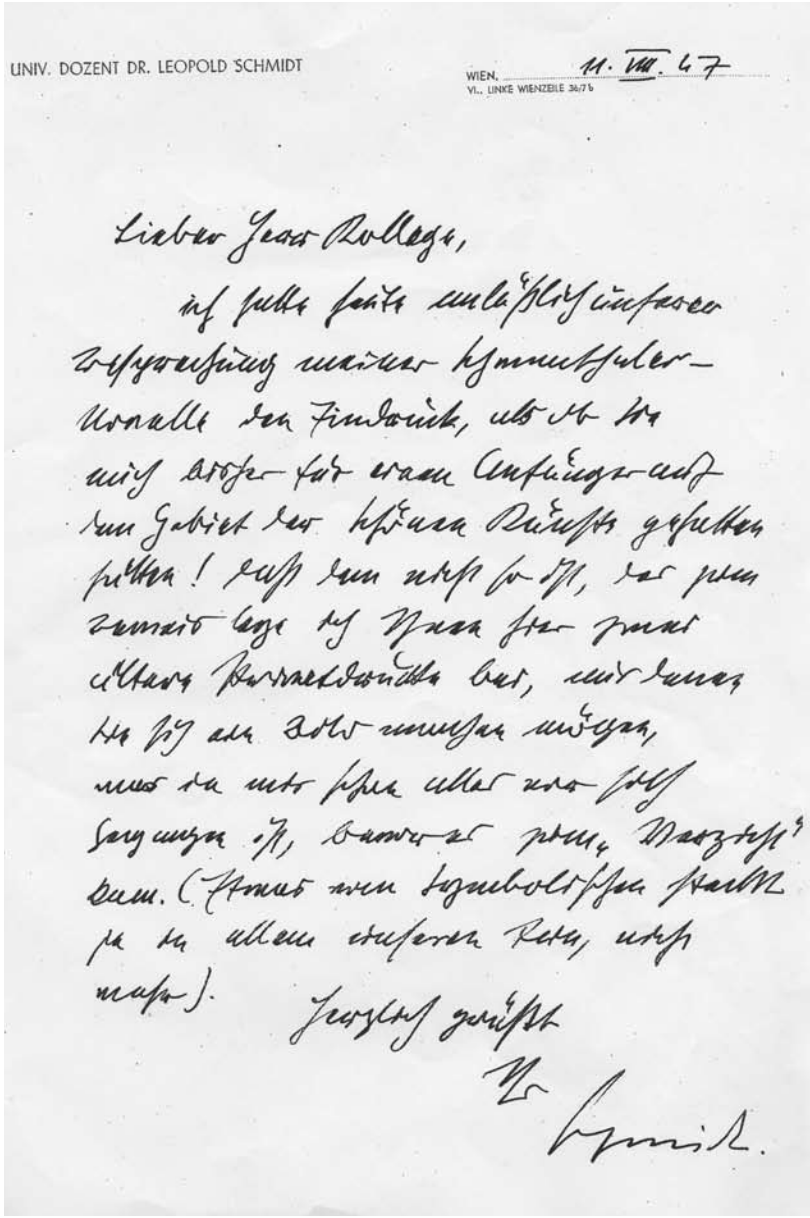


Abb. 4: Schwanthalers Umkehr-Erlebnis vor dem alten Altar. Schabzeichnung von Hanno Bujatti. In: Schmidt (wie Abb. 2), S. 31.



UNIV. DOZENT DR. LEOPOLD SCHMIDT

WIEN, 11. VIII. 47
VI., LINKE WIENZEILE 36/7 b

Lieber Herr Kollege,

ich hatte heute anläßlich unserer Besprechung meiner Schmutzhuler-Novelle den Eindruck, als ob Sie mich bisher für einen Anfänger auf dem Gebiet der schönen Künste gehalten hätten! Daß dem nicht so ist, das zum Beweis lege ich Ihnen hier zwei ältere Privatdrucke bei, mit denen Sie sich ein Bild machen mögen, was da mir schon alles vor sich gegangen ist, bevor es zum „Verzicht" kam. (Etwas vom symbolischen steckt ja in allem unseren Tun, nicht mehr).

Herzlich grüßt

Ihr

Schmidt.

Abb. 5: Der »Verzicht«-Brief vom 11. August 1947. Briefkopie, vom Empfänger eines Belegexemplars von L. Schmidts Novelle »Der Verzicht« ins Buch eingelegt. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, Bibliothek, 50.298.

Wir alle wissen von uns selber, daß wir, um uns seelisch zu stabilisieren, unsere Erinnerungen stilisieren, Leopold Schmidt hat da gewiß keine Ausnahme gemacht. Über seine Motive, die Konzentration auf die Wissenschaft Volkskunde anzustreben, wollen wir nicht weiter spekulieren – wir wollen diejenigen stehen lassen, die er selbst genannt hat. Darüber hinaus wird gelten: Jeder, der in unserem kleinen Fach versucht hat zu reüssieren, findet Erhellung, wenn er in seine eigenen dunklen Tiefen zu blicken sich traut.

Viel zu glatt aber wäre es, das, was Schmidt Verzicht nennen wollte, auf den Abschied von der freien Poesie und auf die Auslieferung an *die Wissenschaft* zu beschränken; vielmehr mußte Leopold Schmidt, dem Schöngeist, die Auslieferung an die Wissenschaft *Volkskunde* zum Problem werden – eine furchtbare Disziplinierung des so umfassend interessierten Bildungsbürgers. Fortan durfte er nicht mehr – wie etwa in den Gedichten – vom »Pöbel« reden, vom »Haufen« (»Was schiert der Haufe mich«), von den »Wichten«[36]; er mußte nun den Pöbel, den Haufen, die Wichte unerbittlich lieben als ›Volk‹[37]; er, der Liebhaber feinster Nuancen in der Kunstproduktion, mußte jetzt die mißlungensten Schnitzstümpereien als Volkskunst preisen. Was hat er sich da angetan? Er wird es geahnt haben, welcher Preis zu zahlen ist für den Anspruch auf gesicherte Aussage, die man vielleicht gar erzwingen kann mit Wissen und Fleiß. Ich zitiere ein letztes Gedicht, es trägt den Titel »Heilige Scheu«:

»Zieh nicht gedankenlos den Schleier weg / Und laß die Hand vom Antlitz der Dämonen, / Denn heilig sind uns ihre dunklen Nischen, / Und urgeweiht das Haus, in dem sie wohnen. // Laß die goldne Wand der bunten Bilder, / Laß den Mantel spitzenschwerer Tücher, / Ehre des Geheimen Zier und Schild; / Rühr nicht an die Sibyllinschen Bücher.« Und dann, am Schluß, fordert der Dichter Einkehr, Bescheidung, Askese (»Fasten und Gebet«) und endet, trotzig fast, mit den

36 L. M. Schmidt: Herber Lenz (wie Anm. 30), S. 19 f.

37 Vgl. dazu Martin Scharfe: Die Volkskunde und ihre narzißtische Utopie. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde. Graz, 6/2, 1991, S. 33–36; zur Doppelung des bürgerlichen Blicks aufs Volk ders.: Hessisches Abendmahl. Exkurs zu Wissenschaft und Vergewisserung in volkskundlichem und folkloristischem Tableau. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 26, 1990, S. 9–46.

Zeilen: »Dann kannst vielleicht die Gnade du erzwingen: / Denn die Götter reden, *wann wir wollen*.«[38]

So gibt es vielleicht keinen Verzicht und keinen Verlust ohne Gewinn. Um den Gewinn für sich selber wird Leopold Schmidt sehr wohl gewußt haben, darüber zu urteilen steht uns nicht zu. Den Gewinn für das volkskundlich-wissenschaftliche Werk indessen – und damit für uns alle! – dürfen und sollen wir ausführlichst besprechen: jenes Surplus nämlich, das der einst mit dem ›anderen Leben‹ liebäugelnde Autor vollkommen in sein ›Leben mit der Volkskunde‹ eingetragen hat. Er hat ja seine Vermögen nicht dahintengelassen, sondern in seine (und unsere) Wissenschaft hineingerettet.

II. Der Wissenschaftler Leopold Schmidt. Sechs Ansichten

Reflexion auf die Interessen

Ich will also verschiedene Vermögen des Volkskunde-Wissenschaftlers Leopold Schmidt aufrufen, soweit sie mir auch heute *noch*, ja vielleicht sogar *erst* heute als in die Zukunft weisend erscheinen – obwohl sie sich sicher nicht immer in die derzeit im Fach herrschenden Strömungen einfügen; es sind eben Ansichten, Meinungen also, die freilich keineswegs nur luftige und substanzlose Subjektivismen sind, sondern die zugleich auch objektiv erkennbaren, sichtbaren Seiten, An-Sichten eben der Wissenschaftstätigkeit des Leopold Schmidt, entsprechen.

Es war ja schon die Rede von den ›innerlichen Fäden‹ aufgefallen, die den Autor in ›leidenschaftlichster Objektivität‹ an seinen Gegenstand binden – eine Art ›höherer Subjektivität‹ hatte er das genannt.[39] Aber natürlich ist es weit eher eine höhere *Objektivität*, weil der Autor zu prüfen sucht, welche Sympathien und welche Abneigungen an ihm zerren und seine Untersuchungslust und seine Urteile auf ihre Seite

38 L. M. Schmidt: Herber Lenz (wie Anm. 30), S. 15. – Denkwürdig auch die Schlußzeilen (nach dem Abstieg vom Gebirge) im Gedicht »Gebet in den Bergen«: »Meine Brüder sollen mich wieder / Treten, bespeien und lieben.« Ebd., S. 60. – Hervorhebung von mir, MSch.

39 Vgl. L. Schmidt: St. Radegundis (wie Anm. 12), S. 5.

zwingen wollen. Schmidt hat sich nicht gescheut, sogar ganz triviales »Ressentiment« in Erwägung zu ziehen.[40] Daß seine selbstkritisch-methodologischen Grübeleien oft zu keinem Resultat führten, tut der Sache keinen Abbruch; ungewöhnlich ist es und genug, daß er sie vor uns ausgebreitet hat[41]: »Weiß Gott«, hat er einmal geseufzt, weiß Gott, »wie solche Dinge innerlich vor sich gehen.«[42]

Erahnung der »tieferen Schichten«

Doch über Ahnungen verfügte er schon; nicht zuletzt das Spiel seiner poetischen Versuche hatte sie ihm vermittelt. Es ist erstaunlich und beachtenswert, wie ungeschützt er in einem seiner Gedichte einen Traum preisgibt.[43] Später nannte er solche Erfahrungen »Schulung«: »denn ich wußte nun, wie es im Herzen des Schöpferischen zugeht, und wie der Weg aus dem Unbewußten bis in die schreibende Hand verläuft.«[44]

Jedenfalls hat er sein Interesse an der Bedeutung untergründiger Kräfte und Antriebe für die Kultur wohldosiert in sein Denken eingelassen und immer wieder geäußert. Seinem Freund und Mentor Rudolf Kriss gestand er zu, daß er den »weiteren Umkreis« überblicke. Für sich selbst dagegen nahm er in Anspruch, die »tieferen Schichten« zu sehen.[45] Ihren Ausdruck fand diese Sensibilität, diese Kompetenz in Hinweisen auf Ambivalenzen[46] oder auf kulturelle Sublimierungen des Sexualtriebs, vor allem aber in der durchgängigen Verwendung des Begriffs des Unbewußten – womit er zu erkennen gab, daß er um das Verräterische des Ausdrucks Unterbewußtsein wisse (der ja bekanntlich anzeigt, daß sein Nutzer niemals gründlich Freud studiert hat).

40 Ders.: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 124.

41 Vgl. z. B. ebd., S. 184 (über Leopold Schmidt: Die Volkskultur der romanischen Epoche in Österreich. In: Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs 1964, S. 35–91).

42 L. Schmidt: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 10 (über seine Liebe zur Geschichte).

43 L. M. Schmidt: Herber Lenz (wie Anm. 30), S. 51 (»Traum«).

44 L. Schmidt: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 33.

45 Ebd., S. 46.

46 Vgl. z. B. Leopold Schmidt: Vom Kobold zum Kasperl. Dämonische Lustigmachergestalten im deutschen Puppenspiel des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: ders.: Die Volkserzählung. Märchen. Sage. Legende. Schwank. Berlin 1963, S. 202–210, 391–393.

Dieses Wissen mag ihm eher im Gespräch als durch das Studium psychoanalytischer Literatur zugewachsen sein[47], gleichwohl finden sich im Werk unübersehbare Spuren dieses Interesses und dieser Erkenntnistendenz[48]; die Hinweise sind freilich stets vorsichtig verpackt und in fast elegante Form gebracht – womit wir auf eine dritte Facette jenes Vermögens gestoßen sind, das – als Surplus, sagte ich – in die Wissenschaftstätigkeit eingegangen ist. Ich nenne sie: Möglichkeitsform und Mutmaßung und meine damit Schmidts Spiel mit der Sprache.

Möglichkeitsform und Mutmaßung

Die große Bedeutung, die das Sprachspiel für ihn hatte, ist so unübersehbar, daß man sie fast nicht erwähnen muß; doch man muß sie erwähnen, weil das Gefühl für die Sprachkunst wissenschaftlicher Texte in den letzten Jahrzehnten ganz offensichtlich sich abgestumpft hat: Versuche der Imitation oder doch wenigstens die Absicht der Nacheiferung wären uns allen bekömmlich – wenigstens das böte sich in Selbstversuchen an: die stilistische, die genießende Lektüre sogenannter Sachtexte. Empfehlungen wären rasch ausgesprochen. Gerade da, wo andere den Halt verlieren – beim Verlust der Fußnote –, ist Leopold Schmidt zuweilen geradezu großartig (ich erwähne nur seine »Volkskunst in Österreich«[49]). Doch selbst da noch, wo er einen großen Text in kleine Sachkapitelchen aufzulösen und mit zahllosen Literaturhinweisen zu fundamentieren hat (wie etwa in dem zwar ziemlich unbekannten, aber großen Text »Die Volkskultur der romanischen Epoche in Österreich«[50]), vermag er hinreißend zu erzählen: sein Duktus erinnert mich an denjenigen der großen Historiker-Erzähler des 19. Jahrhunderts wie Jacob Burckhardt oder Ludwig Friedlaender, die ja trotz aller Fortschritte ihres Faches gerade wegen ihrer Sprach-

47 Sonst hätte er wohl den Ausdruck Archetypus kaum als ›*psychoanalytisches* Kennwort‹ bezeichnet. Vgl. ders.: Volkskunst in Österreich. Wien, Hannover 1966, S. 60. – Hervorhebung von mir, MSch.

48 Vgl. z. B. L. Schmidt: Volkskunst in Österreich (wie Anm. 47), S. 55–58 (über die Darstellung weiblicher Geschlechtsmerkmale in der Volkskunst).

49 Wie Anm. 47.

50 Wie Anm. 41.

kompetenz (die immer auch zugleich Gedankenkompetenz ist) nicht überholt sind.

Fast mehr noch werden Leserinnen und Leser aber auf feine Details stoßen – etwa auf die Finessen eines Konjunktivs (»Das würde nicht gerade fernliegen« heißt es, nachdem uns die Vermutung unterbreitet ist, Meister Hemmerlein als einer der Ahnherren des Kaspertheaters könnte »ursprünglich ein phallischer Dämon« gewesen sein[51]) oder auf die kalte Ausstrahlung eines knappen Passivsatzes, der das gänzlich unspektakuläre, aber unwiderrufliche Verdämmern eines ehemaligen Lichtes – der Thesen nämlich eines Karl von Spieß – zum Ausdruck bringt: »Es war [...] davon nichts mehr zu halten.«[52] Die wissenschaftlichen Tugenden der sprachlichen Vorsicht, Umsicht, Beweglichkeit führen uns hinüber zu einer vierten Ansicht Leopold Schmidts – ich meine seinen Mut, die Ahnung als wissenschaftliche Kategorie ernstzunehmen, dem Einfall seinen Zufallscharakter zu gönnen und Theorien flott zu installieren, ohne davon viel Aufhebens zu machen.

Ahnung und Einfall

Hermann Bausinger, als er einmal auf moderne Gedenktage wie Valentinstag, Tag des Baumes, Muttertag zu sprechen kam, hat angemerkt: »dafür hat Leopold Schmidt die richtige Formel gefunden« (er meinte die Formel: Tage des schlechten Gewissens).[53] Das könnte man nun in der Tat öfters sagen und erinnern an Formeln und Ausdrücke wie: Leben in überlieferten Ordnungen, Stoffheiligkeit, Requisitverschiebung, Gestaltheiligkeit, Brauch ohne Glaube. Zur letzteren Formel hat uns ihr Erfinder gar die Umstände des Einfalls mitgeteilt (es

51 L. Schmidt: Vom Kobold zum Kasperl (wie Anm. 46), S. 206.

52 Ders.: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S 193. – Zur inhaltlichen Kritik an dieser zurückhaltenden Position vgl. insbesondere Olaf Bockhorn: Von Ritualen, Mythen und Lebenskreisen: Volkskunde im Umfeld der Universität Wien. In: Wolfgang Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen in der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 477–526; hier bes. S. 497–501.

53 Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971. Nachdruck Tübingen 1987, S. 240.

war der Blick aus dem Bürofenster auf das Zeremoniell der Wachablösung auf dem Heldenplatz).[54]

Der sprachlichen Flexibilität sekundierte also stets die Courage zur großen These, die ihr Urheber gelegentlich geradezu eruptiv hinausschleuderte – was hin und wieder (und verständlicherweise) auf Kritik gestoßen ist: da sei zuweilen *nur* der Einfall, das *Thema* der Melodie gewissermaßen, es fehle indessen (wie die Musikkenner sagen) die *Durcharbeitung* des Themas. Das mag in manchen Fällen zutreffen. Ich aber muß gestehen, daß ich viel Sympathie für eine Auffassung von Wissenschaft habe, der es wichtiger ist, Anregungen und Denkanstöße zu erhalten als hilflos vor perfekten System-Bergen zu stehen, die zur Unkenntlichkeit zerkaut sind.

Das Werk und sein Ausdruck

Aber ab und zu hätte man sich doch mehr Interesse an der Vermeidung von Mißverständnissen, also mehr Konzentration, mehr Beharrlichkeit auf Fragen der Theorie gewünscht. Das gilt insbesondere für den Versuch einer Klärung des Verhältnisses der kulturellen Objektivationen zu den kulturellen Subjektivationen im volkskundlichen Forschungsprozeß, im Klartext: des Verhältnisses und der erkenntnismäßigen Bedeutung von Analysen des menschlichen Werkes oder Gebildes (Bild, Haus, Lied, Brauch undsoweiter) und von Analysen aktueller sprachlicher Äußerungen, vor allem in der Befragung.

Leopold Schmidt hat eine gründliche Erörterung dieser Probleme verweigert oder doch nicht für notwendig erachtet, er hat eher geraunzt und, so mußte es empfunden werden, schnippische Einwürfe gemacht – in Erinnerung sind solche Sprüche wie der vom Unsinn, die Meinung »jedes zufällig in den Weg laufenden Menschen« zu erfragen und den »geistigen Letztverbraucher als Orakel anzusehen«[55]; dazu fügt sich die Kritik an museologischen Versuchen, Brauchrequisiten funktionalistisch zu beleben, mit der giftigen Wendung, das sei »Fehl-

54 L. Schmidt: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 243 (»Damals ist mir die Formel ›Brauch ohne Glaube‹ zuerst eingefallen [...].«).

55 Zit. bei Gertraud Liesenfeld, Herbert Nikitsch: Neubeginn und verfehlte Sachlichkeit – Zur Volkskunde Leopold Schmidts. In: W. Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft (wie Anm. 52), S. 602–616; hier: S. 608.

konservierung von Erlebnisresten«.[56] Das alles erinnert an die Dichterworte vom Pöbel, vom Haufen, von den Wichten[57] und hat Schmidt in den Verdacht der Überheblichkeit gesetzt – er nehme ›die Menschen‹ nicht eigentlich ›ernst‹, weil er die direkte Kommunikation verweigere oder doch meide; er sei der typische Schreibtisch- oder gar ›Lehnstuhl‹-Wissenschaftler[58], jedenfalls kein ›Feldforscher‹ und somit einer überholten Wissenschaftsauffassung verpflichtet. (Abb. 6)

Ich weiß nicht, ob er auf diese Kritik mit den selben Argumenten geantwortet hätte wie ich Späterer (ich Zwerg auf den Schultern des Riesen); aber *einer* seiner Einwände ist belegt: die insbesondere seit den sechziger Jahren üblich gewordene, an einer positivistisch gesinnten Soziologie orientierte Befragungstechnik rechne in aller Regel mit einem Menschen, der sich in Bewußtsein erschöpfe, und könne damit nicht in die Tiefe vordringen.[59] Die Werke aber, die objektiven Hervorbringungen der Menschen, bewahrten sehr viel tiefere und komplexere, freilich unbewußte und deshalb meist verschlüsselte Aussagen über die Menschen und ihre Bedürfnisse – das ist der Kern von Leopold Schmidts Skepsis und die Grundlage *seiner* Empirie und wahrscheinlich auch der eigentliche Grund eines großen Mißverständnisses. Was gemeint ist, will ich an drei Beispielen zeigen.

Das erste Beispiel findet sich im Musikkapitel der »Briefe an Wien« – es geht um die Erlkönig-Vertonung Schuberts und den eigentümlichen Umstand, daß Goethe auf die beiden Sendungen des Komponisten nie geantwortet hat. Schmidt hat eine so eigenwillige wie

56 L. Schmidt: Das Österreichische Museum für Volkskunde (wie Anm. 14), S. 48.

57 Vgl. Anm. 36.

58 Vgl. G. Liesenfeld, H. Nikitsch: Neubeginn (wie Anm. 55), S. 608.

59 Vgl. die ebd. mitgeteilten Zitate aus den Jahren 1962 und 1966. – Im Rückblick auf die eigentümliche Ertragslosigkeit der sogenannten modernen empirischen Techniken lassen sich weitere Zweifel andeuten, zum Beispiel: 1) Woher rührt das Recht, den positiv besetzten Ausdruck Feld für eine bestimmte Methodik zu reklamieren? (Schmidt arbeitete auf einem anderen ›Feld‹!) 2) Basiert der gesamte moderne Funktionalismus, der den Gegenständen ihre sozusagen ›ab ovo‹ innewohnende Bedeutung nimmt und in allem Werk nur die Bedeutungs*zumessung*, also ›Konstruktion‹ sieht, nicht auf einer ähnlichen Hybris des menschlichen Subjekts, wie sie auch den Haupttendenzen unserer technologischen Zivilisation zugrundeliegt? 3) Was heißt: ernstnehmen? Sind Menschen letztlich nicht erst dann wirklich ernstgenommen, wenn auch ihre ihnen selbst unbewußt bleibenden Tendenzen, die zunächst unerkannt in ihre Werke eingehen, beachtet werden?

Abb. 6: »Hofrat Dr. Leopold Schmidt im Gespräch«, 1962. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, Photothek, 51.471. Foto: Klaus Beitl.

tiefsinnige Erklärung dieser Hemmung versucht: »Wenn die Lieder, die doch schon gesungen waren, noch einmal vertont werden mußten, dann sollten Zelter oder Reichhardt ihre kleinen Melodien darüberlegen und so eher verbergen als enthüllen, was an diesen Liedern einst Leid gewesen.«[60] Diese feine Mutmaßung ist zum einen natürlich eine schöne Bestätigung der These vom großen Interesse Schmidts an Prozessen in der Tiefe der menschlichen Seele; sie ist aber zum andern (und darauf kommt es mir im Moment an) auch Ausdruck einer Auffassung, die im Werk – hier im poetischen Text – Leiderfahrungen versenkt und aufbewahrt sieht, die durch ein anderes Werk – nämlich Schuberts Musik – enthüllt, also verraten werden könnten.

Doch sind auch gleichsam volkskundliche Beispiele aufzubieten. Im selben Buch finden wir den Hinweis auf die Bedeutung der äußeren Gestalt von Häusern (»Die Häuser sagen in den seltsamsten Spra-

60 L. Schmidt: Geliebte Stadt (wie Anm. 21), S. 113.

chen oft aus, was die Menschen oft kaum denken«[61]) – was zeigt, daß Schmidt über diese seine methodologische Grundmaxime schon früh verfügt hat. Ein drittes Beispiel zeigt die ganze Komplexität dieses Ansatzes. Nachdem der Autor in seiner Radegundis-Studie lang und breit die unendlichen Verwicklungen der in Frage stehenden Epoche mit ihrer Ränke, ihrer Gewalt, ihren Morden und ihren kriegerischen Beutezügen versucht hat zu schildern und zur Konjunktur der Namen mit dem Wurzelwort Rat in Beziehung gesetzt hat (er spricht davon, daß die Rad- und Rat-Namen als gewissermaßen heilig empfunden worden seien: »Heiligkeit« der Namen[62], Namensheiligkeit), kann er die Stiftung des Patroziniums der heiligen Radegundis als Initiative der unbewußt »schuldbewußten Gestalter dieser großen Rat-Losigkeit« begreifen[63] und das Kalksteinrelief von Weigelsdorf (mit der Darstellung eines unendlich währenden, unentschiedenen und sinnlosen Kampfes zwischen den Tieren der drei Reiche) als Ausdruck der Empfindungen der Untertanen: »So ähnlich müssen den beschauenden Menschen der Zeit, zu denen wir vielleicht auch jene Steinmetzen-Bildhauer rechnen dürfen, die Kämpfe der Mächtigen dieser Zeit vorgekommen sein«[64] – sowohl die Verehrung einer Heiligen als auch ein Bildstein also als Symptom, als der »gültige Ausdruck« des Zeitalters.[65] (Abb. 7)

Die These aber, daß die äußere Gestalt eines von Menschenhand geschaffenen Gebildes Ausdruck sei der ins Gebilde eingegangenen Tendenzen und Affekte, ist der eigentliche Kern des Satzes von der Gestaltheiligkeit; alles andere (etwa die mögliche Beziehung der Sichel- und Sensenform zu Mondvorstellungen[66]) ist Unter-These. Das ist nicht immer begriffen worden. Aber dies sollte begreiflich sein: daß dieser Theorie zufolge die Gestalt als objektive Form mehr umfaßt und, wenn wir Geschick und Glück haben, auch mehr zu sagen weiß, als die Subjekte zu sagen wissen. Das ist der letzte Grund für den kritisierten

61 Ebd., S. 9.
62 L. Schmidt: St. Radegundis (wie Anm. 12), S. 54.
63 Ebd., S. 63.
64 Ebd., S. 62.
65 Ebd., S. 63.
66 Vgl. Leopold Schmidt: Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Studien zu den Ernteschnittgeräten und ihrer Stellung im europäischen Volksglauben und Volksbrauch. Wien 1952.

Abb. 7: Der Weigelsdorfer Reliefstein als gültiger Ausdruck seines Zeitalters. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, Photothek, 48.429. Foto: unbekannt.

Umstand, daß Leopold Schmidt die Befragung der Objekte (der kulturellen Objektivationen) über die Befragung der Subjekte gestellt hat.

Zwiesprache

Die Methode dieser Befragung der Gebilde hat er als Zwiesprache bezeichnet; so erwähnt er etwa die intensive »Zwiesprache mit dem Elisabeth-Schrein in Marburg«.[67] Wohl um die Stille dieser Art von Kommunikation zu bezeichnen und die Einsamkeit, in der sie sich vollzog, nannte er sie auch Selbstgespräch, wobei sich willige Objekte »abtasten«, andere dagegen sich ihr Wesen »nicht entreißen« ließen.[68]

67 Ders.: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 184.

68 Ders.: Vor gotischen Flügelaltären (wie Anm. 9), S. 108 (Nachwort). – Es wäre indessen fatal, folgte man einer Fährte, die er selbst ausgelegt hat – wollte man also die Methodik der Zwiesprache abtun als Kompensation eines persönlichen Defekts; er behauptete nämlich von sich, er sei einer gewesen, der sich »nun einmal nicht wirk-

Abb. 8: Leopold Schmidt in Zwiesprache mit einem Gerät, 1960.
Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, Photothek, 27.359.
Foto: Klaus Beitl, 1960.

(Abb. 8) Es mag Leute geben, die bedauern, daß er es nicht für nötig befand, die Methode näher zu beschreiben. Doch wer seine Arbeiten wirklich studiert, lernt bald, daß sie fünf Ingredienzien hatte: 1) fleißig erworbenes Detailwissen (das Prinzip, das er »Zettel auf Zettel« nannte[69]); 2) Beherrschung der Techniken der Beschreibung und Interpretation kultureller Objektivationen (wie Bild oder Text), 3) Interesse an den ›tieferen Schichten‹, 4) Interesse an der Ahnung, am Einfall, 5) Geduld, Stille, Zeit. Mir scheint, daß es ihm ein heftiges Anliegen war, diese Fähigkeiten und Fertigkeiten anzuwenden, um das Phänomen Groteske aufzuhellen.

III. Die Groteske. Sechs Aspekte

Überlieferte Unordnungen

Das Wesen des Grotesken scheint Leopold Schmidt fasziniert zu haben: »Das Gebiet«, schrieb er im Vorwort zum Katalog der Ausstellung über »Die Groteske in der Volkskunst«, 1975, »erweist sich immer wieder als bemerkenswert groß, aber auch als eigentlich wenig erforscht.«[70] Er verstand die Initiative als »Hinweis auf ein sonst weithin übersehenes Thema«[71] und wunderte sich wohl über den Umstand, daß dieses Desinteresse in merkwürdigem Widerspruch stand zur Fülle und Vielfalt des im volkskundlichen Museum gesammelten Gutes: allerlei in steif-bizarren Bewegungen sich verlebendigendes Spiel-Zeug wie das mechanische Orchester (Abb. 9) oder die Nick- und Wackelfiguren; dann wunderlich verzerrtes Tier- und Menschengesicht auf Gerät und Werkzeug wie Kleiekotzern, Hobeln, Hirtenstöcken, Wetzsteinkumpfen, Sensenscheiden, Ladenschlangen,Tonkrügen; das fast unendliche Gebiet des Maskenwesens ohnehin; sodann entstellender

lich aussprechen konnte, und dem die Aussprache selbst auch nie sehr viel bedeutet« habe, »wenn sie schon personell gelungen sein sollte«. Ders.: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 69.

69 L. Schmidt: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 125.

70 Ders.: Die Groteske in der Volkskunst. Ausstellung [des Österreichischen Museums für Volkskunde] im Praemonstratenserstift Geras. Katalog. Wien 1975, S. 5.

71 Ebd., S. 11.

Abb. 9: Das mechanische Orchester mit beweglichen Figuren – ein Beispiel für Groteskes im Museum.
Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, Inv.Nr. 41.916.

Abb. 10: Das Emblem des Österreichischen Museums für Volkskunde (seit 1994).

Spott auf Bauern, Türken, Juden, überhaupt Andersgläubige, auf Mißgestaltete wie Zwerge, Bucklige, Schielende, Kropfige. Es ist fast kein Ende zu finden, und einzelnen Feldern hat Schmidt sich auch in speziellen Studien zugewandt, die fast durchweg Neuland betraten: den Masken selbstverständlich[72], den langen und spitzen Nasen, der Figur des Kaspers, den menschengestaltigen Nußknackern mit ihren monströsen Kinnladen (mit dem feinen Titel übrigens: »Kleine Nußknackersuite«), nicht zuletzt jenem Groteskvogel, der ein zweites Gesicht auf der Brust trägt und seit Jahren das Signum des Österreichischen Museums für Volkskunde ist.[73] (Abb. 10)

Schmidt hat diesen Rahmen freilich noch viel weiter gespannt, er hat Teufels-, Toten- und Narrentänze erwähnt und die Gebilde mittelalterlicher Steinmetzen: Fratzen und aus der Form gelaufene Gestalten über Haustüren, an Giebeln und Erkern, in Kirchen an Schlußsteinen, Wanddiensten und Kapitellen oder außen am Kirchengebäude als Wasserspeier – alles Ausdruck der, wie er sagte, »gar nicht geheimen Lust am Außergewöhnlichen in häßlicher Gestalt«.[74]

Die ›gar nicht geheime Lust‹ an der absonderlichen Bizarrerie des Grotesken hat also auch Leopold Schmidt überfallen und besetzt, und es wäre sicher zu billig, darin nur die kleine und wohltuende Flucht aus einer beamtenmäßig betriebenen Wissenschaft zu sehen – nein: Es war sein Interesse an den ›tieferen Schichten‹; und einer, der seine Volkskunde definiert hatte als »Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen«[75], mußte sich doch notwendigerweise auch angezogen fühlen von überlieferten Unordnungen – zumal, wenn sie, wie jene

72 Leopold Schmidt (Hg.): Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung. Wien 1955.

73 Vgl. ders.: Werke der alten Volkskunst. Gesammelte Interpretationen. Rosenheim 1979. Darin: Spitze Nase, spitzes Kinn. Zu einem Masken- und Typenspruch (1952; S. 40–42); Hanswurst und verwandte Gestalten in der Volkskunst (1946; S. 43–48); Kleine Nußknackersuite. Einige Tischgeräte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (1971; S. 26–28); Der Vogel Selbsterkenntnis. Zwischen Volkskunst und Redensart (1952; S. 18–22); vgl. auch ders.: Vom Kobold zum Kasperl (wie Anm. 46).

74 Ders.: Die Groteske (wie Anm. 70), S. 7.

75 Ders.: Die Volkskunde als Geisteswissenschaft. Gesammelte Abhandlungen zur geistigen Volkskunde. Wien 1948, S. 9–31; hier: S. 13. – Das volkskundliche Museum hat demnach die Aufgabe, die ›greifbaren Zeugnisse‹ »des althergebrachten Lebens in überlieferten Ordnungen« zu sammeln. Ders.: Das Österreichische Museum für Volkskunde (wie Anm. 14), S. 5.

Ordnungen, in einem »eigentümlichen Zustand der Unbewußtheit empfangen und gelebt werden«.[76]

Wesen und Grenzen des Grotesken

Aber das Groteske, die Groteske ist nicht einfach die Antithese zur Ordnung und bezeichnet nicht nur das aus der Ordnung Geratene, ist also mehr als Störung, Ablehnung, Widerspruch oder, mit Werner Kofler zu sprechen: Amok gegen Harmonie.[77] Sie meint nicht die üblichen kontrakulturellen Tendenzen wie Weltflucht oder Kriminalität oder Anarchie. Zwar ist sie Ausdruck einer kulturellen Dystonie oder, wie Friedrich Dürrenmatt formuliert hat, »Gestalt [...] einer Ungestalt«[78] – aber eben Gestalt mit einem spezifischen Aroma. Dieses Aroma ist eine eigentümliche Mischung aus Gelächter und Grauen; Schmidt hat es, wenn ich so sagen darf, zu erschnüffeln versucht.

Eine seiner Studien, »Pygmalion in den Alpen«, befaßt sich ausdrücklich mit dem Unheimlichen. Er setzt die antike Sage vom König, dem eine Elfenbeinschnitzerei so vollkommen gelingt, daß er sich in das Kunst-Mädchen verliebt und dessen Verlebendigung erbittet und erreicht, in Beziehung zur alpinen Sennenpuppensage, derzufolge die Älpler sich einen weiblichen Popanz schaffen, ihn sexuell benutzen, danach sich aber abwenden. Das Ende ist grausig, dem Sennen wird die Haut abgezogen, und der Popanz steht, lebendig geworden, als Sieger auf dem Dach: »krasses Schlußbild«, lesen wir, »einer unheimlich gewordenen Geschichte«.[79] Das Grauen deckt alles zu, da ist kein Raum mehr für die mehr oder minder bizarre Komik, die man der Groteske doch zurechnen darf.

76 Ders.: Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (wie Anm. 75), S. 19.

77 Vgl. Werner Kofler: Amok und Harmonie. Prosa. Berlin 1985.

78 Friedrich Dürrenmatt: Theaterprobleme. In: ders.: Theater-Schriften und Reden. Hg. von Elisabeth Brock-Sulzer (1955). Zürich 1966, S. 117–124; zit. nach Willi Huntemann: Friedrich Dürrenmatt: Der Besuch der alten Dame. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 2010, S. 37.

79 Leopold Schmidt: Pygmalion in den Alpen. In: Antaios 11, 1970, S. 209–225; hier: S. 211. – Schmidts Methode und Deutungen sind natürlich nicht unwidersprochen geblieben; vgl. z. B. Gotthilf Isler: Die Sennenpuppe. Eine Untersuchung über die religiöse Funktion einiger Alpensagen. Basel 1971, S. 109–112, 143–150. Darüber zu urteilen kann im Moment nicht mein Interesse sein.

Zumindest indirekt stellt sich die Frage nach Bedingung und Anteil des Komischen an der Groteske in verschiedenen Beispielen der sogenannten Requisitverschiebung – jener überaus fruchtbaren These Leopold Schmidts vom Austausch der Requisiten in Erzählungen, Bräuchen und Bildern.[80] Ist die Gerippe-Gestalt des Todes, der statt mit dem Pfeil mit einer modernen Feuerwaffe schießt[81], komisch, ist das eine Groteske oder nur naive Selbstverständlichkeit, die uns, wie angesichts aller kulturellen Andersartigkeit, und sei sie uns noch so fremd, das Lachen verbietet? Die Frage ist schon früh diskutiert worden am Beispiel der in Pompeji und Herculanum gefundenen bizarr aufgeplusterten phallischen Objekte: sie seien nicht lächerlich, weil sie fest in Glauben und Anschauungen ihrer Zeit verankert gewesen seien.[82] (Abb.11) »Die Idole der Inder und Chinesen«, so hat Charles Baudelaire das im Jahre 1855 ausgedrückt, »wissen nicht, daß sie lächerlich sind.«[83] Wir verstehen, was gemeint ist, und wollen doch den Satz

80 Vgl. L. Schmidt: Gestaltheiligkeit (wie Anm. 66), S. 155.

81 Vgl. Leopold Schmidt: Der grimmig Tod mit seinem Pfeil. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 37, 1932, S. 33–38; hier: S. 36 f.

82 Vgl. Karl Friedrich Flögel: Geschichte des Grotesk-Komischen. [1. Aufl. 1788.] Neu bearbeitet und erweitert von Friedrich W. Ebeling. Leipzig 1862 (Reprint Dortmund 1978), S. 412; Verfasser des Kapitels »Objektive Kunst« ist Ebeling. Für den Hinweis danke ich meinem Marburger Kollegen Prof. Dr. Karl Braun.

83 Charles Baudelaire: Vom Wesen des Lachens und allgemein von dem Komischen in der bildenden Kunst (1855; Übersetzung: Wilhelm Fraenger). In: Ch. Baudelaire: Der Künstler und das moderne Leben. Essays, »Salons«, Intime Tagebücher. Hg. von Henry Schumann. 2. Aufl. Leipzig 1994, S. 117–137; hier: S. 127. Dem zitierten Satz geht folgende wichtige Passage voran (S. 126 f.): »Was die aus der Antike überkommenen Groteskfiguren anbelangt, die Masken, Bronzestatuetten, die muskelprallen Herkulesfiguren, die putzigen Priapen, spitzgeöhrt und mit zurückgeschnalzter Zunge, ganz Kleinhirn und Geschlecht, und weiter jene wunderlichen Phallen, auf welche sich die weißen Töchter des Romulus voll Unschuld rittlings setzten, diese monströsen Zeugungsglieder mit Glöckchen und mit Flügeln ausgestattet, so glaube ich, daß alle diese Dinge voller Ernstes sind. Venus, Pan und Herkules waren keine lächerlichen Gestalten. Sie wurden lächerlich, als Jesus kam. Plato und Seneca haben dieses Lachen gefördert. Ich glaube, die Antike war voller Hochachtung für Tambourmajore und Kraftpopanzen jeder Gattung, und jene ausschweifenden Fetische, die ich erwähnte, sind Zeichen der Verehrung, Kraftsymbole und keineswegs komisch gemeinte geistige Gebilde. Die Idole der Inder und Chinesen wissen nicht, daß sie lächerlich sind. Nur in uns Christen liegt die Komik.« Baudelaires Essai ist auch abgedruckt in Wilhelm Fraenger: Komische Bibliothek. Hg. von Ingeborg Baier-Fraenger. Amsterdam 1992, S. 255–267; das Zitat auf S. 261.

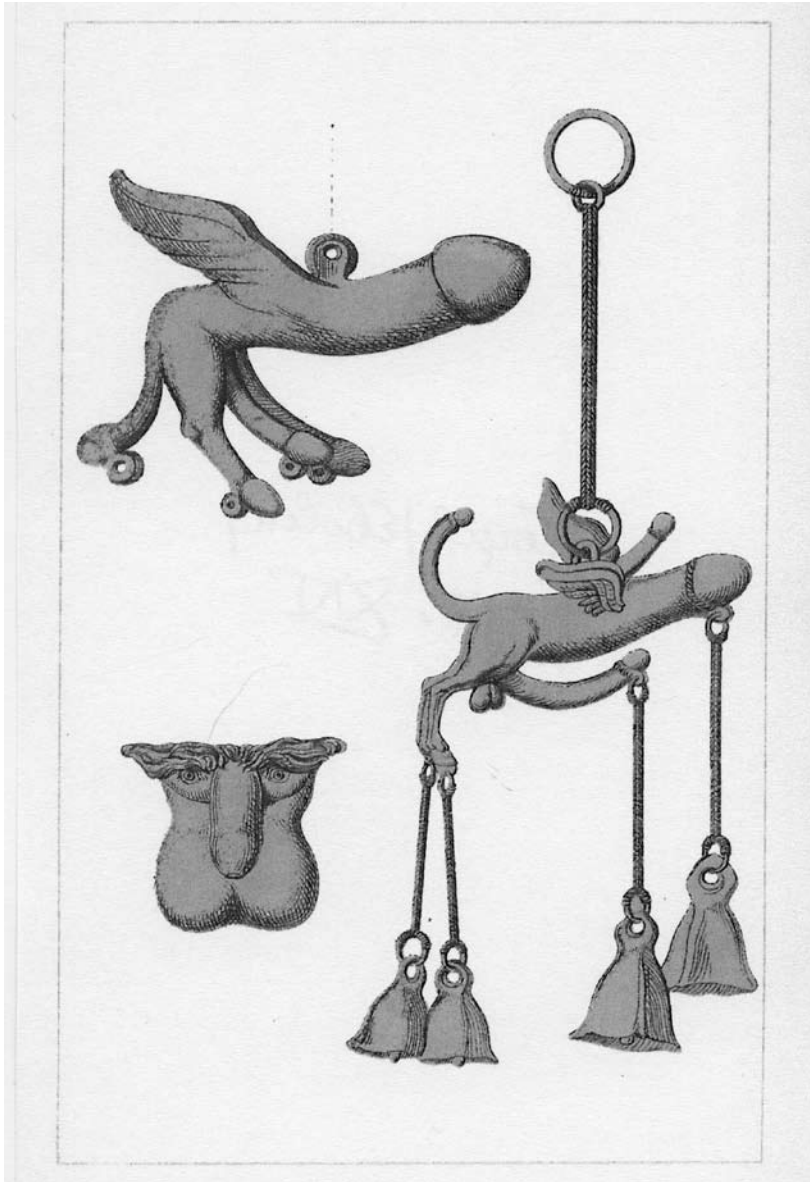


Abb. 11: »Phallische Amulette. Groteske Bronzen aus Herculanum und Pompeji«. Lithographie, 1862. In: Karl Friedrich Flögel: Geschichte des Grotesk-Komischen. Neu bearbeitet und erweitert von Friedrich W. Ebeling. Leipzig 1862, Tafel 14.

bewußt mitverstehen: sie *wissen* eben nicht um die Lächerlichkeit, sie sind nicht lächerlich *gemeint* – aber *objektiv* sind die Idole grotesk. So ist also längst die Frage nach der kulturellen Relativität und nach der Historizität des Lächerlichen gestellt und nach dem Anteil von Komik in der Groteske.

Auch zu dieser Frage kann man Aufhellung finden im Schmidtschen Werk. Wo wir kinderverträgliche Heiterkeit erwarten, im Kasperltheater etwa, warnt er vor den Eindrücken der Oberfläche und verweist auf dunklen Untergrund: die »menschengestaltigen Lustigmachergestalten« (das ist sein Ausdruck) sind nicht nur vielfach Figuren mit deutlich phallischer Tendenz (oder doch mit einem »geschlechtlichen Unterton«, wie er schreibt) – viel mehr noch: diese Komiker nähren sich aus unübersehbar dämonischen Herkünften.[84] Das Lachen bleibt einem also, wie man zu sagen pflegt, im Halse stecken. Nirgendwo kommen Wesen und Ambivalenz des Grotesken besser zum Ausdruck als in dieser höchst somatischen Redensart. *Die* Groteske (als die Gestalt *des* Grotesken) hat auch ihre äußerlichen Merkmale; das Motiv der deutlich betonten Nase gehört unabdingbar dazu.[85]

84 L. Schmidt: Vom Kobold zum Kasperl (wie Anm. 46). – Nicht unerheblich scheint mir der Umstand zu sein, daß Schmidt nicht auf dem Umweg über Freud-Lektüre, sondern auf gleichsam volkskundlich-empirischem Wege auf den Bedeutungszusammenhang Meister Hämmerlein-Hammer-Penis gestoßen ist. Er verweist nämlich auf eine Entdeckung, die Rudolf Kriss gemacht hatte: der war am Wallfahrtsort auf ein Hämmerchen gestoßen, das in der Kombination mit anderen Votivgaben eindeutig als Hinweis auf den Wunsch nach fruchtbarer Sexualität zu verstehen war. Kriss wird in den Gesprächen begeistert von diesem Fund berichtet haben. Vgl. Rudolf Kriss: Die religiöse Volkskunde Altbayerns. Dargestellt an den Wallfahrtsbräuchen. Baden bei Wien 1933, S. 121 f. – Aufschlußreich (auch für Schmidts Skepsis gegenüber Befragungen!) ebd. S. 122 die Anmerkung, daß diese Erkenntnis allein der Objektkonstellation und -analyse zu verdanken gewesen sei, während »aus dem Volke selbst bislang nichts zu erfragen war«. – Der Fund nochmals mitgeteilt und eingeordnet auch in Rudolf Kriss: Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten. Band 3: Theorie des Wallfahrtswesens. München-Pasing 1956, S. 170–175 (»Votivhämmer«).

85 Insbesondere Bachtin wurde nicht müde, auf die Bedeutung der Nase innerhalb der ›Lachkultur‹ hinzuweisen. Vgl. Michail Bachtin: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenwelt. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Hg. und mit einem Vorwort versehen von Renate Lachmann. Frankfurt am Main 1987, z. B. S. 357. Wichtig ist dabei der Verweis auf ein von dem unsrigen modernen völlig verschiedenes Körperkonzept (eigentlich: Leibkonzept), das von offenen Grenzen ausgeht.

Schnäbel und Nasen

Das ist Leopold Schmidt natürlich nicht entgangen, in mehreren Aufsätzen hat er sich das Thema vorgenommen[86] – es hätte einen nicht wundern müssen, wenn er, der ›schöngeistig‹ so gebildete Mann, auch auf Werke der Weltliteratur verwiesen hätte wie Nikolai Gogols Petersburger Nasen-Erzählung (von 1836) oder Laurence Sternes Tristram Shandy (1760–1767) mit den umwerfend komischen Nasen-Geschichten des Hafen Slawkenbergius. Schon aus diesen Lektüren von auffallend langen oder unförmigen Nasen und von Verwicklungen, die aus verlorengegangenen Nasen entstehen, hätte er den Fond des Unheimlichen und geheimnisvoller Triebkräfte erahnen und das dort Erahnte zu den Befunden seiner Empirie fügen können. Diese seine eigene Empirie sah er gestützt durch psychoanalytische Thesen über mögliche Bedeutungen von Nasen-Geschichten – Thesen, über die man sich längst nicht mehr streiten muß.[87] Hat doch ganz gewiß der eine oder andere unter uns mit irgend einem kleinen Kind das alte Spiel ›Nase stehlen‹ gespielt – also dem erschrockenen Kindchen die Nase weggezaubert und sie ihm dann (als durch die Faust gesteckten Daumen) vorgezeigt; wir hielten's für harmlosen Spaß, und doch war's, bei Licht besehen, die bekannte obszön-phallische Geste.

Mehrfach hat Leopold Schmidt auf ein Gewürzkästchen (wohl aus dem Tirol des 18. Jahrhunderts) mit eigentümlichem Schmuck hingewiesen: auf das Türchen ist ein Hanswurst »mit einer maskenhaft langen roten Nase gemalt«, »auf der ein kleiner Vogel sitzt«; Schmidt nennt es ein ›wunderliches Motiv‹.[88] Doch bedarf es keiner besonderen

86 Vgl. L. Schmidt: Hanswurst und verwandte Gestalten in der Volkskunst (1946, wie Anm. 73); Spitze Nase, Spitzes Kinn (1952, wie Anm. 73); ders.: Der Vogel Selbsterkenntnis (1952, wie Anm. 73); ders.: Von Kobold zum Kasperl (1960, wie Anm. 46).

87 Schmidt selbst verweist auf eine kleine Studie Otto Fenichels von 1928 (Otto Fenichel: Die »lange Nase«. In: ders.: Aufsätze. Hg. von Klaus Laermann. 2 Bände. Berlin, Wien 1985. Band 1, S. 138–140); er hätte auch Sätze des Arztes und Psychoanalytikers (der sich übrigens – wie Schmidt! – in der Wiener Jugendbewegung engagiert hatte!) über Groteskkomik und über die Gestalt des Clowns – vor allem über deren phallische Züge! – zitieren können; vgl. O. Fenichel: Die symbolische Gleichung: Mädchen = Phallus (1936), in: ders.: Aufsätze. Band 2, S. 9–25; hier: S. 17–20.

88 L. Schmidt: Hanswurst und verwandte Gestalten in der Volkskunst (wie Anm. 73), S. 47; vgl. auch ders.: Ausstellung Volksschauspiel in Österreich. Katalog. Wien

Anstrengung der Phantasie, um mögliche Bedeutungen jener Szene zu erraten, in der sich ein Vogel an einer langen roten Nase zu schaffen macht – man sieht, ich bin bei der inzwischen bekannt und berühmt gewordenen Groteske angelangt, die auch das Emblem des Österreichischen Museums für Volkskunde geworden ist; sie wird inzwischen meist Vogel Selbsterkenntnis genannt; ich aber will, mit Gründen, wie ich meine, die alte, etwas hilflose Bezeichnung wieder hervorkramen: der Vogel mit dem Brustgesicht.

Der Vogel mit dem Brustgesicht

Es ist diese skurrile (und man darf wohl sagen: häßliche) Gestalt oder vielmehr Ungestalt, die einem Storch gleicht, jedenfalls über sein Federkleid, seine dünnen Beine, seinen langen Hals und Schnabel verfügt und – das ist das Irritierende an der Gebärde oder Szene – mit diesem Schnabel die Nase eines Gesichtes packt, das aus der Brust des storchigen Untiers herausgewachsen ist. (Abb. 12 und 13)

Ich will nun keineswegs noch einmal die Einfalt oder Vielfalt dieser wahrhaft grotesken Figur detailliert ausbreiten; auch auf eine Rekonstruktion der ikonographischen Geschichte, soweit wir sie schon kennen, verzichte ich.[89] Aber drei Nachträge sind vielleicht hilfreich.

Zum einen ist die Möglichkeit einer formalen Tradition des Motivs (wenn auch in Sprüngen) aus der Antike bis ins 17., 18. Jahrhundert wieder ernsthaft zu bedenken. Man hat nämlich zeigen können, daß antike Gemmen und ›Gryllen‹ in mittelalterliche Schreine integriert wurden und damit weiterhin präsent blieben.[90] (Abb. 14)

1946, S. 17 (Nr. 8). – Das Kästchen im Bestand des Österreichischen Museums für Volkskunde trägt die Inv.-Nr. 29.990.

89 Vgl. Martin Scharfe: Der Vogel Selbstverkenntnis. Zur Differenz zwischen Bild und Bildinschrift. In: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift 33/67, 1999, S. 6419–6428. – Für Hinweise und Anregungen danke ich meinem Marburger Kollegen Prof. Dr. Jörg Jochen Berns.

90 Vgl. vor allem Jurgis Baltrušaitis: Das phantastische Mittelalter. Antike und exotische Elemente der Kunst der Gotik. Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1985 (französische Erstauflage: Paris 1981). ›Unser‹ Vogel findet sich sowohl auf antiken Gemmen als auch in mittelalterlichen Buchmalereien und im frühen Buchdruck.

Abb. 12: »Ziech sich ein yeyts selbst bey Der nasn.« Öl auf Holz, wohl aus einem Pustertaler Wirtshaus, 18. Jahrhundert.
Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck. Foto: Ketzler.

Abb. 13: Der Vogel mit dem Brustgesicht. Gravierung auf einem Aderlaßwerkzeug, Oberösterreich, 1793 (Umzeichnung). In: Leopold Schmidt: Der Vogel Selbsterkenntnis. Zwischen Volkskunst und Redensart. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NS 6, 1952, Kongreßheft, S. 134–144; hier: S. 143.

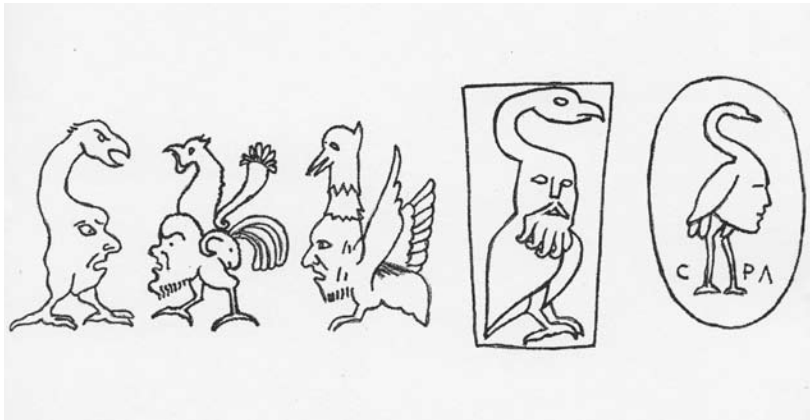


Abb. 14: Brustgesicht-Variationen. Antike Gryllen und mittelalterliche Fabelwesen. Montage von Umzeichnungen aus: Jurgis Baltrušaitis: Das phantastische Mittelalter. Antike und exotische Elemente der Kunst der Gotik. Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1985, S. 42 (Abb. 17), 63 (Abb. 29), 33 (Abb. 13).

Zum andern wurde dieser formalen Tradition – also der Tradition einer Groteske mit frei flottierendem Sinn – ein fixer Denk- und Vorstellungsinhalt empfohlen: die Idee nämlich, die bizarre Geste des Schnabel-Nasen-Griffs sei die Konkretisierung einer moralischen Maxime, wie sie in der Redensart zum Ausdruck komme: Pack dich selbst an deiner Nase! (Abb. 15) Es ist jedenfalls denkbar, daß ein Buch, das um 1725 erschienen ist, die Welle der ›aufgeklärten‹ Nosce-te-ipsum-Bilder des 18. Jahrhunderts wenn nicht angestoßen, so doch befördert hat. Das Titelkupfer zeigt ›unseren‹ Vogel, dessen Brustgesicht in einen Spiegel schaut.[91]

Die Zähmung einer Ungestalt

Dazu paßt völlig, drittens, die seither kaum beachtete Geschichte der Benennung des grotesken Vogels. In der wissenschaftlichen Literatur wird er zunächst nur abgebildet, nicht benannt; es folgt die etwas umständliche, aber neutral beschreibende Formulierung: Vogel mit dem Brustgesicht. Erst 1943 taucht wie beiläufig und vielleicht erstmals die Formel auf: »ein sonderbarer Einzelgänger: der Vogel Selbsterkenntnis«.[92] Nicht einmal ein Jahrzehnt später aber ist dieser Name schon Programm – bei Leopold Schmidt in seinem Aufsatz aus dem Jahr 1952, und seither hat der Vogel seinen Namen, als hätte er schon immer so geheißen. Die mit Nachdruck erfolgte Taufe hat auch in den Inventaren des Wiener Volkskunde-Museums deutliche Spuren hinterlassen. In der Inventarliste der im Jahre 1912 in Innsbruck angekauften Objekte heißt es unter der Nummer 29.772: »Schlittenkopf« – es ist das Stück, dessen Schattenriß dem heutigen Logo zugrundeliegt – »in Form eines Männerkopfes, der von einem Vogel in die Nase gebissen wird«. (Abb. 16) Die zugehörige Karteikarte nennt als »Gegenstand«

91 Der Curiose Haus-Spiegel / NOSCE TE IPSUM. / Darinnen alle gescheute Liebhaber ihre eigene Fehler selbst ersehen, und auch darbey perfect erkennen lernen / Welche die gröste Narren auff dieser Welt seyn. Prag o. J. (um 1725). Titel abgebildet bei Edgar Baumgartl: Stiftsbibliothek Waldsassen. Cisterciensische Geistigkeit am Beginn der Aufklärung. München, Zürich 1989, S. 76.

92 Bei Oswald A. Erich. Vgl. M. Scharfe: Der Vogel Selbstverkenntnis (wie Anm. 89), S. 6422.

Abb. 15: »Zupf dich selbst bei deiner Nasen.« Augsburger Kupferstich, 18. Jahrhundert. In: Wilhelm Fraenger: Deutsche Vorlagen zu russischen Volksbilderbogen des 18. Jahrhunderts. In: ders. (Hg.): Vom Wesen der Volkskunst (= Jahrbuch für historische Volkskunde, 2). Berlin 1926, S. 126–173; hier: S. 144.

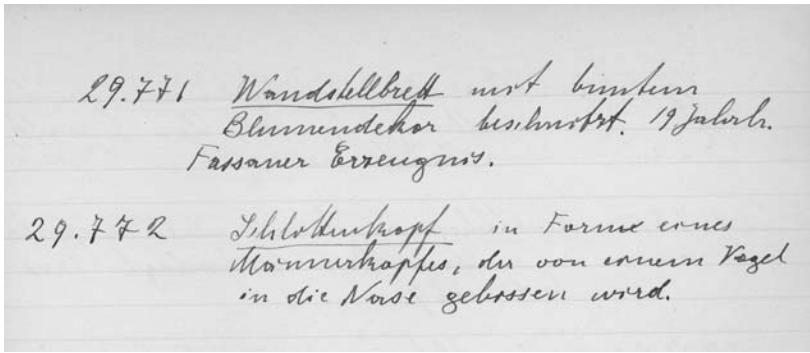


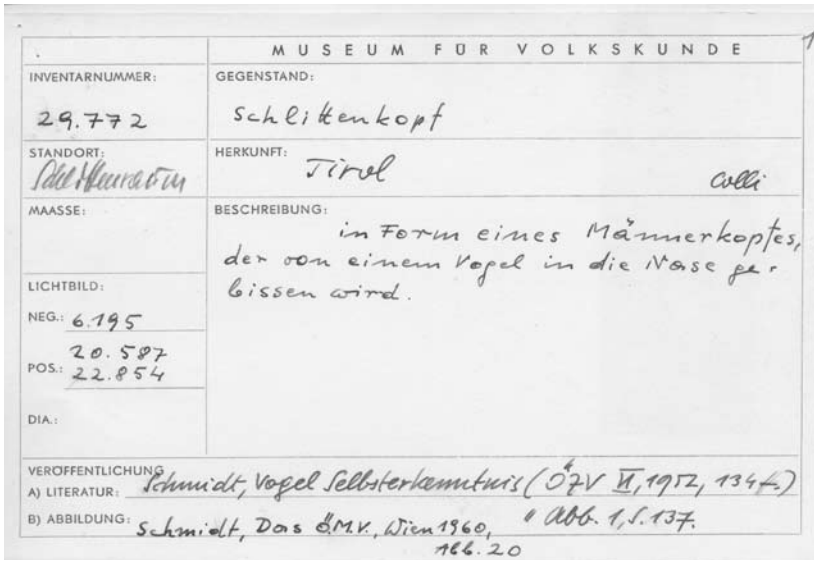
Abb. 16: Ältere Umschreibung des im Jahr 1912 erworbenen Objekts und des Motivs im Inventarbuch des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien.

nur: »Schlittenkopf«. Leopold Schmidt aber hat von Hand dazugesetzt: »(Vogel Selbsterkenntnis)«.[93] (Abb. 17)

Diese Geschichte einer Namengebung ist aber nur der letzte Akt in der Geschichte einer Disziplinierung, der Zähmung der Groteske. Hatte der Vogel mit dem verstörenden Aussehen und der verstörenden Geste offene – also eben auch: – verstörende Möglichkeiten der Bedeutung, so wurde er nun allmählich ins moralisch so Eindeutige wie Brave bandagiert; die beigesetzten Epigramme zeigen das: Man soll nicht vorschnell tadeln, jeder hat seine Fehler und Mängel, man soll erst vor der eigenen Türe kehren, man soll den Balken im eigenen Auge wahrnehmen und nicht den winzigen Splitter im Auge des anderen: Nimm oder zieh oder zupf dich an deiner eigenen Nase, ja mehr noch: Misch dich nicht in die Angelegenheiten anderer ein! (Abb. 18–20)

Mit dieser epigrammatischen Versimpelung zu moralischer Hausmannskost stieg zwar, das kann die Hochkonjunktur des Motivs im 18. Jahrhundert zeigen, der öffentliche Gebrauchswert. Doch die ungezügelt-wilde Groteske war jetzt in spießig-fade Bildallegorie mutiert. Das Verbotene, das in der Groteske hochdrängte, ist sanft, aber unerbittlich

93 Freundliche Mitteilung von Frau Dr. Margot Schindler, Wien, 9. September 1998. – Für die Arbeit an meinem Vortrag habe ich viel Unterstützung erfahren von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien; insbesondere danke ich der Direktorin des Hauses, Frau HR Dr. Margot Schindler, für ihre Hilfe.



MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE

INVENTARNUMMER: 29.772

GEGENSTAND: Schlittenkopf

STANDORT: Schlittenraum

HERKUNFT: Tirol Colli

MAASSE:

BESCHREIBUNG: in Form eines Männerkopfes, der von einem Vogel in die Nase gebissen wird.

LICHTBILD:
NEG.: 6.195
POS.: 20.587 22.854
DIA.:

VERÖFFENTLICHUNG
A) LITERATUR: Schmidt, Vogel Selbsterkenntnis (ÖZV VI, 1952, 134 f.)
B) ABBILDUNG: Schmidt, Das ÖMV, Wien 1960, Abb. 20 " Abb. 1, S. 137.

MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE

INVENTARNUMMER: 29.772

GEGENSTAND: SCHLITTENKOPF (Vogel Selbsterkenntnis)

STANDORT: Schlittenraum

HERKUNFT:

MAASSE:

BESCHREIBUNG:

LICHTBILD:
NEG.: 6.195
POS.: 20.587
DIA.:

VERÖFFENTLICHUNG
A) LITERATUR: ÖZVK, KONGRESSHEFT 1952, S. 136 f., ABB. 1., (Schmidt)
B) ABBILDUNG: Schmidt, V'kunst in Öst., Abb. 81

Abb. 17: Benennung als »Vogel Selbsterkenntnis« (handschriftlicher Nachtrag von Leopold Schmidt) auf einer Karteikarte des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien, um 1952.

Abb. 18: »Nimm dich nur selbst bey der Nase.« Kolorierter Kupferstich, 18. Jahrhundert (vor 1726).
Steirisches Volkskundemuseum Graz. Foto: Helmut Eberhart.

Abb. 19: Moralisierende Epigramme. Ausschnitt aus Abb. 18.

Abb. 20: Moralisierende Epigramme. Ausschnitt aus Abb. 18.

hinabgedrückt.[94] Das Widersprüchliche ist befriedet. Die Groteske, um es drastisch, aber zum einstigen Gehalt durchaus passend zu sagen, ist nun kastriert.

Das lehren uns die Epigramme, die beigegebenen deutenden Texte. Doch auf dem Feld der Pictura, der Bildgestalt selbst, beobachten wir eine ähnliche Tendenz. In der Liste der Belege für den »Vogel Selbsterkenntnis« wird in der Literatur seit längerem ein Atlant in der Bibliothek des ehemaligen Cisterzienserstiftes Waldsassen geführt, die 1726 fertiggestellt war – die schöne Schnitzerei eines zwar dem Namen nach, aber ansonsten wenig bekannten großen Künstlers. (Abb. 21 und 22) Schaut man freilich genauer hin, so merkt man: Es ist keineswegs mehr der uns auch trotz seiner inneren Fremdheit so wohlbekannte Vogel – vielmehr ist die alte unvernünftige Ungestalt in zwei vernünftige Gestalten zerlegt: der zwickende Vogel sitzt nämlich auf dem Kopf eines Mannes.[95] (Abb. 23) Geläuterter Geschmack, hochkulturelles Vernünfteln, der ›in Verstand getunkte Pinsel des Malers‹ haben die Groteske ins Verständliche verbalhornt: »Was vorhin Abgrund war, wird zur Pointe.«[96]

Zum Niedergang der Groteske wäre also allerlei zu sagen – aber auch zu ihrer Auferstehung, wie wir am Wiener Museums-Emblem, aber auch an der Innsbrucker Kunstinstallation und Ausstellung im Jahre 1998 sehen können.[97] Es liegt die Frage nicht fern, ob denn die Groteske (und weiterhin: das Groteske) nicht eine jener ›kritischen Formen‹ sei, die Hans Sedlmayr just in der Zeit zu bedenken empfahl, 1948, als auch Leopold Schmidt seine Untersuchungen zu veröffentlichen begann: die ›kritischen Formen‹ als Symptome krisenhafter Umwälzungen.[98] Vielleicht ist es noch zu früh für die gründliche Erörterung einer solchen These am Beispiel des Grotesken; doch daß gro-

94 Vgl. Carl Pietzcker: Das Groteske. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 45, 1971, S. 197–211; hier: S. 208.

95 Vgl. dazu z. B. die Fotografien von Wolf-Christian von der Mülbe in E. Baumgartl: Stiftsbibliothek Waldsassen (wie Anm. 91), S. 24, 75 und vorderer Einband.

96 W. Fraenger: Komische Bibliothek (wie Anm. 83), S. 139. Die Hervorhebungen Fraengers habe ich weggelassen.

97 Vgl. Peter Weiermair (Hg.): Der Vogel Selbsterkenntnis. Aktuelle Künstlerpositionen und Volkskunst. Zürich, New York 1998.

98 Vgl. Hans Sedlmayr: Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit (1948). 10. Aufl. Frankfurt am Main, Berlin 1983.

Abb. 21: Der Bibliotheksaal des ehemaligen Cistercienserstiftes Waldsassen mit den geschnitzten Atlanten von Karl Stilp, 1726.
Foto Marburg, Nr. 864.243.

teske Szenen ihren Esprit ziehen aus ihrem ganz und gar teuflischen Hintergrund, zeigen zwei Episoden aus der Kriegszeit, die uns Leopold Schmidt überliefert hat.

Zum Schluß: Wagen-Geschichten (zwei andere groteske Szenen)

Ich beginne mit der eher verstörenden Geschichte aus der Eifel; die Einheit wird von Tiefffliegern beschossen, die Soldaten suchen Deckung im Wald. Es tritt Ruhe ein, Schmidt geht zurück ins Führerhaus der Zugmaschine und liest Korrekturen für seinen Beitrag in der Festschrift für John Meier. Er liest, schreibt er, »eben auf den zerfetzten Pölstern weiter, die Kugeln waren wie so manches Mal danebengegangen«.

Auch die zweite Szene lädt zu lebhafter Vorstellung ein. Den Soldaten, die gerade in Chemnitz stationiert waren, sind im Zuge der sogenannten Wehrbetreuung zwei Geigen gespendet worden. Schmidt

Abb. 22: Der Storchenvogel auf dem Kopf eines Mannes.
Waldsassen, Bibliothekssaal, 1726.
Foto Marburg, Nr. 1.558.232.

frischt seine Instrumentalfertigkeit auf und spielt zusammen mit dem steirischen Lehrer Edmund Penitz Musik von Robert Fuchs und Mozart. Doch die Einheit soll erneut verlegt werden. »Wir verluden die ganze Kompanie wieder auf die Bahn«, lesen wir, »fuhren bei hellem

Abb. 22: Eine satirische Allegorie – keine Groteske mehr.
Waldsassen, Bibliothekssaal, 1726.
Foto Marburg, Nr. 1.558.230.

Sonnenschein [...] nach dem Norden, und Penitz und ich saßen auf dem Plateau des Waggons, der unseren Schreibstubenanhänger führte, und spielten ein Mozart-Duett«.[99]

Die Szene, die uns zunächst so unbeschwert-heiter anmutet, ist, bei Licht besehen, eine wahrhaft groteske Szene – ein ›Mißteil‹ (wir erinnern uns an Mösers Wortschöpfung) im Horizont des Grauens. Leopold Schmidt hat das wohl auch so gesehen, weshalb er sie uns aufgeschrieben hat. Dieser Umstand hat mich ermuntert, nach dem Motiv des Grotesken in seinem Werk zu fahnden – zumal er ja selbst empfohlen hat: »Wer suchen will, der wird finden [...], und vor allem: wer finden will, wird [...] suchen müssen.« Sie kennen sicher alle dieses Aperçu – es stammt aus dem Essai über »Das stille Palais in der Laudongasse«, also über dieses Haus hier, das Österreichische Museum für Volkskunde, in den ›Briefen an Wien‹. Und dann folgt noch der Schlußsatz – ein Satz von fast Hebelscher Gelassenheit und Souveränität: »Es geht bei vielem Großen in der Welt so, warum nicht auch hier.«[100]

99 L. Schmidt: Curriculum vitae (wie Anm. 13), S. 89 und 79.

100 Ders.: Geliebte Stadt (wie Anm. 21), S. 123.

Martin Scharfe, Gestalt and sanctity of the grotesque. Leopold Schmidt on his hundredth birthday

On March 15, 2012, Leopold Schmidt would have turned one hundred, so it is time to give him the late and mature praise he deserves. But how, how does one celebrate someone who has published thousands of pages on a broad range of subjects? How can one do justice to this polyhistor? Perhaps it is only possible if one isn't too ambitious and limits one's gaze to a single motif, for example the theme of the grotesque and grotesqueness, which they say is more characteristic of Schmidt's work than one would at first expect and suppose. The view of the grotesque as a 'life in passed-down disarrangements' could also provoke one to reexamine Schmidt's thesis of gestalt sanctity on the basis of the grotesque – that is, the thesis that even the gestalt or external form of a cultural objectivation has a special significance.

»The borders of the heart.« Raum, Gedächtnis, Ethnographie: ein Gespräch in Nordirland

Katharina Eisch-Angus

Eine irritierende Zeichenlandschaft in der nordirischen Stadt Derry regte am Rande des SIEF-Kongresses 2008 eine Kurz-Ethnographie an, die im Stadtraum und kollektiven Gedächtnis den Verwerfungslinien des Nordirlandkonflikts nachspürte und schließlich in ein Bargespräch mit einer lokalen Männerrunde mündete. Über die Rollenzuweisungen, Abgrenzungen und Grenzüberschreitungen zwischen der fremden Forscherin und den einheimischen Gesprächspartnern und Zeitzeugen wurde das Gespräch zur »archäologischen« Erkundung unsichtbarer »borders of the heart« in Derry. Aus der Erfahrung von Antagonismus und Krieg, ihren Ambivalenzen und Paradoxien entfalteten sich Sicherungs- und Überlebensstrategien, aber auch die polyvalenten, grenzüberschreitenden Kräfte der Alltagskultur.

Die kleine Forschungsstudie, die ich hier vorstellen möchte, spielt in der Stadt Derry in Nordirland, in Londonderry aus britischer Perspektive. Sie basiert auf einem Feldtagebuch, das ich während des vorletzten Kongresses der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) geführt habe, der im Juni 2008 an der University of Ulster in Derry stattfand.[1] Den Hintergrund dazu bilden meine Forschungen zu »Alltag und Sicherheit«, die ich schwerpunktmäßig in England

1 Alle folgenden Bezugnahmen auf mein Forschungstagebuch beziehen sich auf Forschungsniederschriften in Derry vom 16. bis 21.6.2008. Um den Fluss einer Fallstudie und die Form des Bewerbungsvortrags nicht zu stören, wurden weitergehende Erläuterungen sowie einzelne Punkte aus der dem Vortrag folgenden Diskussion in Fußnoten aufgenommen – daher der fußnotenlastige Text.

betreibe;[2] am Beispiel eines Zufallsgesprächs, das sich am Rande des Kongresses in Derry ergab, werden sie uns zu einer Betrachtung der festen und fließenden Grenzen der Alltagskultur führen, so wie sich diese in den Raum, in kulturelle und kommunikative Gedächtnisse und in die ethnographische Forschungskommunikation einschreiben.

Nun sind Forschungsdokumentationen während einer Fachtagung eher ungebräuchlich; da ich zu dem Zeitpunkt jedoch sehr von meinen laufenden englischen Feldforschungen eingenommen und darauf eingestellt war, auf Zeichen alltäglicher Sicherung zu achten, regten mich bereits bei der Ankunft die Sicherheitszeichen rund um meine Unterkunft im Duncreggan Student Village zum Fotografieren und Notieren an:

Hier folgt dem Eintritt durch ein hohes Eisentor ein Ensemble aus Schlagbäumen, Warnschildern und Vorschriften betreffend das Parken, Anliefern, Rauchen, den Brandschutz; im Interesse von »Health & Safety« sei der Campus von Abfall sowie von Hunden frei zu halten. Immer dieselben Sicherheitsschilder und -plakate markieren die Wege, pflastern Hauswände, Anschlagtafeln: Hinweise auf die Präsenz von Überwachungskameras, Mahnungen, niemals Türen oder Fenster offen zu lassen, Besitztümer zu kennzeichnen und zu versichern, niemanden hinter sich ins Wohnheimgebäude zu lassen, ausnahmslos das Zimmer abzusperren. In Schildern und Aushängen verspricht das Programm »Campus Watch« Sicherheit und Kriminalitätsprävention. Ich überlege, gegen wen oder was sich diese flächendeckenden Vorsichtsmaßnahmen eigentlich richten, wie sich hier studentisches Zusammenwohnen gestaltet und welche latenten Sicherheitsbedürfnisse hinter den Feuermeldern, -löschern, -decken und -vorschriften auf praktisch jeder freien Fläche der Wohnheimkorridore stehen könnten. (Abb. 1, 2)

Bereits seit 2006 beobachtete ich in England eine inflationäre Zunahme von Sicherheitsbeschilderungen; dennoch irritierte mich die besonders dichte institutionelle Visualisierung von Unsicherheit und Risiko auf dem Universitätscampus und im *student village* von Derry, sie

2 Die Forschung erfolgte im Rahmen meines von der Deutschen Forschungsgesellschaft geförderten Habilitationsprojekts an der Universität Regensburg »Alltagskommunikation und Erfahrung in der britischen und deutschen Sicherheitsgesellschaft«.

CAMPUS
WATCH
Partnership to reduce
Crime against students/staff
PSNI FOYLE DCU - UNIVERSITY of ULSTER MAGEE CAMPUS - NORTHWEST INSTITUTE
WARNING!
Many burglaries happen when a door or window has been left open
LOCK IT OR LOSE IT!
more tips at cover 4 students.com/security_tips
WARNING!
Be careful who you let in or who follows you into the building
USE YOUR HEAD!
more tips at cover 4 students.com/security_tips

Abb. 1 und 2

öffnete Fragen nach den Unterschieden zum englischen Feld und nach deren Hintergründen. Über Gespräche und weitere Beobachtungen führten diese Fragen zu möglichen Antworten und zu neuen Fragen. Einen dieser Interpretationswege möchte ich hier weiterverfolgen.

Denkt man die Risikogeschichtsschreibung von Wolfgang Bonß[3] mit den Kultur-, Symbol- und Bildtheorien von Jurij M. Lotman und Roland Barthes[4] zusammen, so zeichnet sich auf dem beschilderten Universitätsgelände zuallererst ein Bedürfnis nach Sicherheit als Eindeutigkeit ab: Während die modernen Praktiken von Sicherheit und Versicherung darauf abzielen, zukünftige Ereignisse im Voraus kalkulieren und kontrollieren zu können, streben Bild-Text-Zeichen – wie z.B. Warnschilder – auf semiotischer Ebene eindeutige Botschaften an: Immer geht es darum, die Unberechenbarkeit von Natur und Le-

3 Vgl. Wolfgang Bonß: Vom Risiko. Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne. Hamburg 1995, S. 23–25.

4 Zur Verdeutlichung seien zwei Zitate von Jurij M. Lotman und Roland Barthes angeführt, die beide eine fixierende und vereinheitlichende Funktion von Symbolen und Bildzeichen im verunsichernden Kontext kultureller Diversität beschreiben:
»Jeder Text einer Kultur ist prinzipiell inhomogen. Selbst in einem streng synchronen Schnitt entsteht aus der Heterogenität der Sprachen der Kultur eine komplexe Vielstimmigkeit. [...] Die Räder der verschiedenen Mechanismen der Kultur drehen sich unterschiedlich schnell. [...] Daher jene innere Vielfalt, die fundamental ist für die Existenz einer Kultur. Symbole stellen eines der stabilsten Elemente des kulturellen Kontinuums dar.
Als wichtiger Mechanismus des kulturellen Gedächtnisses können Symbole Texte, Sujetlinien und andere semiotische Formationen von einer Schicht der Kultur in die andere transportieren. Die stabilen Symbolgruppen, die die Diachronie der Kultur durchdringen, fungieren in erheblichem Maß als vereinheitlichende: Sie realisieren die Erinnerung der Kultur an sich selbst und hindern sie so daran, in isolierte chronologische Schichten zu zerfallen. Die nationalen und territorialen Grenzen von Kulturen sind in wesentlichem Maß durch die Einheit einer zentralen Gruppe von dominanten Symbolen und durch deren kulturelle Lebensdauer bestimmt.« Jurij M. Lotman: Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur. Frankfurt a. M. 2010, S. 149.
»[...] all images are polysemous; they imply, underlying their signifiers, a ›floating chain‹ of signifieds, the reader able to choose some and ignore others. [...] traumatic images are bound up with an uncertainty (an anxiety) concerning the meaning of objects or attitudes. Hence in every society various techniques are developed intended to *fix* the floating chain of signifieds in such a way as to counter the terror of uncertain signs [...].« Roland Barthes: Rhetoric of the Image. In: Ders.: Image Music Text. London 1977, S. 32–78, hier S. 38 f.

ben, den freien Fluss von Bedeutung und Sinnstiftung, die Diversität und Widersprüchlichkeit der Realität einer einheitlichen Ordnung zu unterwerfen, einem übergeordneten Wertgefüge, einer gesellschaftlich legitimierten Autorität. Auf dem Campus übernehmen die Sicherheitszeichen damit eine doppelte, sowohl praktische als auch symbolische Funktion der Ordnungssicherung, indem Piktogramme und Appelle sichtbar im Raum ein Regelwerk anonymer, aber allgegenwärtiger Institutionen (der Universität, der Wohnheimverwaltung, des Gesetzgebers, der Polizei usw.) fixieren.

Sicherheit allerdings ist paradox: Wer Sicherheit benennt, spricht damit auch eine nicht aufhebbare Präsenz von Verunsicherung und Gefahr an – die wiederum einen stabilen Zustand von Sicherheit a priori ausschließt. Indem der Campus real und rhetorisch als Sicherheitsbereich eingegrenzt wird, weist man ihn zugleich als Risikozone aus; man erinnert an die Angst.

Welche Angst es wohl war, die dieser Sicherheitstextur von Derry zugrundelag und die über das ausgeprägte Sicherheitsbewusstsein meines englischen Vergleichsraums weit hinauszugehen schien, das beschäftigte mich in den folgenden Tagen immer mehr: so z.B. auch, wenn ich nachts in der Stadt an einer roten Leuchtschrift »Stay on the safe side« oder den vielen freundlichen Sicherheitswachen vorbeikam. Und es beschäftigte die Kolleginnen und Kollegen auf der Tagung. In Pausen- und Kneipengesprächen wurden Beobachtungen im Stadtraum von Derry ausgetauscht und auf den vor einem Jahrzehnt beendeten Nordirland-Konflikt bezogen – gerade so, als ob wir uns mit unseren Fragen auf einer archäologischen Stätte bewegten, deren unterirdische Strukturen von einer Erdschicht zur nächsten bis auf die Oberfläche durchschlagen. Ein österreichischer Kollege zog in einem Frühstücksgespräch am ersten Konferenztag die räumlichen Grenzlinien des Bürgerkriegs nach: Ob ich auch im Studentendorf übernachte? Man komme sich vor wie in einer Befestigung. Er habe gehört, dass gleich hier, hinter dem Uni-Campus die Front verlaufen sei, hier lagen die Stacheldrahtballen – man könne sich kaum vorstellen wie es sei, damit leben zu müssen. Ähnlich staunte wenige Tage später eine deutsche Kulturwissenschaftlerin, wie deutlich sich der Nordirlandkonflikt in der Alltagsumgebung abzeichne, »und dabei haben wir noch gar nicht mit den Menschen gesprochen«. Die sichtbaren Zeichen im Raum rührten an eine menschliche Erfahrungsebene von Angst, Terror, Tod, die uns diesen fremden Krieg näher brachte, als wir das erwartet hat-

ten, und die sich gleichzeitig doch unseren Fragen entzog. Etliche Konferenzteilnehmerinnen wunderten sich über die Freundlichkeit der Einheimischen, die uns in krassem Gegensatz zu deren erlebter Vergangenheit zu stehen schien. Andere dagegen warnten mit Berichten beunruhigender Erlebnisse, vor allem Pöbeleien, die ihnen seit ihrer Ankunft auf den nächtlichen Straßen der Stadt widerfahren seien. Stets aber assoziierten wir die Menschen von Derry mit einer Bedrohungslage, die wir nur vage aus weit zurückliegenden Fernsehbildern kannten, die uns verunsicherte, und die uns doch nicht losließ.

All diese Verunsicherungen, Fragen und Ambivalenzen setzten unter uns fremden Ethnologen und Ethnologinnen eine narrative Aneignungsbewegung in Gang, die an die Funktionsweise sagenartiger Erzählungen erinnert: Im erzählerischen Nachziehen räumlich-metaphorischer Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden versucht die Sage das Unbekannte und Unheimliche in der realen Welt zu lokalisieren, es aber auch aus dem sicheren Eigenraum auszugrenzen; gerade damit hält sie eine diffuse Gefahr und Beunruhigung lebendig, die von einer Geschichte zur nächsten führt:[5] Dieses Wissen um die narrative Formung von Kultur und um ihre Raum- und Ortsbezogenheit als Basis der Erzählforschung ist ein nicht zu vernachlässigender kulturwissenschaftlicher Aktivposten. Die Europäische Ethnologie hat damit auf alltagskultureller Ebene die *spatial* und *narrative turns* je schon vorweggenommen und vielleicht auch überrundet – ebenso wie die in der Kultur- und Alltagswissenschaft viel zu wenig rezipierten Kultur-, Text- und Gedächtnistheorien Juri M. Lotmans und der Moskau-Tartuer Schule, die dies seit den 1960er Jahren unter kultursemiotischen Gesichtspunkten leisten.

Bei den Versuchen, unseren Tagungsort zu verstehen, verschmolzen unsere kontinentaleuropäischen Wissens- und Gedächtnisfragmente über Irland immer mehr mit den lokalen irischen Deutungsangeboten, die an uns fremde Akademikerinnen und Akademiker herangetragen wurden. Eine norwegische Ethnologin informierte sich im »Free Derry

5 Vgl. z.B. Katharina Eisch: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums (= Münchner Schriften für Volkskunde, 5). München 1996, S. 118–126. Utz Jeggle hat diesen Mechanismus sehr eindringlich in seinen verschiedenen Sagenaufsätzen beschrieben, so u.a. in: Utz Jeggle: Tödliche Gefahren. Ängste und ihre Bewältigung in der Sage. In: Zeitschrift für Volkskunde 86, 1990, S. 53–66.

Museum« und berichtete dann über die nordirischen Bürgerrechtsbewegungen, die Ende der 1960er Jahre – im Vorfeld der euphemistisch so genannten »Troubles« – gegen die Diskriminierungen der katholischen Arbeiterbevölkerung angekämpft hatten. Doch so plausibel uns das krasse machtpolitische und ökonomisch-soziale Ungleichgewicht in Nordirland als Kriegsauslöser erschien, so unentwirrbar zeigte es sich in ein irisches Narrativ verstrickt, das uns einerseits volkskundlich höchst vertraut erschien und uns andererseits in seiner antagonistischen und konfrontativen Einlinigkeit vor den Kopf stieß.

Diese volkskundliche Irritation spitzte sich auf einer Tagungsexkursion zu, die über die nordirische Grenze auch in ein Landkollektiv im republikanischen County Donegal führte. Bevor man uns mit der Webereitradition des Anwesens und seinen landwirtschaftlichen und kunsthandwerklichen Produkten vertraut machte, führte uns ein engagierter, weißhaariger Ire einen Zeichentrickfilm für Touristen vor, dessen polarisierende Grundaussage ich auch in einer Wandmalerei auf dem Gelände visualisiert fand (Abb. 3): Die Filmerzählung handelte von der ersten anglonormannischen Kolonialisierung der Insel im 12. Jahrhundert, der englisch- und schottisch-protestantischen Besiedlung im 16. und 17. Jahrhundert, den Strafgesetzen (den »penal laws«) von 1692 als zentralem Landmark der Unterdrückung und Entrechtung der nicht-anglikanischen Bevölkerungen, von Hungersnöten, Aufständen, Kriegen, Auswanderung. Das 20. Jahrhundert schließlich brachte 1921/22 die Teilung der Insel sowie drei bewaffnete, irisch-britische und irisch-irische Konflikte.[6] Diese lange Kette von Unterdrückung und Gewalt verankert eine kulturell markierte Differenz tief in Geschichte und Gedächtnis: den im 19. Jahrhundert geprägten Identitätsmythos des Irischen als keltisch-gälisch, ländlich, arm, aber aufbegehrend, dessen unterdrückerischer, britischer Gegenpart im Film und auf dem Waldgemälde eingängig in Gestalt von viktorianischen upper class-Kolonialisten und gewalttätigen Soldaten auftrat.

6 Gemeint sind der Irische Unabhängigkeitskrieg oder Anglo-Irische Krieg (1919–1921), der dem Osteraufstand von 1916 in Dublin folgte, der Wirtschaftskrieg zwischen dem Freistaat Irland und dem Vereinigten Königreich (1932–1938) und der nordirische Bürgerkrieg, die »Troubles« (1969–1998).

Abb. 3

Legt man an den historischen Antagonismus von Iren und Briten zusätzlich das Gegensatzpaar von katholisch und protestantisch an, das gleichermaßen die Troubles etikettiert, dann wird das romantische irische Selbstbild von einer blutigen, religiös konnotierten und irritierend gegenwärtigen Demarkationslinie durchkreuzt. Dabei entfaltet sich eine undurchsichtige, konflikthafte Gemengelage aus katholischen und protestantischen Terroristen, Politikern, Militärs und Para-Militärs, irisch-, schottisch- oder englischstämmigen Iren sowie Briten – während nordirische Geschichtsbilder dennoch, oder eben deswegen auf der Eindeutigkeit ihrer visuellen und narrativen Zweiteilungen in Gut und Böse bestehen.

In den Stadtraum von Derry/Londonderry ist dieser Antagonismus allgegenwärtig eingeschrieben. Einem Tagungsteilnehmer waren auf einem Stadtspaziergang Flaggen und Stacheldraht aufgefallen – so, als ob alles gleich wieder losgehen könnte; er berichtete von einem offenbar mit EU-Hilfe renovierten, bunkerartigen Durchgang unter der massiven alten Stadtmauer und von seinen gemischten Gefühlen gegenüber der Fixierung dieser Unterwelt aus Krieg und Verwundung

als Kulturerbe und Touristenattraktion. Ähnlich erlebte ich die Stadt am ersten Konferenztag:

Die Kongressmitarbeiterin Rosie[7] will mich nur schnell zum Kongresskino in der Stadt führen, damit ich meine Filmvorführung vorbereiten kann. Unterwegs aber fragt sie, ob sie mich denn auf einen Umweg zu den berühmten Wandgemälden und den Orten führen dürfe, wo die Troubles begonnen hätten; sie biegt zu einem kleinen Platz ab, hier hätten 1972 britische Soldaten in eine Bürgerrechtsdemonstration geschossen, 14 Menschen seien gestorben: Der »Bloody Sunday« ist ein Schlüsselereignis in Rosies Innensicht und im kollektiven Gedächtnis des Konflikts.[8] Wenige Meter weiter staune ich über die irisch-republikanische Trikolore auf Flaggen, Stangen und Bordsteinkanten, die überdimensional auf Hausfassaden gemalten Szenen, Proklamationen und Portraits und den weißen Markierungsstein »You are entering Free Derry« (Abb.4).[9] Hier hätten viele Kämpfe stattgefunden, dort oben auf der mächtigen Stadtmauer habe Militär gestanden und auch heruntergeschossen, erst 1998 seien die Soldaten abgezogen worden.

Die territoriale Markierung der irisch-republikanischen »Nationalists« hat ihr unionistisches, d.h. britisch-protestantisch orientiertes Gegenbild auf der gegenüberliegenden Stadtseite, mit blau-weiß-roten Bordkanten, Fahnen, Wandbeschriftungen, die hier jedoch auch ein Stück in die befestigte Altstadt bis zur anglikanischen Kathedrale hineinreichen (Abb. 5, 6). Die Kathedrale ist der Erinnerung an die 1689 erfolgreich abgewehrte, katholische Belagerung der protestantischen Kaufmannsstadt Londonderry gewidmet – dem Gegennarrativ des ka-

7 Alle Namen von Akteurinnen und Akteuren in meinem Forschungstagebuch sind geändert.

8 Vgl. Brian Conway: Local conditions, global environment and transnational discourses in memory work: The case of the Bloody Sunday (1972). In: Memory Studies 2008, S. 187–209.

9 Der monumentale »Eingangsstein« zur überwiegend von katholischen Arbeiterfamilien bewohnten Bogside in Derry wurde 1969 aufgestellt, vor dem Hintergrund einer von protestantischen Extremisten angegriffenen Bürgerrechtsdemonstration und als Protest gegen gewaltsame Übergriffe der royalistischen Polizei im Viertel. Die verbarrikadierte Bogside blieb der Brennpunkt von Eskalationen und Ausschreitungen in Derry, u. a. führte der »Battle of the Bogside« im August 1969 zum Eingreifen britischer Truppen, die von der Bevölkerung zunächst hoffnungsvoll als neutrale Kraft willkommen geheißen wurden.

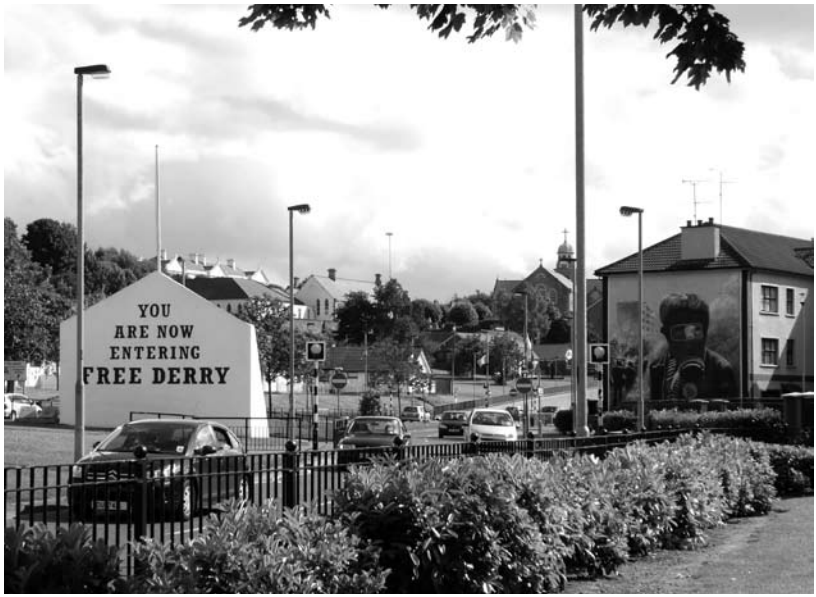


Abb. 4 und 5

Abb. 6

© Alle Abb.: Katharina Eisch-Angus

tholischen Opfer- und Widerstandsmythos. Ullrich Kockel beschreibt, wie in Irland die konfessionellen Gräben der europäischen Religionskriege bis zur Gegenwart immer neu gezogen wurden, parallel zur Erfindung eines ethnisch-nationalen Gegensatzes und durchaus quer zu realen sozialen Klassenlagen und zu kulturellen und konfessionellen Differenzierungen.[10] In der historischen Festungsstadt Derry, die neben Belfast das symbolische und politische Zentrum des Nordirlandkonflikts ist, sollte die räumliche Abgrenzung beider Seiten voneinander Ordnung und Sicherheit schaffen, eine eindeutige Gruppenidentität in Szene setzen – aber auch ganz konkret Leib und Leben schützen. Ein imaginierter, dabei aber durchaus interessengeleiteter, ethnisch-konfessioneller Antagonismus hat hier seine eigene, trennende Realität geschaffen; entsprechend ist die deutliche Ausdifferenzierung getrennt katholischer und protestantischer Arbeiterwohnsiedlungen in Derry keineswegs historisch überliefert. Sie ist weit mehr eine Folge der ökonomischen und politischen Ungleichheiten etwa in der Wohnungsvergabe und Arbeitsmarktpolitik, die in der Nachkriegszeit auch stadtpolitisch durchgesetzt wurde, sowie der daraus resultierenden Stadtteilkämpfe, die zusätzlich die Angehörigen der jeweiligen konfessionellen Minderheiten zum Wegzug zwangen.[11]

Ich springe zum Abend des letzten Kongresstages und zurück zu meinem Forschungstagebuch. Hungrig laufe ich zu einem Lokal in der Stadt, einem Tagungstreffpunkt der vergangenen Woche. Am Eingang stehen drei Männer, rauchen, einer spricht mich an: Ob ich zu den »folklorists« gehöre? Dann: Ob ich Deutsche sei? Er sei Fußballer gewesen in Deutschland. Es sei noch eine Gruppe von der Konferenz im Lokal, denen könne ich mich anschließen. Er bittet mich herein, fragt dann, was ich trinken wolle. Hier passiert mir ein Fauxpas: »Okay – a bitter

10 Ullrich Kockel: Borderline Cases. The Ethnic Frontiers of European Integration. Liverpool 1999, S. 136 f.

11 Eines der am heftigsten umkämpften Instrumente politischer Diskriminierung war ein kommunales Mehrheitswahlrecht, das im Verbund mit administrativen Manipulationen der Wahlkreisgrenzen der Industriestadt Derry sicherstellte, dass die katholische Arbeiterbevölkerungsmehrheit stets im Stadtrat und den Parlamenten unterrepräsentiert war. Vgl. Frank Curran: Derry. Countdown to Disaster. Dublin 1986. – Ullrich Kockel: Mythos und Identität. Der Konflikt im Spiegel der Volkskultur. In: Jürgen Elvert (Hg.): Nordirland in Geschichte und Gegenwart / Northern Ireland – Past and Present. Stuttgart 1994, S. 495–517, hier S. 505.

please.« – »What's that, you have to go to England for that!« John, wie ich ihn hier nenne, empfiehlt statt dem englischen bitter ale ein Guiness, stellt dann die umstehenden Männer vor, sowie auch die Barfrau, die ein abweisendes »hello« nickt. Die Männer reichen mir höflich und zurückhaltend die Hand: links neben mir ein alter Mann, schweigsam, mit weißem Haar und Mütze; selbst wenn er spricht, starrt er geradeaus über die Bar. »Sanft wirkt er, etwas bitter«, notiere ich später. John steht in der Mitte am Bareck, rechts daneben ein jüngerer, schmaler Mann und weitere Stammkunden.

Meine Grenzübertretung von den Tischen der fremden Wissenschaftler zum Tresen der Einheimischen verunsichert, sie bringt die Ordnung des Raumes aus dem Gefüge. Ich fühle mich als Gast und Eindringling zugleich, merke, wie in der entstandenen Schwellensituation Rollen und Kategorien ausprobiert werden, die mir alle gleich unbehaglich sind: die fremde Frau, auf dem einzigen Barhocker zwischen den stehenden Männern sitzend, die Touristin, die Deutsche, die Folkloristin. Mit meiner ungeschickten Bierbestellung finde ich mich noch dazu auch über eine empfindliche irisch-englische Grenze katapultiert – Johns Guinness holt mich zurück. Er bemüht sich, das Gespräch in Gang und die Grenzen offen zu halten, fragt mich über die Konferenz aus: Es sei interessant, so viele fremde Menschen zu treffen. Seine Lebensgeschichte schildert er in Migrationsstationen – Deutschland, London –, die Bezüge zu mir und zur nicht-irischen Außenwelt herstellen. Gleichzeitig aber lokalisiert er sich klar in Derry, inmitten der Kämpfe und Verwüstungen des Kriegs: Er stamme von dort, wo heute die neuen Wohnsiedlungen stehen; während der Troubles sei doch so viel zerstört worden.

Als Nordire und Arbeitsmigrant zieht John Grenzen, die er zugleich dialogisch überschreitet:[12] Für Mario Erdheim aus ethnopsychoanalytischer Sicht und für Jurij M.Lotman aus semiotischer Perspektive liegt

12 Beinahe beiläufig tritt hier hinter dem Identitätsstereotyp des irischen Migranten eine reale, erfahrungsbedingte Bereitschaft zum kulturellen Brückenschlag zutage. Anhand der Glasarbeiterkultur der bayerisch-tschechischen Grenzgebiete – die ebenfalls traditionell unter hohem Migrationsdruck steht und zugleich mit einer hohen Migrationsneigung ausgestattet ist – habe ich versucht zu zeigen, wie sich in den Identitäts- und Mentalitätsbildern dieser Gruppen ökonomische Zwänge, kollektive Aneignungsstrategien und die erzählerische Mythenbildung wechselseitig durchdringen und verstärken. Vgl. Katharina Eisch: »Die Glasma-

in diesem Definieren der Räume des Eigenen und der gleichzeitigen Öffnung zum Anderen, in der kreativen Verunsicherung fester Ordnungen und Sicherheiten die Voraussetzung für kulturellen Wandel – und damit überhaupt für die Möglichkeit von Kultur.[13] John fragt nach meiner Tätigkeit und wovon die Tagung gehandelt habe – von den Wikingern, den Angelsachsen? Dass »Kultur« bei uns »folklorists« jedoch sein und unser alltägliches Leben meint, scheint ihm zu gefallen. In der wechselseitigen Neugier und dem gemeinsamen Bemühen, diese Kultur zu erklären wird das Pub-Gespräch zum ethnographischen Prozess – zur Para-Ethnographie nach George Marcus, der die Ansätze der *multi-sited ethnography* und der selbstreflexiven Forschung durch den Einbezug der ethnographischen Selbstbeschreibungen des Forschungsfelds ergänzt.[14] John weiß von den Mühen der Verständigung und des Verstehens, aber auch von den vielfältigen, unsichtbaren Grenzbezügen, die den Forschungsraum Derry strukturieren – und deren Wertungen, Ordnungsmuster und Machtstrukturen sich im ethnographischen Raum des Pubs, in Verunsicherungen und Vorbehalten, abzeichnen: »Do you like Derry?« fragt er nach einer Weile, und gibt mir dann meinen ethnographischen Auftrag: »You have to find the invisible borders«, »the borders of the heart«. – »I haven't been here long enough to understand«, sage ich. – »Fair enough«.

cher haben keine Grenze nicht anerkannt.« Wanderung und Migration der Glasarbeiter im böhmisch-bayerischen Grenzraum. In: Glas ohne Grenzen / Sklo bez hranic. Seminar 1.–3. November 2001 (= Schriftenreihe des Glasmuseums Frauenau, 1). Grafenau 2003, S. 35–48. – Vgl. zu irischen Identitätskonstruktionen in der Figur des »migrant labourer« auch Ullrich Kockel: 'The West is Learning, the North is War.' Reflections on Irish Identity. In: Ders. (Hg.): Landscape, Heritage and Identity. Case Studies in Irish Ethnography. Liverpool 1995, S. 237–258, hier S. 242.

13 »Kultur ist das, was in der Auseinandersetzung mit dem Fremden entsteht, sie stellt das Produkt der Veränderung des Eigenen durch die Aufnahme des Fremden dar.« Mario Erdheim: Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität. In: Mechthild M. Jansen, Ulrike Prokop (Hg.): Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit. Frankfurt a. M. 1993, S. 163–182, hier S. 168. – Jurij M. Lotman beschreibt mit dieser Dynamik den Kern seiner kulturtheoretischen Überlegungen. Vgl. stellvertretend: Yuri M. Lotman: Universe of the Mind. A Semiotic Theory of Culture. London, New York 1990.

14 George Marcus: On the Problematic Contemporary Reception of Ethnography. In: Shifting Grounds. Anthropological Journal of European Cultures 11, 2002, S. 191–206.

Ich möchte die »Grenzen des Herzens« noch ein kleines Stück weit entlang der der nordirischen Konfliktlinien weiterverfolgen, so wie sie im Pub in verschiedenen Gesprächskonstellationen verhandelt wurden:

Nach Johns Frage, worüber ich gerade unterrichte, reden wir lange über den Werkstoff Glas als mein langjähriges Forschungsgebiet und Thema eines laufenden Seminars. John hat eine Fernsehsendung über die Glasherstellung seit den Römern gesehen. Hier schaltet sich sein jüngerer Tresennachbar ein, er ist Archäologe an der Universität in Belfast. Archäologie sei ja derzeit Mode, meint er. Ich erzähle ihm von meinen deutsch-tschechischen Grenzforschungen, während er von Grabungen spricht und dem aufregenden Prozess, Grabungsfunde zu einer Geschichte zusammenzusetzen. Er verfolgt den Gedanken, dass auch zeitgenössische Forschung Archäologie sei… Eigentlich, so überlegt er, würden wir ja dasselbe vom jeweils anderen Ende her machen: »It's never just the surface«, so bestätigt er zugleich auch die archäologischen Raum- und Gedächtnisbilder, die ich in den Seitengesprächen der Kolleginnen und Kollegen auf der SIEF-Tagung nachvollziehen konnte.

Bevor er für eine seiner Rauchpausen nach draußen geht, delegiert John das Gespräch mit mir an meinen Nachbarn zur Linken, den weißhaarigen alten Mann. Der wehrt ab, »I am not good at talking«. Dann bemüht er sich doch: Wie ich Derry fände. Ob ich drüben in Donegal gewesen sei. Als ich frage, ob er froh sei, dass die Grenze nun offen ist, nickt er, murmelt wie mit zusammengebissenen Zähnen etwas von Checkpoints, Soldaten, Gewehren, dem ständigen Durchsucht-Werden. »It is peace now«, sagt er. – Ob der Frieden hält? »I hope so.« Die Unterhaltung an der Bar über die Konferenz und über das Aufeinandertreffen der Kulturen lassen ihn spekulieren: Seine Vorfahren seien »Britons« gewesen, die dann von den Angelsachsen abgedrängt worden seien. Und das sei durchwegs so gewesen in der Geschichte. »We are Celts«, wir, die Schotten, die Iren. Als ich abwehre, das mache doch heute keinen Unterschied mehr, ernte ich heftigen Protest. – Worin der Unterschied bestünde? – Der alte Mann schaut starr vor sich hin: »We don't like the English. Full stop.« John, der inzwischen an seinen Stehplatz zurückgekommen ist, versucht zu erklären, zu vermitteln: »Wir« seien einfach großzügiger, irgendwie einladender. Die Engländer seien hochnäsig, die wollten mit einem nichts zu tun haben.

Als ob die Angst und der Hass gegenüber der britischen Herrschaft und der Armee nun abgehakt seien, mutiert der kriegerische keltische Ursprungsmythos übergangslos zur Behauptung eines fundamenta-

len, irisch-englischen Mentalitätsunterschieds; beide schließen sich als eine ethnisch etikettierbare Differenzlinie zusammen – die dennoch nicht mit den gängigen Stereotypen zur Deckung kommt. Vor allem der politisch-religiöse Gegensatz, so wie man ihn im mehrheitlich katholischen Derry erwarten möchte, kommt im Kneipengespräch gar nicht vor: Das irische und dabei keltisch-britisch-schottisch markierte Geschichtsbild des Älteren könnte auch das protestantische Identitätsnarrativ der sogenannten »Ulster Scots« meinen, [15] während John einen pragmatischen, schlitzohrigen Alltagskatholizismus offenbart, als er die sonntägliche Solidarität seines Fußballtrainers im katholischen Ruhrgebiet rühmt: Jeden Sonntagvormittag habe der ihn samt Frau und Tochter anstatt zur Messe zum Frühschoppen begleitet und gleichzeitig der Familie daheim in Irland den erwarteten Kirchgang bezeugt.

Dass die Religion in den Dorf- und Arbeitermilieus der nordirischen Provinz Ulster weniger politisch konnotiert ist, als vielmehr – je nach lokalem Kontext – als eine alltagskulturelle Differenzlinie unter vielen anderen gelebt wird, das legt auch Anthony D. Buckleys profunder Überblick über die nordirische Ethnologie des 20. Jahrhunderts nahe.[16] Demgegenüber dürfte das anti-angelsächsische Geschichtsstereotyp, das sich durch das Kneipengespräch zieht, auf durchaus realen

15 Die protestantischen »Ulster-Schotten« berufen sich (anders als die Ulster-Loyalisten) auf den doppelten Vertreibungsmythos einer ursprünglich irischen, vorchristlich-keltischen Einwanderungsgruppe aus Schottland. Vgl. Kockel (wie Anm. 11), S. 502 f.

16 Anthony D. Buckley: Ethnology in the North of Ireland. In: Máiréad Nic Craith, Ullrich Kockel, Reinhard Johler (Hg.): Everyday Culture in Europe. Approaches and Methodologies. Aldershot 2008, S. 169–173. Ullrich Kockel gibt an, wie der irisch-gälische Nationalismus des 19. Jahrhunderts seine Wurzeln in einer imaginierten bäuerlichen Ursprungskultur, nicht aber in der Religion suchte: Die römisch-katholische Konnotierung irischer Identität wurde erst im 20. Jahrhundert (1937 auch in der neuen irisch-republikanischen Verfassung) festgeschrieben. Vgl. Kockel (wie Anm. 10), S. 126 f. – Kockel führt wiederholt die begrenzte, und Ende der 1990er Jahre zusätzlich abnehmende Bedeutung konfessioneller Fronten im kollektiven Gedächtnis des Nordirlandkonflikts an. Vgl. Kockel (wie Anm. 10), S. 134, 161. – Es geht hier nicht darum, die Sprengkraft zu leugnen, die die konfessionelle Polarisierung erlangen konnte. Dennoch darf eine alltagsorientierte Europäische Ethnologie nicht die Gegenkräfte einer polyvalenten Alltagserfahrung negieren, die in den praktischen Alltagsvollzügen immer wieder den ideologischen, ethnisch oder konfessionell markierten Fronten widerspricht und deren eigentliches, machtpolitisches und ökonomisches Kalkül bloßstellt.

Marginalisierungserfahrungen basieren, die in ihrer Alltäglichkeit einer überindividuell akzeptierten, ideologischen und historischen Bestätigung und Legitimierung bedürfen. Umso mehr überrascht es mich, als mir John – wieder beim Thema Glas – das Versprechen abnötigt, einmal die Glasmalereifenster der Kathedrale im nordenglischen York anzusehen, und mehr noch, als der Archäologe – schließlich geht es im Pub-Hintergrund immer auch um Fußball – scherzhaft gegen meinen weißhaarigen Barnachbarn meint: Der habe ein Problem mit John, der eine sei Manchester-Fan, der andere für Liverpool! Beides sind englische Teams, so dass im Alltagsgespräch die scheinbar so fest gezurrte Ablehnung alles Englischen mit großer Selbstverständlichkeit durch ganz andere Bezugslinien überkreuzt und differenziert werden kann.

Ich werte dies keineswegs als Widerspruch, sondern im Gegenteil als der Erfahrungsrealität des Alltags in seiner Diversität und Heterogenität geschuldet. Vom Erinnern des Kriegs über Fußball bis hin zu den Antagonismen von Geschlecht, Religion, Klasse, Nation etc. sind Kultur und Gedächtnis als gleichsam archäologisch geschichtetes Netzwerk fließender, vieldeutiger Grenzen begreifbar. Über das Alltagsgespräch und Alltagshandeln formieren sie sich immer neu, perspektivisch und relativ zu gegenwärtigen, lokalen und situativen Zusammenhängen. Dabei werden ideologische Festschreibungen an der Erfahrung gemessen und damit, so Albrecht Lehmann, auf das Individuum und dessen primäres Erleben zurückgeführt, bevor sie dann wieder in das Erzählen und in die Konstruktionen kollektiver Identitäten, von Gemeinsamkeit und Abgrenzung zurück fließen.[17] Meine These ist nun, dass die Erfahrung von Krieg und Gewalt diese Dynamik auch, aber doch nicht nur in Richtung auf die Verhärtung ideologischer Fronten und die Radikalisierung der Menschen hin verschärft. Auch wenn die ausgleichenden, alltags- und erfahrungsgeleiteten Gegenkräfte in akuten Konfliktsituationen oft nur unterschwellig, und oft auch zu spät wirksam werden, kann die alltägliche Nähe zu den ideologisch diskreditierten »Anderen« innerhalb von Familien-, Nachbarschafts- und Arbeitskontexten dennoch eine Mentalität und ein Bedürfnis der Mäßigung und

17 Vgl. Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 9 f.

Grenzüberschreitung befördern.[18] Zumindest dann, wenn die alltäglichen Lebenszusammenhänge antagonistischer Gruppen nicht durch vermeintlich friedensschaffende Grenzziehungen oder durch ethnische Säuberungen und Vertreibungen getrennt werden, können die Menschen, die der Gewalt überdrüssig sind, ideologische Antagonismen dadurch überwinden, dass sie auf ihre gemeinsamen Alltags- und Krisenerfahrungen sowie auf ein überliefertes, interkulturelles Praxiswissen zurückgreifen. Dabei können – wie dies auch das Kneipengespräch deutlich macht – beide Tendenzen durchaus gleichzeitig im kollektiven und individuellen Gedächtnis existieren und je nach Sinnzusammenhang aktualisiert werden.[19]

Diese Bewegungen der Sinnstiftung im Alltag, das möchte ich gerne in methodologischer Hinsicht zeigen, bedürfen einer flexiblen, prozessualen Forschungsmethodik, die es erlaubt, unter reflektiertem Einbezug der eigenen Subjektivität und der kulturspezifischen Verhaftungen der Forschenden den vielfältigen Perspektiven und Bezugnahmen des Feldes nachzufolgen, so wie sie sich in ihren jeweiligen Kontexten zeigen. Dabei stellt die Verschriftlichung dieser Erfahrungen im Forschungstagebuch eine dichte Quellenbasis auch für den späteren analytischen Nachvollzug möglicher Bedeutungsstrukturen des

18 Die Geschichte des Nordirlandkonflikts, und dabei auch der Stadt Derry, weist eindrucksvolle Beispiele des parteien- und frontenübergreifenden Widerstands auf, so 1965 den (vergeblichen) Marsch der katholischen und protestantischen Einwohnerschaft der Stadt nach Belfast, um zur gemeinsamen Friedenssicherung eine Universität in Derry durchzusetzen, oder die Bewegung »Mothers for Peace«, die ab 1976 zum Friedensprozess beitrug. Curran (wie Anm. 11), S. 33. – Klaas Hartmann, Christoph Schumacher: Chronologie des Nordirlandkonflikts. In: Elvert (wie Anm. 11), S. 535–554, hier S. 544.

19 Darauf deuten meine Forschungen in den zeitgeschichtlichen Konfliktregionen und mehrsprachigen Erfahrungsräumen entlang der tschechisch-deutschen Grenze. Vgl. Katharina Eisch: Grenzland Niemandsland: eine ethnographische Annäherung an die Deutschen in Böhmen. In: Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder 40, 1999, 2, S. 277–305. – Dies.: Archäologie eines Niemandslands: Deutsch-böhmische Identität und die Gedächtnistopographie des böhmischen Grenzraums. In: Klaus Roth (Hg.): Nachbarschaft. Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen. Münster u.a. 2001, S. 307–326. – Dies.: Gedächtnis und Erfahrung. Vom Umgang mit der Erinnerung im ostdeutsch-tschechischen Grenzgebiet. In: Kurt Dröge (Hg): Alltagskulturen in Grenzräumen (= Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, 4). Frankfurt a. M. 2002, S. 293–329.

Felds zur Verfügung. Was wir hierbei leisten können, ist, um im Sinne Utz Jeggles oder auch mit Clifford Geertz zu sprechen, das interpretierende Verstehen eines kulturellen Gewebes, ohne dabei zu vollständigen und endgültigen Resultaten zu gelangen.[20] Das gilt erst recht für diese exemplarische Studie, die im Ausgang von einem singulären Gespräch nun des differenzierten Vergleichs und der Kontextualisierung mit weiteren Feld- und Quellenforschungen bedürfte.

Im Pub in Derry stellt man sich allmählich auf das Viertelfinale der Fußball-EM ein. Inzwischen ist auch die Barfrau freundlich geworden, ich darf die zweite Runde zahlen, John fragt mich, was ich denn nach meiner Rückkehr anfangen werde. Ich erzähle von meinem gegenwärtigen Forschungsprojekt. Im Tagebuch heißt es weiter: »›What on?‹ – ›On the theme of security.‹ – Das klickt sofort – ›You have come to the right place for that!‹, er sagt das zwei Mal. Dann erklärt er, langsam und systematisch: ›You get up at 7 o'clock, you wash, you shave, you have breakfast at 8, you get yourself to work at 9. This is what terrorists like, they will observe your routines, that is where they can hit you. [...] If you want to be safe, you must change your routines... is this what you mean? – Ich, irritiert: ›Well, yes [...]‹ – ›Yes, we are like that, we get ourselves into these routines. But they study your routines, then they shoot you.‹ – Ich: Die seien doch nicht auf normale Leute aus? – Er nickt, zeichnet, wie er das ständig macht, mit dem Zeigefinger auf den feuchten Tresen: Hier sind die einen, dort die anderen, dazwischen zeichnet er einen Kreis – ›this is people like you and me‹ (er deutet von einem zum anderen), ›you work, you have your routines, that's what you get yourself into. This is the mistake. To be safe

20 Vielzitiert ist Clifford Geertz' Formulierung von der Verstrickung des Menschen »in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe [...], wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht.« Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M., S. 7–43, hier S. 9.
Die sensiblen Deutungszugänge Utz Jeggles zu den zeitgeschichtlich belasteten und ambivalent verfassten Alltagsfeldern der Kultur sollen in Kürze am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut in einem Überblicksband zugänglich gemacht werden: »Das Fremde im Eigenen ergründen.« Utz Jeggle (1941–2009) – Kulturwissenschaftliche Beiträge (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, 114). Tübingen 2012.

you need to change your routines, you need to go at different times, and different ways.‹ – Ich: ›Is that how you lived here?‹ –›Yes. And you could sense the atmosphere, you could smell it. It would be in the air, when there would be fighting, when a bomb would go up. You would change your ways.‹ Zum alten Mann, der tief nickt: ›We are happy that this is over‹, dann lenkt er schnell ab: Wir wollen nicht drüber reden, ›this is too depressing‹.«

Ohne nachzudenken konnten die drei Männer das vage Sicherheitsthema, das in meinen englischen und deutschen Forschungsfeldern so gerne für Unverständnis und Irritation sorgte, mit ihrer konkreten Erfahrung extremer Unsicherheit füllen. »Sicherheit«, das bedeutet für diese Einwohner von Derry eine Strategie der Verkehrung des Unsicheren in Sicherheit – und dies in einer Situation, in der ausgerechnet die alltäglichen, räumlichen und tageszeitlichen Routinen, die wir alle doch zuvorderst mit einer unhinterfragbaren, lebensweltlichen Sicherheit assoziieren, Gefahr und Tod bedeuten.[21] Im Szenario des Bürgerkriegs bedeutet Überleben, der Paradoxie und Umkehrbarkeit von Sicherheit ins Auge zu schauen und eine sinnliche, oder auch schon übersinnliche, Reaktions- und Veränderungsbereitschaft auszubilden.

Hervorgebracht wurde diese Situation von einer totalen Frontstellung der »Einen« gegen die »Anderen«. Dabei ist es für die Menschen, die in Derry beständig zwischen diese Fronten gerieten, irrelevant, wer diese Terroristen sind und auf welcher Seite der Front sie stehen. Das Fixieren eindeutiger Ordnungen und Trennlinien – das der Stadtraum von Derry so eindrucksvoll zeigt und mit dem auch die Schilder auf dem Campus von Duncreggan versuchen, gegen die Ängste der Vergangenheit und der Gegenwart anzuplakatieren – ist unvermeidbar; trotzdem aber werden dadurch selbst in weniger radikalisierten Kontexten immer auch Machtverhältnisse und Frontstellungen zementiert

21 Fionnuala Williams registriert in ihrer Untersuchung des Alltagserzählens im und über den Nordirlandkonflikt nicht nur die fundamentale Bedeutung narrativer Raumbezüge und Ortsbesetzungen, sondern sie führt – ohne dies weiter zu analysieren – parabel- und schwankhafte Geschichten an, in denen Sicherheit und Unsicherheit changieren und sich die Räume und Zeiten auf paradoxe Weise verkehren. Fionnuala Williams: A Survey of the Main Forms and Functions of the Folklore of the Conflict. In: Pille Runnel (Hg.): Rethinking Ethnology and Folkloristics. Tartu 2001, S. 79–110, hier S. 82, 89.

und damit die Vieldeutigkeit, Veränderlichkeit und Unwägbarkeit des Alltagslebens verfehlt.

Aus diesem Grund brauchen wir gerade als Ethnographinnen und Ethnographen den prozessbewussten, methodisch reflektierten Perspektivenwechsel zur subjektiv gelebten Alltagskultur, die das Bild dominanter Diskurse durchaus wirkmächtig ergänzen und modifizieren kann: Dies erst ermöglicht es uns, die Realitäten kultureller und politisch-historischer Dynamiken in den Blick zu nehmen, anstatt selbst in den ideologischen Fixierungen und Fronten stecken zu bleiben, die wir eigentlich dekonstruieren wollen.

Wenn John daher uns alle, die Menschen des Alltags, als übergreifende Wir-Gruppe in den Raum stellt, meint er keine neuen ideologischen Ab- und Ausgrenzungen: Viel eher geht es darum, die unsichtbaren »borders of the heart«, so wie sie 13 Jahre nach der Beendigung des Bürgerkriegs weiterhin im Stadtraum und im Gedächtnis von Derry präsent sind,[22] durch die grenzüberschreitende Kraft der Erfahrung ins Gespräch und in Bewegung zu bringen.

22 Das »Karfreitagsabkommen« zwischen den Regierungen der Republik Irland und Großbritanniens und den Parteien in Nordirland beendete am 10. April 1998 offiziell den Nordirlandkonflikt.

Katharina Eisch-Angus, »The Borders of the Heart.« Space, Memory, Ethnography: a Conversation in Northern Ireland

An irritating sign cityscape in the Northern Irish City of Derry experienced at the side of the 2008 SIEF conference inspired a short ethnography, which evolved into a tracking of the fault lines of the Irish »Troubles« spatially, and in collective memory, and which finally led into a bar talk with a group of male regulars. Via the allocations of roles and the delineations and border-crossings between the foreign researcher and the local interlocutors and contemporary witnesses the talk developed into an »archaeological« exploration of the invisible »borders of the heart« in Derry. From the experiences of antagonism and war, and their ambivalences and paradoxes, there unfolded strategies of safeguarding and survival, as well as the polyvalent and border-crossing dynamics of everyday culture.

Was kommt nach Otto Normalverbraucher?
Aktuelle Neuschneidungen von ökonomischem, sozialem und politischem Handeln im Zeitalter von Consumer Citizenship

Ina Dietzsch

Der Text untersucht kulturanalytisch, wie ökonomisches, soziales und politisches Handeln verschiedener Akteure zusammenwirken. Er stellt die Person des Normalverbrauchers und die Auflösung ihres integrativen Charakters als kulturellen Ausdruck spezifischer historischer Verhältnisse dar und diskutiert im Anschluss, auf der Grundlage empirischer Forschung in einer schrumpfenden Stadt und vor dem Hintergrund aktueller Wachstumskritik, die Entstehung und Reichweite einer neuen Figur – des Consumer Citizen.

Otto Normalverbraucher, der Mensch mit den durchschnittlichen Bedürfnissen – er scheint nach wie vor unter uns zu sein. Die 670.000 Google-Einträge, die man zur Zeit unter diesem Suchbegriff finden kann, betreffen Produkte, die sich ein vermeintlicher Durchschnitt der Bevölkerung leisten kann, den Kalorienverbrauch im Zusammenhang mit Diäten oder User mit einem entsprechenden Nickname. Otto Normalverbraucher, aber auch seine weiblichen Variationen wie Erika Mustermann oder Lieschen Müller, regionale Ausgaben wie die Berlinerin Erna Kasupke oder die anderer Nationen wie der polnische Jan Kowalski[1] – sie alle sind vertraute Figuren mit deren Hilfe sich Men-

1 Zu Erna Kasupke vgl. Renate Meinhof: Super Illu. Die Psychotherapeuten der Ostdeutschen. Süddeutsche.de, http://www.sueddeutsche.de/kultur/super-illu-die-

schen in Massengesellschaften ihre unbekannten Nebenmenschen vorstellbar machen.[2]

Die moderne Figur des Durchschnittsmenschen

Denkbar wurden solche Typen vor dem Hintergrund einer aus Messverfahren entwickelten Idee des Durchschnittsmenschen. Daniela Döring hat in ihrer Dissertation, die kürzlich unter dem Titel ›Zeugende Zahlen‹ erschienen ist, verschiedene Stränge aufgezeigt, innerhalb derer sich die Entwicklung des Durchschnittsmenschen als eine moderne Idee verfolgen lässt. Zwei davon möchte ich im Folgenden aufnehmen:[3] Zum einen wurden Ideal und Mittelmaß als ästhetisches Kriterium schon sehr früh verhandelt, z.B. durch den Maler Johann Preißler (1666–1737), den Berliner Bildhauer Gottfried Schadow (1764–1850) oder den Anthropologen Pierre Broca (1824–1880). Einen zweiten Strang bildet die frühe Statistik, und wie hier ergänzt werden muss, später die moderne Ernährungswissenschaft.[4] Beide ließen den Durchschnittsmenschen zum Regierungsinstrument von Bevölkerungen werden und verbanden ihn mit dem Homogenisierungsprojekt moderner Nationalstaaten. Folgt man Alain Desrosières,

psychotherapeuten-der-ostdeutschen-1.699951 (Zugriff: 17.5.2012); zu Jan Kowalski vgl. Brigitte Jäger-Dabek: Alltag in Polen. So lebt Jan Kowalski. Bundeszentrale für politische Bildung, http://www.bpb.de/internationales/europa/polen/40752/so-lebt-jan-kowalski (Zugriff: 17.5.2012).

2 Zum Konzept des Nebenmenschen vgl. Alfred Schütz: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Wien 1932. Schütz unterscheidet »Nebenmenschen« und »Mitmenschen« und bezeichnet damit verschiedene Verhältnisse, die Menschen im sozialen Raum zueinander haben können. Während Mitmenschen eine direkte soziale Beziehung miteinander haben, besteht diese zwischen Nebenmenschen nicht. Dennoch ist ihre Existenz für den Einzelnen von Relevanz.

3 Daniela Döring: Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion des 19. Jahrhunderts. Berlin 2011.

4 Ulrike Thoms: Anstaltskost im Rationalisierungsprozess. Die Ernährung in Krankenhäusern und Gefängnissen im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart 2005; Ulrike Thoms »Ernährung ist so wichtig wie Munition«, Die Verpflegung der deutschen Wehrmacht 1933–1945. In: Wolfgang U. Eckart, Alexander Neumann (Hg.): Medizin im Zweiten Weltkrieg. Militärmedizinische Praxis und medizinische Wissenschaft im »Totalen Krieg«. Paderborn u.a. 2009, S. 207–229.

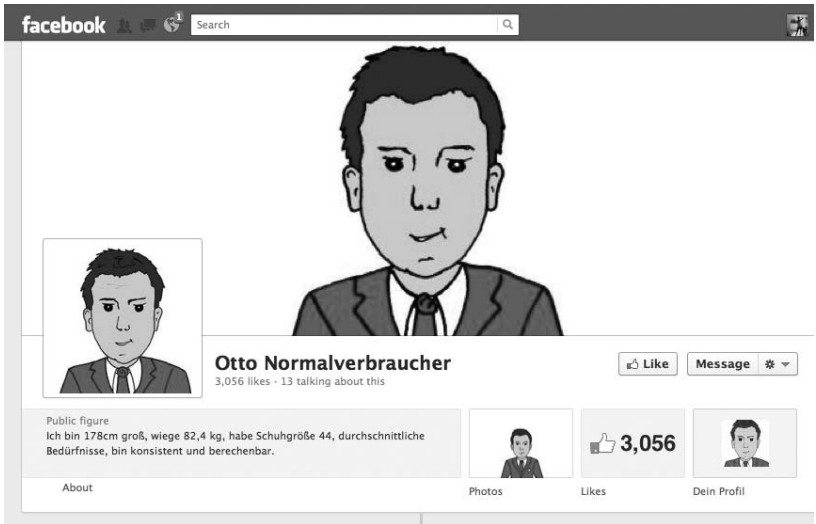


Abb. 1: Otto Normalverbraucher auf Facebook (Zugriff: 4.6.2012)

Abb. 2: Erika Mustermann, http://de.wikipedia.org/wiki/Erika_Mustermann (Zugriff: 4.6.2012)

Abb. 3: Jan Kowalski, http://www.bpb.de/internationales/europa/polen/40752/so-lebt-jan-kowalski (Zugriff: 4.6.2012)

dann hat besonders der Belgische Astronom und Statistiker Adolphe Quetelet (1796–1874) und sein *l'homme moyen* in der Geschichte der Statistik einen bedeutenden Beitrag zur Durchsetzung dieser Idee in Europa geleistet. Quetelets Errungenschaft bestand darin, zwei bis dahin unterschiedliche Wissenspraxen zusammenzuführen: zum einen die wiederholte Messung desselben Objekts, wie sie in der Astronomie vorherrschte, zum anderen die gleichzeitige Messung verschiedener, aber ähnlicher Objekte (hier vor allem menschliche Körper von Soldaten). Beide Praxen führten, mathematisch notiert, zu einer ›Normalverteilung‹.[5] Damit war der Weg für eine neue Relation geebnet und für die Entstehung des Durchschnittsmenschen als epistemisches Ding.[6] Es dauerte noch eine Weile, bis sich der Durchschnittsmensch auch in der deutschen Statistik durchsetzen konnte. Dass er dies jedoch nachhaltig vermochte, auch wenn gegenwärtig der Bezug darauf eher

5 Alain Desrosières: Die Politik der großen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise. Berlin 2005.

6 Hans-Jörg Rheinberger: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Göttingen 2001.

eklektisch erfolgt, zeigen verschiedene Beispiele, in denen die Figur in der Gegenwart nach wie vor wirkmächtig ist: in Form von Konfektionsgrößen, als Body-Mass-Index oder als Marketingtypen.

Neben der Statistik beschäftigte sich die entstehende Ernährungsphysiologie bereits seit ihren Vorläufern Anfang des 18. Jahrhunderts mit der Frage effizienter Massenernährung in Armenhäusern, Gefängnissen, Krankenhäusern und im Heer. In diesem Zusammenhang entwickelten sich zum einen die Idee einer (männlich gedachten) Normalkost und zum anderen vor allem Mitte des 19. Jahrhunderts im Kontext massiver Verringerung der Kost auch Ausnahmekategorien wie Schwerstarbeiter und Kranke.[7]

Beide Entwicklungen kamen zusammen, als die rigide Nahrungsmittelrationierung im Nationalsozialismus den Normalverbraucher als Durchschnittsmenschen weiter gesellschaftsfähig machte. Wie Götz Aly schreibt, wurde 1939 im Deutschen Reich die Fleisch- und Eiererzeugung auf ein für »die Volkslaune und die menschliche Physiologie notwendiges Mindestmaß«[8] gesenkt. Und weiter: »Die Lebensmittel aus den besetzen Ländern kamen in erster Linie deutschen Soldaten zugute. […] Ein weiterer, 1942 stark ansteigender Teil wurde abtransportiert – für deutsche Schwerstarbeiter, Schwangere, arische Senioren und Säuglinge und nicht zuletzt zur dauerhaften Zufriedenheit des seither sprichwörtlichen Otto Normalverbrauchers. Gemeint war damit der Bezieher der Normalverbraucher-Lebensmittelkarte, die zu keinerlei Zulagen berechtigte.«[9] Der Historiker argumentiert, dass das Rationierungssystem (welches nur auf der Grundlage hoher Kosten der besetzten Gebiete aufrechterhalten werden konnte) innerhalb des Deutschen Reiches als weitgehend gerechte Binnenverteilung empfunden wurde und das Vertrauen des Volkes in »seine Führung« festigte. Mit den Lebensmittelkarten stand, so kann geschlossen werden, der Normalverbraucher als Normalmaß im gesellschaftlichen Raum, an dem man/frau sich über die leibliche Erfahrung des Hungers selbst maß, aber auch gemessen und regiert wurde.

7 Thoms 2005 (wie Anm. 4).

8 Götz Aly: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt/M. 2006, S. 196.

9 Ebd., S. 206.

Weiteren sinnlichen Nachdruck erhielt die Figur des Normalverbrauchers durch ihre Verkörperung im Kinofilm.[10] Nachdem sich der Film bereits im Nationalsozialismus als massenideologisches Werkzeug erwiesen hatte, trug er im Nachkrieg zur Fortsetzung der Erfindungsgeschichte und der populärkulturellen Verbreitung des Normalverbrauchers bei. Hier bekam dieser auch seinen Vornamen Otto.[11] 1948 kam der Film »Berliner Ballade« in die Kinos. Gerd Fröbe (der später im gleichnamigen James-Bond-Film als Auric Goldfinger berühmt wurde) spielte den heimgekehrten Soldaten Otto Normalverbraucher, der sich in der zerstörten Reichshauptstadt durch das Leben schlagen muss. Trotz harter Lebensumstände widersteht er Versuchungen des Schwarzmarktes und der Prostitution und findet seine große Liebe. Er verkörpert eine rundum integere Figur, die zwar ganz menschlich von der Überschreitung moralischer Grundsätze träumt, sie jedoch nicht umsetzt.

Der Film wurde ein großer Erfolg. Im deutschen Filmarchiv sind die zeitgenössischen Kritiken einsehbar. Sie schrieben über Szenenapplaus in den Kinos und von der Identifikation der ZuschauerInnen mit der Hauptfigur. 1949 erhielt der Film auf der Biennale Venedig den 2. Preis und wurde im Ausland ausgiebig gelobt. So schrieb u.a. *Le monde* am 1.9.1949: »›Berliner Ballade‹ ist der beste deutsche Film, und zugleich der originellste und wahrste, der seit dem Kriege herausgebracht wurde«.

Otto Normalverbraucher kann somit als eine Verkörperung damals erwünschter und gewünschter Bilder vom durchschnittlichen Staatsbürger verstanden werden.[12] Zugleich stellte der Otto Normalverbraucher eine wissenschaftlich (bzw. statistisch) autorisierte Erzählung dar, über die Definitionen von Mainstream und Marginalität einer Gesell-

10 Dies gilt im Übrigen auch für Lieschen Müller, die im 1961 gedrehten Spielfilm »Der Traum von Lieschen Müller« als eine deutsche Büroangestellte der 1960er Jahre von Sonja Ziemann verkörpert wurde, http://www.filmportal.de/film/der-traum-von-lieschen-mueller_58b7163c9ce748438d7553d93106789f (Zugriff 25.5.2012).

11 Der Journalist Dietmar Bartz führt den Namen darauf zurück, dass Regisseur Günter Neumann damit auf die Angewohnheit von Hans Albers anspielte, große Dinge einen Otto zu nennen (Dietmar Bartz: Superstar Otto Normalverbraucher, Deutsches Filmarchiv Frankfurt. In: Taz 1.2.2003).

12 Vgl. auch Ute Bechdolf: Wunsch-Bilder? Frauen im nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm. Tübingen 1992.

schaft verhandelt wurden. Damit lässt sich seine Erfindungsgeschichte mit ähnlichen Entwicklungen z.B. in den USA vergleichen. Dort hatten die Middletown-Studie[13] und ihr medialer Erfolg als »the very first social scientific bestseller«[14] in der kollektiven Vorstellung eine reale Gemeinde in eine Durchschnittsgemeinde von archetypischen Amerikanern verwandelt und dazu beigetragen, dass die gesamte Bevölkerung sich dazu in Beziehung setzen konnte. Beide, Otto Normalverbraucher und Middletown, halfen so bei der Bewältigung einer Positionierung von Individuen innerhalb von Massengesellschaften und der darin inhärenten Spannung von Einzigartigkeit und Gemeinsamkeit.

Für meine folgende Argumentation, aber auch für die Kulturanalyse insgesamt ist die Figur des Otto Normalverbrauchers besonders deshalb interessant, weil sie als Person[15] und konkrete Sedimentierung von Bedeutungen spezifische historische Verhältnisse von Staat, Ökonomie und Gesellschaft repräsentiert. Daraus folgt aber auch, dass sie je nach historischem Kontext mehr oder weniger überzeugend ist. Ihr bereits angedeuteter eklektischer Gebrauch heute verweist darauf, dass sich die Dinge verändert haben und die Figur des Durchschnittsmenschen als Typus von Versorgungsgesellschaften seine integrative und homogenisierende Überzeugungskraft verloren hat.

13 Robert S. Lynd, Helen Merrell Lynd: Middletown. A Study in Contemporary American Culture, London 1929; Robert S. Lynd, Helen Merrell Lynd: Middletown in Transition. A Study in Cultural Conflicts, New York 1937.

14 Sarah Igo: The Averaged American. Surveys, Citizen, and the Making of a Mass Public. Cambridge/M. 2007, S. 30.

15 Ich gebrauche hier den Begriff der Person im Sinne anthropologischer Theorie. Zur Debatte der Person vgl. Marcel Mauss: A Category of the Human Mind. The Notion of Person, the Notion of Self. In: Michael Carrithers u.a. (Hg.): The Category of the Person. Anthropology, Philosophy, History. Cambridge 1985 [1938]. S. 1–25; Louis Dumont: Homo Hierarchicus. The Caste System and its Implications. Chicago 1980 [1966]. Zusammenfassend vgl. Spencer Cahill: Towards a Sociology of the Person. In: Sociological Theory 16(2), 1998, S. 131–148. Kritisch äußert sich Marilyn Strathern: The Gender of the Gift. Problems with Women and Problems with Society in Melanesia. Berkeley 1988. Zur Erweiterung in Richtung *personhood* vgl. Michael Carrithers: Why Humans Have Cultures. Explaining Anthropology and Social Diversity. Oxford 1992; Michael Carrithers: Anthropology as a Moral Science of Possibilities. In: Current Anthropology 46, 2005, S. 433–456.

Zwar taucht der Durchschnittsdeutsche gelegentlich immer noch auf.[16] Wenn verschiedenste Medien jeweils nach der Herausgabe des neuen statistischen Jahrbuchs versuchen, die darin gesammelten Daten anschaulich zu machen wird er jedoch oft zu einer Karikatur seiner selbst. Er hat sich aber auch auf verschiedene Weise ausdifferenziert. Die Mitmenschen von Otto Normalverbraucher heißen jetzt Markus *Möglich*, Otto *Normalabweichler* bzw. *Öko-Paul*[17] oder Irina Vega und Captain Euro.[18] Gelegentlich kann man auch vom Durchschnittsmigranten lesen, der inzwischen immerhin ca. 300 Google-Einträge verzeichnen kann oder über verschiedene Marketing-Typen aus dem Ethnomarketing, welches in den letzten Jahren in Deutschland an Bedeutung gewonnen hat.[19]

Die Vorstellungen vom gesellschaftlichen Durchschnitt haben sich zudem im Laufe der Zeit in Sinus-Lebensstil-Milieus aufgelöst[20] oder, wie ein Journalist argumentiert, einfach ihre anthropomorphe Form abgelegt. «Um ihre Konsequenzen aus dem Zerfall der Gesellschaft zu zie-

16 Die deutsche Gemeinde Haßloch ist ein sehr illustratives Beispiel dafür. Sie ist für die Marktforschung als statistisch »durchschnittlichste« Stadt ausgewählt worden, weil dort anteilig etwa so viele Singles, Ehepaare, Familien, Rentner und Kinder wie in der gesamten Bundesrepublik leben und deren Einkommen in etwa den Einkommensverhältnissen der Bundesbürger entsprechen. Die Kaufkraft der Stadt liegt nur minimal über dem Mittelwert für Deutschland. Eines der (nach eigener Darstellung) größten Marktforschungsunternehmen weltweit simuliert dort Produkteinführungen für Deutschland. (Sebastian Heise: Klein-Deutschland mitten in der Pfalz. Focus Online, http://www.focus.de/finanzen/news/tid-12695/gesellschaft-klein-deutschland-mitten-in-der-pfalz_aid_351714.html, Zugriff: 17.5.2012). Es gibt einige Hinweise darauf, dass Österreich in ähnlicher Weise als Testmarkt für den gesamten deutschsprachigen Raum gilt (s. bspw. http://help.orf.at/stories/1697943/, Zugriff 25.5.2012).

17 S. bspw. Jürgen Kaube: Otto Normalabweichler. Der Aufstieg der Minderheiten. Springe 2007; Peter Weinbrenner: Von Otto Normalverbraucher zu Öko-Paul: Eine Unterrichtsskizze Ausgabe 2 von Schriften zur Didaktik der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 1990.

18 Cris Shore: Whither European Citizenship? Eros and Civilisation revisited. In: European Journal of Social Theory 2004, 7(1), S. 27–44, hier S. 38, http://europa.eu/youth/news/index_512_en.html und http://www.captaineuro.com/ (Zugriff 24.6.2010).

19 Ayşe Çaglar: Medien, Werbeindustrie und Kosmopolitentum. In: Ethnoscripts 1, 2001, S. 25–38. Ekkehardt Schmidt-Fink: Ethnomarketing in Deutschland, http://www.migration-boell.de/web/integration/47_1101.asp (Zugriff 25.5.2012).

20 http://www.sinus-institut.de/loesungen/sinus-milieus.html (Zugriff 25.5.2012).

Abb. 4: Irina Vega und Captain Euro-Family, http://recht-anschaulich.lookingintomedia.com/?p=21 bzw. http://www.captaineuro.com/ (Zugriff: 4.6.2012)]

hen« so schrieb er 2003 »setzen die Statistiker beim Warenkorb an. Er umfasst eine putzige Liste mit 750 Gütern und Dienstleistungen, die die Ausgaben eines Durchschnittshaushaltes simulieren: von Eiern und Gurken über die Miete bis hin zum Auto und den Friedhofsgebühren. Das Amt errechnet aus den Preisen dieser Einzelposten die Inflationsrate. Um den Konsum von Arm und Reich zu unterscheiden, hat es bisher seine Untersuchungen nach den traditionellen Haushaltstypen aufgeschlüsselt. Das hört jetzt auf: Die Zahlen werden nur noch für einen Durchschnittshaushalt bekannt gegeben. Da ist er wieder, Otto Normalverbraucher, der ›typische‹ Konsument. Gegenüber seinem früheren Leben hat er sich allerdings geändert: Er ist auf eine rechnerische Größe geschrumpft, die mit dem realen Leben nichts mehr zu tun hat[21].«

Consumer Citizenship als gegenwärtiges Äquivalent?

Das Auflösen der Figur des Otto Normalverbrauchers ist von der Entstehung einer neuen homogenisierenden Person mit integrativem Anspruch begleitet, die den historischen Veränderungen des gesellschaftlichen Stellenwerts von Konsum Rechung trägt und nun mit der Idee einer Verbraucherdemokratie korrespondiert.

21 Bartz (wie Anm. 11).

Mit dem Wachstum westlicher Konsumgesellschaften und mit dem zunehmendem Wissen, das innerhalb dieser Gesellschaften zirkuliert, hat sich das Verhältnis von Staat, Ökonomie und Gesellschaft verändert, und damit auch die darin agierenden Personen. KonsumentInnen sind in einer gesellschaftlichen Situation, die der Kultursoziologe Jürgen Gerhards den ›Aufstand des Publikums‹ nennt, anspruchsvoller geworden. In systemtheoretischer Argumentationsweise konstatiert Gerhards seit den 1960er Jahren zunehmende Inklusionsansprüche von BürgerInnen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen der Bundesrepublik Deutschland. In Medizin, Erziehung, Recht, Kunst, Politik und eben auch Wirtschaft zeigt er eine Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen, wie er es nennt, professionellen Leistungs- und Publikumsrollen zugunsten der Publikumsrollen auf: also eine Stärkung der Ansprüche von SchülerInnen gegenüber Lehrern, Patienten gegenüber MedizinerInnen und Konsumenten gegenüber ProduzentInnen.[22] Diese Entwicklung hat dazu geführt, dass heute Expertise nicht mehr ausschließlich mit diesen professionellen Leistungsrollen in Verbindung gebracht werden kann, sondern allgemein verstanden werden muss als »developed skills in, semiotic-epistemic competence for, and attentional concern with, some sphere of practical activity«.[23]

In dieser Gemengelage, in der auch die Grenzen zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen fließend werden, komme es gegenwärtig, so argumentiert Nico Stehr, zu einer »Moralisierung der Märkte«, die sich zunehmend unter dem Verweis auf moralische Kategorien wie Fairness, Authentizität, Nachhaltigkeit, Solidarität usw. regulieren.[24] Im Rahmen transnationaler Ökonomien und im Kontext neoliberaler Gouvernementalität (die allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens die Logik der Ökonomie aufzwingt ohne dabei das Autonomiebedürfnis der regierten Individuen verletzen zu müssen)[25] entsteht eine neue

22 Jürgen Gerhards: Der Aufstand des Publikums. Eine systemtheoretische Interpretation des Kulturwandels in Deutschland zwischen 1960 und 1989. In: Zeitschrift für Soziologie 30(3), 2001, S. 163–184.

23 Dominic Boyer: Thinking through the Anthropology of Experts. In: Anthropology in Action 15(2), 2008, S. 38–46, hier S. 39.

24 Nico Stehr: Die Moralisierung der Märkte. Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M. 2007.

Person: der/die Consumer Citizen(s). Consumer Citizens sind in der aktuellen akademischen Debatte vor allem mit dem politischen Recht, gehört zu werden, ausgestattete KonsumentInnen, die sich durch ihre (selektiv oder ganzheitlich orientierten) Anstrengungen, ihre Gesundheit zu erhalten, der Gesellschaft so wenig wie möglich zu schaden oder den Globus zu erhalten, selbst regieren.[26, 27] Vor dem Hintergrund unterschiedlicher geschichtlicher Traditionen von *citizenship* hat diese Figur übernational vereinigende Wirkung, denn »consumption has become a principle source of political engagement for many citizens, in campaigns for better working conditions, animal welfare, and global fair trade«[28]. Neben diesem direkt als politisch erkennbaren Handeln sind es darüber hinaus oft die Test-Aktivitäten von KonsumentInnen, die gravierende Probleme mit Produkten in die Arena politischer Debatten bringen und Verbraucherschutz, der mit Fragen von Leben und Tod befasst sein kann, wenn es um Baby-Nahrung, unsichere Autos oder Bauweisen geht. Und schließlich geht es um die Erhaltung der Überlebensbedingungen derer, die durch standardisierte Ökonomien bedroht sind.[29]

25 Vgl. Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M. 2007; Ulrich Bröckling: Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/M. 2000.

26 Zu Consumer Citizens vgl. Kate Soper, Frank Trentmann (Hg.): Citizenship and Consumption. New York 2008; Sigrid Baringhorst (Hg.): Politik mit dem Einkaufswagen. Unternehmen und Konsumenten als Bürger in der globalen Mediengesellschaft. Bielefeld 2007; Jörn Lamla: Kontexte der Politisierung des Konsums. Die Zivilgesellschaft in der gegenwärtigen Krisenkonstellation von Politik, Ökonomie und Kultur. Online-Paper zur Tagung »Politisierter Konsum – konsumierte Politik«, Gießen, 3.–4.6.2005, http://www.politik-konsum.de/pdf/lamla_kontexte.pdf (Zugriff: 17.5.2012).

27 Diese Entwicklung spiegelt sich auch auf der Ebene von Unternehmen in Form von Corporate Citizenship oder Corporate Social Responsibility (CSR). CSR meint verantwortungsvolles unternehmerisches Handeln bzw. unternehmerische Nachhaltigkeit. Unternehmen beteiligen sich unter Berücksichtigung ökonomischer, ökologischer und sozialer Faktoren freiwillig an der Lösung gesellschaftlicher Probleme. Corporate Citizenship bezieht sich dann auf die Umsetzung konkreter Projekte, oft in Partnerschaften zwischen Wirtschaftsunternehmen und Non-Profit-Organisationen mit dem Ziel gesellschaftlicher Innovationen bei wechselseitigem Nutzen für alle Partner. (Institut für Social Marketing, http://www.institut-social-marketing.de/53.html, Zugriff: 17.5.2012).

28 Soper, Trentmann (wie Anm. 26) S. 2.

29 Ebd., S.11.

Eine mögliche Antwort auf die Frage, was nach Otto Normalverbraucher kommt, könnte also sein: Consumer Citizens, verstanden als durch neue Wissensformen und ökonomischen Wohlstand hervorgebrachte Hybride aus im öffentlichen Interesse agierenden BürgerInnen und im privaten Interesse agierenden KonsumentInnen und UnternehmerInnen. Politischer Konsum gilt dabei als eine Partizipationsform, die allgemeinwohlorientierte und eigenwohlorientiere Motive verbindet und daraus einen Nutzen zieht, dass lokale Konsumentscheidungen im Kontext globaler Ökonomien auch globale Wirkungen erzielen können. Aus Otto Normalverbrauchern werden (vermeintlich geschlechtsneutrale) über die Grenzen des Nationalstaates hinaus fragmentierte Subjekte neoliberaler Gouvernementalität. Diese handeln politisch und oft auch wachstumskritisch, in dem sie Bio-Produkte verzehren, herstellen oder vertreiben, sich an Fair Trade beteiligen und ihren persönlichen CO_2-Fußabdruck managen. Entsprechend Gerhards Diagnose der zunehmenden Aktivierung von Publikumsrollen boykottieren VerbraucherInnnen, als solche geschult und geschützt, Firmen wegen politischer Verfehlungen oder leeren in Form von Smart oder Flash Mobs Regale aus, ohne etwas zu kaufen, und demonstrieren damit beispielsweise für bessere Arbeitsbedingungen im Einzelhandel.[30] Das jedenfalls ist eine, zugegebenermaßen sehr plausible, Erzählvariante, wie sie sich aus der Perspektive gesellschaftlicher Zusammenhänge ergibt, in denen die Ideologie des Wachstums es schafft, sich Kritik in Form produktiver Veränderung immer wieder einzuverleiben.

Consumer Citzenship und Schrumpfung

Eine etwas andere Geschichte ergibt sich, wenn man den Blick auf Schrumpfungskontexte lenkt, auf Orte, an denen Konsum (im modernen Sinne) zunehmend an Bedeutung verliert und Wachstum auf ganze andere Weise an seine Grenzen kommt. Hier gestaltet sich auch das

30 Zu Smart Mobs als Mobilisierung sozialer Netzwerke vgl. Howard Rheingold: Smart Mobs 2002 Cambridge MA; Katrin Bauer: Jugendkulturelle Szenen als Trendphänomene. Münster 2010; zu KonsumentInnen-Boykotten vgl. auch Forschungskolleg Medienumbrüche: Protest und Medienkulturen im Umbruch. Transnationale Corporate Campaigns im Zeichen digitaler Kommunikation. http://www.protest-cultures.uni-siegen.de (Zugriff: 17.5.2012).

Verhältnis von Ökonomie, Politik und Gesellschaft neu. Unter den schwierigen Bedingungen des Schrumpfens, die vor allem im massiven Rückgang der Bevölkerung und deren Alterung bestehen, sind Markt wie Politik oftmals nicht in der Lage, adäquat auf die Bedürfnisse und Forderungen von BürgerInnen zu reagieren.[31] In solchen Situationen entstehen Praktiken in den Zwischenräumen regulierter Ökonomie und Politik, mit denen Menschen die dringenden Fragen des alltäglichen Überlebens lösen und sich Zugang zu Ressourcen verschaffen.[32]

Wo die Bevölkerung durch Abwanderung oder den demografischen Wandel abnimmt und altert, geht nicht nur die Kaufkraft zurück, sondern es verändert sich auch die Einzelhandelsinfrastruktur. Ähnlich wie die städtebauliche Infrastruktur, deren Größe irgendwann der EinwohnerInnenzahl nicht mehr angemessen ist, ist auch ökonomisches Handeln zunehmend von zu viel Raum für zu wenig Nachfrage und durch eine überdimensionierte Logistik für Kleinmengen-Bedürfnisse gekennzeichnet. Transnationale Einzelhandelsketten reagieren darauf mit geodemographisch unterstützten Marketingstrategien, mit denen die Standortpolitik für Supermärkte die abnehmende Kaufkraft reproduziert.[33]

31 Zur Schrumpfung vgl. Philipp Oswalt u.a. (Hg.): Schrumpfende Städte. 2 Bände. Ostfildern-Ruit 2004 & 2005; Wolfgang Kil: Luxus der Leere. Vom schwierigen Rückzug aus der Wachstumswelt. Eine Streitschrift. Wuppertal 2004; Christine Hannemann: Marginalisierte Städte. Probleme, Differenzierungen und Chancen ostdeutscher Kleinstädte im Schrumpfungsprozess. Berlin 2004; Hartmut Häussermann, Walter Siebel: Die schrumpfende Stadt und die Stadtsoziologie. In: Jürgen Friedrichs (Hg.): Soziologische Stadtforschung. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Band 29, Opladen 1998, S. 78–94; Katharina Raabe, Monika Sznajderman (Hg.): Last & Lost. Ein Atlas des verschwindenden Europas. Frankfurt/M. 2006.

32 2007 wurde in Deutschland ein interdisziplinärer und interprofessioneller Forschungsverbund vom Bundesministerium für Bildung und Forschung bewilligt, an dessen Konzeption ich beteiligt war und in dessen Rahmen ich (gemeinsam mit Dominik Scholl) eine dreijährige empirische Forschung durchgeführt habe. »Überleben im Umbruch« hat sich inzwischen für den komplizierten Titel eingebürgert (http://www.ueberlebenimumbruch.de, Zugriff: 17.5.2012).

33 Vgl. Jon Goss: «We Know Who You Are and We Know Where You Live". The Instrumental Rationality of Geodemographic Systems. In: Economic Geography 71(2), 1995, S. 171–198; Roger Burrows, Nicholas Gane: Geodemographics, Software and Class. In: Sociology 40(5), 2006, S. 793–812.

Wittenberge ist eine schrumpfende Stadt zwischen Berlin und Hamburg, die seit den 1980er Jahren mehr als ein Drittel der Bevölkerung, vor allem junge Menschen, verloren hat und das Schicksal der Schrumpfung und Alterung mit anderen großen und kleinen europäischen Städten teilt.[34] Mindestens zwei Kriterien einer modernen Konsumgesellschaft, wie sie John Brewer entworfen hat, sind hier nicht mehr erfüllt:[35] Es kann nicht mehr von der Bereitstellung eines reichhaltigen Warensortiments für Verbraucher der meisten, wenn auch nicht aller sozialer Kategorien gesprochen werden. Und: Nur rudimentär hat man es noch mit der Existenz hochkomplexer Kommunikationssysteme zu tun, die Waren mit Bedeutung versehen und das Bedürfnis nach ihnen wecken. Der Schumpeter'sche Entrepreneur, der mit seiner wirtschaftlichen Innovationskraft den Kapitalismus und damit die Gesellschaft zu immer wieder neuen Veränderungen anstachelt, erscheint hier als Auslaufmodell. Ebenso wenig handelt es sich um eine Versorgungsgesellschaft, in der der Konsum von Otto Normalverbrauchern reguliert wird. Wie aber steht es unter diesen Umständen um Consumer oder Corporate Citizenship? Welche Ausprägungen findet die von Stehr konstatierte Moralisierung der Märkte an solchen Orten? Wo ist unter den Bedingungen massiv begrenzter Ressourcen der Ort für politisches Handeln? Was passiert mit dem Consumer Citizen im Alter, wenn Menschen von sich behaupten, sie brauchen nichts mehr und somit der wettbewerbsorientierte Konsum im herkömmlichen Sinne an Bedeutung verliert? Oder in Armutshaushalten, in denen das Budget streng reglementiert ist?

Um diese Fragen beantworten zu können, haben wir mit einer wirtschaftsanthropologischen Perspektive in Anlehnung an Stephen Gudeman[36] nach der Neuentstehung von alternativen Formen ökonomischen Handelns gesucht. Fündig sind wir mit Elementen ei-

34 Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, http://www.berlin-institut.org/studien.html, (Zugriff: 17.5.2012).

35 John Brewer: Was können wir aus der Geschichte der frühen Neuzeit für die Konsumgeschichte lernen? In: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Konsumgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Frankfurt/M. 1997, S. 51–74.

36 Stephen Gudeman: Economy's tension. The Dialectics of Community and Market. New York/Oxford 2008.

Abb. 5–8: Schrumpfende Ökonomie in Wittenberge.
Fotos: Dominik Scholl, Anna Eckert

nes wachstumskritischen kulturellen Repertoires geworden, das in Wohlstandskontexten entstanden ist und im Kontext erzwungenen Schrumpfens eigenwillig umgearbeitet wird: Slow Living und Survivalism.[37] Die Akteure dieser Umarbeitung bilden zum einen eine Art subkulturelles Milieu – Menschen, denen besondere ›Individuierungsressourcen‹ und/oder ein hohes ›Netzwerkkapital‹ (Sik) zur Verfügung stehen. Zum anderen finden wir aber verwandte Praktiken auch bei Personen, die beides nicht zur Verfügung haben, so dass unsere Befunde eine größere Reichweite haben und durchaus generalisierbar sind.

Langsames (Über-)leben

Die Slow-Living-Bewegung (einschließlich Slow Food und Città Slow) ist ein sehr eindrückliches Beispiel für die globale Wirksamkeit moralischen Konsums. Sie versteht sich als eine Form von alltagspolitischer Opposition, die explizit die Werte der beschleunigten Konsumgesellschaft in Frage stellt und nach einem neuen Begriff des Ökonomischen sucht, »der Netzwerke, Praktiken und Werte, die Handeln konstituieren, ins Zentrum rückt«.[38] Die Praxis des Slow Living ist politisch vor allem im Sinne individueller Life Politics (Giddens), indem bewusst die Tatsache genutzt wird, dass persönliche Entscheidungen über Alltagsverrichtungen und Freizeitgestaltung heute automatisch zugleich soziale, politische und globale Entscheidungen sein können. Auch wenn viele Menschen in Wittenberge sich gezwungen sehen, ihr Alltagsleben zu entschleunigen, statt dies in selbst gewählter Entscheidung zu tun, kommen einige der Kleinstunternehmerinnen und -unternehmer, mit denen wir gearbeitet haben, der Grundidee des Slow Living sehr nahe. In der Auseinandersetzung mit unzähligen Misserfolgen bei dem Versuch, sich eine unternehmerische Existenz aufzubauen, haben sie eine aufmerksamere Hinwendung zum ›Jetzt‹

37 Eine ausführlichere Darstellung dieser Thesen und ihrer empirischen Grundlagen findet sich in Ina Dietzsch, Dominik Scholl: Langsame Ökonomie und Politiken der Reichweite. In: Heinz Bude u.a. (Hg.): Überleben im Umbruch. Hamburg 2011, S. 179–186.

38 Wendy Parkins, Geoffrey Craig: Slow Living. Langsamkeit im globalisierten Alltag. Zürich 2006, S. 23.

und einen sorgsameren Umgang mit sich und den sie umgebenden Menschen wie Dingen entwickelt. Der Erhalt der eigenen Gesundheit und damit das individuelle physische und psychische Überleben spielen dabei eine große Rolle. Mit einem bewussten langsamen Leben gewinnen unsere ProtagonistInnen vor allem eine Wiederverfügbarkeit über die eigene Zeit und die Möglichkeit, sie für befriedigende Tätigkeiten zu verwenden. Dies ermöglicht zudem ein Ausbalancieren verschiedener, z.T. sogar gegensätzlicher Zeitrhythmen (oftmals müssen globale Beschleunigung und lokale Entschleunigung individuell vermittelt werden), ohne einer dominanten beschleunigten Zeitkultur hoffnungslos hinterherzulaufen oder sich nostalgisch in die Stagnation imaginierter traditioneller Gemeinschaft oder ländlicher Idylle zurückzuziehen. Die Wiederverfügbarkeit über die eigene Zeit und die gezielte Auswahl sozialer Kontakte ist auf eine Erhöhung von Lebensqualität gerichtet. Zugleich führt sie aber auch zu einer Form des Alleinseins (zum Teil in großer Bescheidenheit), in der man sich zwar nicht sicher, aber auch nicht mehr (z.B. von einem strafenden Staat) bedroht fühlt. Es ist der Rückzug auf sich selbst und ein kleines kontrolliertes Netzwerk angesichts zu groß empfundener Zumutungen von außen.

Eine andere Form des sozialen Rückzugs im Zusammenhang mit alternativem Handeln finden wir dort, wo ökonomisches Überleben an das kulturelle Repertoire des amerikanischen Survivalism anschließt. Die Bewegung der Survivalists kann als Reaktion auf lebensbedrohliche gesellschaftliche Krisen oder Naturkatastrophen verstanden werden. Ihre Akteure erwarten in der Regel für die Zukunft Chaos und bereiten sich auf unterschiedlichste Weise auf den Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung vor, der das Fehlen von Strom, Benzin, Nahrung bzw. Trinkwasser nach sich zieht. In seiner mehrjährigen Forschung mit Survialists betont der US-amerikanische Soziologe Richard Mitchell, dass der Schlüssel zum Verständnis und zur Attraktivität des Survivalism vor allem in dem Gedankenspiel liegt, sich die totale Umordnung des gegenwärtigen Lebens vorzustellen und seine kulturellen Grundlagen völlig neu zu interpretieren.[39] Es ist gerade der Aspekt der Imagination einer kollektiven Überlebenssituation, der das in Amerika geprägte Modell für den Schrumpfungskontext aufschlussreich macht.

39 Richards Mitchell: Dancing at Armageddon. Survivalism and Chaos in Modern Times. Chicago 2002.

Einige entwickeln hier zum Teil eine abenteuerliche Kreativität in dieser Art Gedankenspiel, wenn sie die Zukunft der Stadt apokalyptisch oder in Nachkriegs- oder vormoderne Szenarien entwerfen. Diese Vorstellungen sind vor allem auf eine Verschlechterung gesellschaftlicher Zustände gerichtet. Mit ihrer Fähigkeit, sich die Konsequenzen dieser Verschlechterung vorstellen zu können, verstehen sie sich selbst als im Vorteil gegenüber anderen – entweder weil sie vorbereitet sind oder weil sie sich bis jetzt als besonders zäh beziehungsweise flexibel erwiesen haben.

Neue Schneidungen von Staat, Ökonomie und Gesellschaft und die praktische Aneignung der Unbestimmtheit

Auf der Grundlage dieser Forschungen heißt die zweite Antwort auf die Frage meines Titels: Es gibt Orte und Regionen an denen Menschen sich in dem Paradox bewegen, dass sie sich im alltäglichem Handeln erfolgreich genau dem Regierungsregime neoliberaler Gouvernementalität entziehen, in dem die Figur des Consumer Citizen überhaupt Sinn macht. Sie entziehen sich dieser, obwohl sie von ihr gar nicht mehr erfasst werden, weil sie die darin angelegte Selbstverständlichkeit von Wachstum und Beschleunigung nicht mehr teilen. Während machtvolle Akteure versuchen, die Reichweite eines ökonomischen Modells und die damit verbundenen Praktiken zu vergrößern und es als hegemonial durchzusetzen, eignen sich andernorts Menschen dieses Modell eigenwillig an, arbeiten es in lokalen Alltagspraktiken um und lassen dabei etwas entstehen, das Geographen *spaces of alterity* nennen.[40]

In den vorgestellten Befunden scheint aber auch etwas von dem auf, was Ulrich Bröckling die Kunst *anders* anders zu sein nennt. Es sind Versuche sich zu befreien von einem Regime der Selbstoptimierung, dessen Grundprinzip die Freiheit ist. Oder in Bröcklings eigenen Worten: Es ist »kein Gegenprogramm zur unternehmerischen Selbstoptimierung, sondern die kontinuierliche Anstrengung, sich dem Zugriff

40 Duncan Fuller, Andrew E.G. Jonas, Roger Lee: Editorial Introduction. In: Dies. (Hg.): Interrogating Alterity. Alternative Economic and Political Spaces, London 2010, S. xxiii-xxvii.

gleich welcher Programme wenigstens zeitweise zu entziehen. Nicht Gegenkraft, sondern Außerkraftsetzen; Unterbrechung statt Umpolen des Energieflusses; permanente Absetzbewegung statt Suche nach dem einen *point de résistance*.«[41]

Mit den beiden Antworten auf die Frage, was nach Otto Normalverbrauchern kommt, habe ich ein Spannungsfeld aufgemacht, in dem sich bewegt, was gegenwärtig auch im größeren Rahmen von Europäisierungsprozessen beobachtet werden kann und in dem sich neue Perspektiven und erweiterte alternative ökonomische wie politische Handlungsräume des Unbestimmten[42] eröffnen. Es ist die Spannung zwischen erhöhter Mobilität und dem Gewinn von Konsumchancen auf der einen Seite und der Zunahme von Armut und der Zahl derer, die am Spiel nicht mehr beteiligt werden auf der anderen. Dazu kommt eine Neu-Strukturierung von Mobilitätsgeographien, die in Wachstums- und Schrumpfungsregionen scheidet, in Orte, die verlassen werden, und Orte, in die man zieht (mit all den dazwischen liegenden hierarchischen Abstufungen, bei denen bestimmte Regionen und Orte für bestimmte Menschen Grund zum Verlassen geben oder begehrte Destinationen sind). Aus diesen Prozessen heraus entstehen überall in Europa und darüber hinaus erzwungene Schrumpfung, erzwungene Entschleunigung und insgesamt Lebenszusammenhänge, die nicht ohne weiteres mehr mit der Idee westlicher Konsum- und Wachstumsgesellschaften zu greifen sind. Besonders häufig sind sie die Folge nicht gelöster Probleme von De-Industrialisierung nach 1989 in den vormals sozialistischen Ländern, ohne jedoch darauf beschränkt zu sein. Michael Burawoy und Katherine Verdery haben in ihrem Buch »Uncertain Transition« von neuen Konfigurationen der Unordnung im Europe nach 1989 gesprochen.[43] Andere, wie Barbara Misztal etwa, konstatieren zur gleichen Zeit eine generelle ökonomische Entwicklung, die das Verhältnis von Informalisierung und Formalisierung neu schreibt: »due

41 Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M. 2007, S. 286.

42 Wie alle anderen Räume sind diese nicht erdräumlich gedacht, sondern durch Relationen entstehend. Vor diesem Hintergrund können sie dann aber auch nach ihrer Verbindung (Lokalisierung) im Bezug auf historisch-politische Räume befragt werden, die zu bestimmten Zeiten als identisch mit physisch-geografischen gedacht wurden.

43 Michael Burawoy, Katherine Verdery (Hg.): Uncertain Transition. Ethnographies of Change in the Postsocialist World. Lanham 1999, S. 7.

to the process of globalization, the rapid entry and exit of competitors, the unpredictable emergence of new products and technologies, the costumization of demand, function in an increasingly uncertain, ambiguous and risky environment«.[44] Wieder andere sehen ein Anwachsen von institutionellem Misstrauen,[45] das mit dem Übergang des Sozialstaates in eine ›kontrollierende Autorität‹ oder gar in einen ›strafenden Staat‹ einhergeht.[46] Im Zusammenhang mit Europäisierung vor allem seit 2004 wird zudem deutlich, dass politische Anstrengungen zum reibungslosen Fließen von Waren, Menschen und Informationen zwar zunehmend im Einklang mit Bemühungen um Consumer- und Corporate-Citzenship stehen, zum Teil aber auch in massivem Widerspruch zu lokalen Wirtschaftslogiken in von Armut geprägten oder sich durch Abwanderung entleerenden Regionen. Elizabeth Dunn, Gisela Welz und andere haben z.B. darauf verwiesen, dass die Standardisierung der EU-Politik, die u.a. Konsumentensicherheit gewährleisten soll und zugleich gerade an einer neuerlichen Homogenisierung des Wirtschaftsraums Europa arbeitet, dabei Gefahr läuft, an der Bevölkerung der neuen EU-Länder vorbei zu regieren.[47] Die AutorInnen zeigen an verschiedenen Orten überzeugend, dass sich eine große Mehrheit, weder

44 Barbara Misztal: Informality. Social Theoriy and Contemporary Practice. London 2000, S. 179 f.

45 Vgl. Johanna Giczi, Endre Sik: Trust and social capital in contemporary Europe. In: Tárki European Social Report 2009, S. 63–81, http://www.tarki.hu/en/research/european_social_report/giczi_sik_eng_2009.pdf (Zugriff: 17.5.2012); János Kornai: Honesty And Trust in the Light of the Post-Socialist Transition. Some ideas arising from the ›Honesty and Trust‹ research at Collegium Budapest. July 14, 2003. Collegium Budapest Institute for Advanced Study, Report on Content http://www.colbud.hu/honesty-trust/index.htm (Zugriff: 17.5.2012).

46 Zum Staat als kontrollierende Autorität vgl. Torsten Strulik: Nichtwissen und Vertrauen in der Wissensökonomie. Frankfurt/M. 2004, S. 11; zum strafenden Staat vgl. Pierre Bourdieu (Hg.): Lohn der Angst. Flexibilisierung und Kriminalisierung in der »neuen Arbeitsgesellschaft«. Konstanz 2007, S. 3.

47 Vgl. Elizabeth Dunn: Standards and Person-Making in East Central Europe. In: Aihwa Ong u.a. (Hg.): Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems. Malden 2008, S. 173–193; Gisela Welz, Nicholas Andilios: Modern Methods for Producing the Traditional. The Case of Making Halloumi Cheese in Cyprus. In: Patricia Lysaght u.a. (Hg.): Changing Tastes. Food, Culture and the Processes of Industrialization. Basel 2004, S. 217–230. Siehe auch Beiträge in Melissa L. Caldwell (Hg.): Food & Everyday Life in the Post-Socialist World. Bloomington IN 2009.

auf ProduzentInnen noch auch KonsumentInnen-Seite, die hohen und kostspieligen Standards leisten kann und wie dabei nicht nur konkrete neue Produkte erschaffen werden, sondern auch »particular kinds of persons«.[48] Zugleich entstehen in Rumänien, Bulgarien oder Estland Märkte, die regionale Produkte unter dem Label der Slow-Food-Bewegung verkaufen. In Polen und Ungarn gibt es die ersten Città Slows. In bulgarischen Städten sind in den letzten Jahren mehrere Citizen-Advice-Büros nach britischem Muster eröffnet worden.[49]

Diese Entwicklungen verweisen auf die Notwendigkeit, das sich verändernde Verhältnis von Ökonomie, Politik und Gesellschaft zum kulturanalytischen Gegenstand zu machen. Eine Perspektive, die von der Existenz pluraler Ökonomien und verschiedener Traditionen von Citizenship ausgeht und sich mit dem Instrumentarium der Rhetorik auf die Suche nach alltags- bzw. populärkulturellen Ausdeutungen der Person *(personhood)* begibt, kann dabei die gebotene Sensibilität für unterschiedliche historische Pfade in die/der Moderne aufbringen. Die Entwicklung des Otto Normalverbrauchers im deutschsprachigen Raum beschreibt in diesem Kontext nur eine Variante unter vielen.

48 Dunn (wie Anmerkung 47), S. 184.

49 Als Beispiel für einen Slow-Food-Markt in Rumänien vgl. Targul Taranului, http://www.fooddevco.com/html/earth_market.html (Zugriff: 17.5.2012); zu Citta Slows in Polen vgl. International Network of Cittaslow Cities, http://cittaslowpolska.pl/en/index.html und http://www.cittaslow.org/network/country/41 (Zugriff: 17.5.2012); zu Bürgerbüros in Bulgarien vgl. Citizens Advice Bulgaria, http://bg-consumers.org/engl/advice_e.htm (Zugriff: 17.5.2012).

Ina Dietzsch, What comes after the ›average consumer‹? Current redefinitions of economic, social, and political action in the age of consumer citizenship

This paper takes a cultural-analytical look at the interaction of the economic, social, and political behavior of various subjects. It portrays the figure of the average consumer and the disintegration of its integrative character as the cultural expression of specific historical relationships and, based on empirical research in a shrinking city and against the backdrop of the current critique of growth, it discusses the emergence and scope of a new figure – the consumer citizen.

Neuerscheinung

Kathrin Pallestrang
Die Textilmustersammlung Emilie Flöge im Österreichischen Museum für Volkskunde

Zur umfangreichen Textil- und Bekleidungssammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde zählen rund 350 Objekte aus dem Nachlass von Emilie Flöge (1874–1952), der Lebenspartnerin und Muse Gustav Klimts. Ganz dem Zeitgeschmack der Jahrhundertwende entsprechend, sammelte sie Beispiele textiler Volkskunst aus der West- und der Mährischen Slowakei, die sie auch als Inspirationsquelle und Muster in ihrem Modesalon verwendete. Es handelt sich größtenteils um kleine bis kleinste Fragmente von leuchtenden Stickereien, zarten Spitzen und feinen Borten, die durch ihre Ornamente und Farbgebung bestechen.
Der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung (25.5.–2.12.2012), die mit rund 220 Objekten einen repräsentativen Querschnitt der »Sammlung Flöge« zeigt, enthält genaue Angaben zu den einzelnen Objekten sowie einen Beitrag der Ausstellungskuratorin Kathrin Pallestrang. Dieser geht auf Emilie Flöge und ihre Sammeltätigkeit näher ein und setzt diese in Beziehung zur allgemeinen Begeisterung für die Produkte der Landbevölkerung, die prägend war für das 19. Jh. und u.a. zur Gründung von Museen wie dem Österreichischen Museum für Volkskunde führte. Über 50 Fotos zeigen rund 100 der Objekte in hoher Qualität, so dass die verschiedenen Gestaltungstechniken gut erkennbar sind.

Wien 2012, 84 Seiten, 52 Farbbabb.,
1 s-w Abbildungen, 13 x 22, brosch.
(= Objekte im Fokus, 2)
ISBN 978-3-902381-21-7
€ 23,- bzw. € 15,41 für Mitglieder des Vereins für Volkskunde (jeweils exkl. Versand)

Bestellungen
Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@ volkskundemuseum.at

Mitteilung

»...die venia legendi für Volkskunde erteilt...«
Die beiden Habilitationen von Leopold Schmidt – eine kommentierte Dokumentation

Olaf Bockhorn, Herbert Nikitsch

Einleitung

Im Sommer 1981 versandte Leopold Schmidt 50 Exemplare seines Buches »Curriculum vitae. Mein Leben mit der Volkskunde«.[1] Als Verleger ist der Verein für Volkskunde, als Erscheinungsjahr 1982 angegeben (es darf daher vermutet werden, dass das vom Autor finanzierte Werk offiziell erst zu seinem 70. Geburtstag am 15.3.1982 erscheinen sollte – ihn sollte der am 12.12.1981 Verstorbene nicht mehr erleben). Bald nach dem Versand an kollegial Verbundene sowie ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Museum und Institut für Gegenwartsvolkskunde bat Schmidt die Empfänger um Rücksendung der Bände; er ziehe das Opus aus familiären Gründen zurück. Dem Ersuchen wurde beinahe lückenlos Folge geleistet; allerdings waren Kopien angefertigt worden, die in Fachkreisen Verbreitung fanden und die es möglich machen, auf diese »nachgelassene und unveröffentlichte Arbeit«[2] zurückzugreifen und aus ihr zu zitieren.

Die beiden Habilitationen Schmidts, die nicht zur Gänze abgeschlossene an der Humboldt-Universität zu Berlin und die an der Wiener Alma Mater Rudolphina, finden allerdings in besagtem Curri-

1 Leopold Schmidt: Curriculum vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982.

2 Als solche wird »Curriculum vitae« im 2. Teil der Leopold-Schmidt-Bibliographie geführt; siehe Klaus Beitl (Hg.): Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912–1981) zum 70. Geburtstag (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. 4; Österreichische volkskundliche Bibliographie, Supplementreihe: Personalbibliographien, 2). Wien 1982, S. 86.

culum nur marginale Erwähnung – Grund genug, anlässlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags im Jahre 2012 eine fallweise kommentierte Dokumentation vorzulegen, deren Daten großteils aus den Archiven beider Universitäten stammen.[3]

Habilitation Berlin – Teil 1 (1941/42)

Auf den wissenschaftlichen Werdegang Schmidts ist angesichts des Lebenslaufs aus dem Jahr 1941, der in dieser Dokumentation nachzulesen ist, nicht weiter einzugehen; die eingereichte Habilitationsschrift und die mit ihr verbundene Vorgeschichte der Habilitation werden hingegen noch zu behandeln sein.

Schmidt war 1939, nach Absolvierung einer dreimonatigen Grundausbildung von Ende Jänner bis Ende April, am 28. August zum Wehrdienst eingezogen worden und befand sich seit 22. Juni 1941 in Russland. Von Königsberg aus schrieb Leopold Schmidt, Obergefreiter, Feldpostnummer L 36866, am 21.10.1941 in Kurrentschrift an die Kanzlei der Philosophischen Fakultät, Berlin C 2, Universität, Unter den Linden 6 (S. 1): *Ich bitte um Zusendung der Habilitationsverordnung zur Erwerbung des Dr. habil. an meine angegebene Feldpostanschrift. Etwaige Unkosten erlege ich mittels Feldpostanweisung. Heil Hitler! Leopold Schmidt.*[4] Am 6. 11. dankte er für die Übersendung, vermisste aber die beiden Fragebögen *zum Nachweis deutschblütiger Abstammung* für sich und seine Frau, um deren Übermittlung er bat, *um völlig formgerecht einreichen zu können* (S. 2). Diese wurden am 12.11., weitere Unterlagen am 25.11. an ihn abgeschickt. Bereits am 7. November hatte er sich erstmals direkt an den Dekan der Humboldt-Universität gewandt; er schrieb unter anderem: *Ich habe die Absicht, einen Antrag auf Zulassung zur Habilitation bei der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin einzureichen. Da ich mich*

3 Humboldt-Universität zu Berlin, Archiv (HUB, UA, Phil.Fak., Nr. 1365); Archiv der Universität Wien (UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46).- Für entsprechende Hinweise sei Dr. Leonore Scholze-Irrlitz, Berlin, und Dr. Gertraud Liesenfeld, Wien, herzlich gedankt.

4 HUB, UA, Phil.Fak., Nr. 1365, S. 1.– Die Habilitationsakte umfasst 129 Seiten; weitere Hinweise auf sie erfolgen künftig nicht über Fußnoten, sondern durch Angabe der jeweiligen Seitenzahl(en) nach Erwähnungen und Zitaten (die in diesem Beitrag allesamt ohne jegliche Korrektur und kursiv gesetzt wiedergegeben werden).

seit Kriegsbeginn ununterbrochen im Einsatz befinde, ist es mir nicht möglich, ein Manuskript als Habilitationsschrift vorzulegen. Ich kann vielmehr nur ein bereits veröffentlichtes Buch, und zwar meine »Wiener Volkskunde« einreichen. Falls dies nicht angängig sein sollte, würde ich die Gesamtheit meiner bisherigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, das sind 4 Bücher und etwa 50 Abhandlungen, als Grundlage der Beurteilung meiner wissenschaftlichen Eignung vorlegen, wie dies nach § 5, letzter Absatz, der Reichs-Habilitationsordnung möglich ist. Bitte um Mitteilung, welchen der beiden Wege ich in Anbetracht meines andauernden Frontdienstes einschlagen soll (S. 3). Die Antwort Dekan Grapows[5] erfolgte prompt und besagte, dass die Vorlage einer bereits in Druck erschienenen Arbeit einer Genehmigung des Herrn Reichserziehungsministers bedürfe, wofür ein im Wege des Dekanats an diesen zu richtender Antrag (ein Muster lag bei) und die Beifügung der Arbeit notwendig sei (S. 4).

Daraus lässt sich schließen, dass man der Einreichung der »Wiener Volkskunde« als Habilitationsschrift den Vorzug gab; Antrag und Arbeit *für das Fach der Volkskunde* waren daraufhin von Schmidt eingereicht und am 14.1.1942 über den Rektor Willi Hoppe[6] an den Reichserziehungsminister gesandt worden (S. 6). Die Antwort des »Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung« an die Philosophische Fakultät langte am 20.2.1942 bei Hoppe ein: *Ich ersuche die Fakultät sich zu der g. R. wiederbeigefügten Arbeit des Dr. phil. Leopold Schmidt zunächst selbst zu äußern. Im Auftrag gez. Harmjanz*[7]

5 Der Ägyptologe Hermann Grapow (1885–1967) war ab 1940 Dekan der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin (so der damalige Name der Berliner Universität) und daher für das Verfahren zuständig (http://de.wikipedia.org.wiki/Hermann_Grapow, Zugriff: 1.5.2012).

6 Willi Hoppe (1884–1960), seit 1936 Professor für Geschichte, war von 1937 bis 1942 Rektor der Humboldt-Universität; vgl. www.hu-berlin/ueberblick/geschichte/rektoren/hoppe (Zugriff: 1.5.2012).

7 Heinrich Harmjanz (1904–1994), selbst Volkskundler, war seit 1937 im Reichserziehungsministerium tätig, zuerst als Referent für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen der Hochschulabteilung, 1942 als persönlicher Referent von Minister Bernhard Rust; gleichzeitig (beurlaubter) Ordinarius für Volkskunde zuerst in Königsberg (1937), ab 1938 in Frankfurt/M.; Mitglied der SS und des SS-Ahnenerbes. Wegen Plagiatsvorwurfs wurde er 1943 beurlaubt, verlor alle SS-Ehrenämter und rückte zur Wehrmacht ein. Vgl. zu Harmjanz u. a. die Beiträge von Gisela und Hannjost Lixfeld im Subkapitel »Nationalsozialistische Volkskunde und Volkserneuerung« in: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn unter Mitarbeit von James R. Dow (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und

(S. 7). Grapow bat daraufhin den als *Fachreferenten* zuständigen Adolf Spamer[8] um eine Stellungnahme zur »Wiener Volkskunde«, die in der Akte nicht enthalten ist, aber aus Gründen, auf die noch zurückzukommen ist, selbstverständlich positiv ausfiel. Die Genehmigung war am 19.3. beim Rektor und am Tag darauf im Dekanat eingetroffen; noch am selben Tag schrieb Grapow an Schmidt nach Königsberg: *Sehr geehrter Herr Doktor! Durch Erlaß vom 13. März 1942 – W P Schmidt 120 b – hat der Herr Reichserziehungsminister Ihre Zulassung zur Habilitation unter Vorlage einer bereits gedruckten Habilitationsschrift genehmigt. Heil Hitler! Der Dekan.* (S. 11)

Die Einreichung sämtlicher erforderlicher Unterlagen, großteils in vierfacher Ausfertigung, bereitete Schmidt mit Schreiben vom 27.3.1942 vor: Antrag; Lebenslauf; Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen; Fragebogen; Anzeige über Verheiratung; Logenerklärung; Erklärung, keinen Habilitationsversuch gemacht zu haben; Erklärung über wissenschaftliche Tätigkeit; Erklärung über die Habilitationsschrift; Ärztliches Zeugnis; Doktordiplom (Fotokopie); Dissertation (»Formprobleme der deutschen Weihnachtsspiele«); Habilitationsschrift (»Wiener Volkskunde. Ein Aufriß«); Erklärung über Vermögensverhältnisse (S. 12–123).

Auf die meisten Beilagen ist hier nicht weiter einzugehen: Sie kreisen um die – gegebene – »arische Abstammung« Schmidts und seiner Ehefrau sowie eine allfällige Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge, seinen wissenschaftlichen Werdegang einschließlich der Promotion, seine finanziellen Verhältnisse und seinen Gesundheitszustand. Für diese Dokumentation interessant ist zum einen das Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen, sind zum anderen der Lebens-

österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 175–331.

8 Adolf Spamer (1883–1953) hatte nach seiner Habilitation für Deutsche Philologie und Volkskunde zuerst als ao. Prof. an der Technischen Universität Dresden gewirkt und war 1936 als Ordinarius an die Universität Berlin berufen worden. Zu Spamer vgl. u. a.: Peter Assion: Adolf Spamer. In: Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft (wie Anm. 7), S. 61-75; zu Spamers Ansätzen zur Großstadtforschung siehe: Thomas Scholze: Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft). Wien, St. Johann/Pongau 1990, S. 40-54.

9 Klaus Beitl (Bearb.): Leopold Schmidt Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930–1977 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift

lauf sowie die »Wiener Volkskunde«, also die »Vorgeschichte« der Habilitation – ihr ist ein eigenes Kapitel gewidmet.

Der im Jahre 1977 erschienene erste Teil von Schmidts Bibliographie umfasst für den Zeitraum 1930–1940 440 Nummern, darunter 321 Rezensionen.[9] Diese scheinen im – mit 17.11.1941 datierten – Verzeichnis nicht auf; von den weiteren 119 Veröffentlichungen wurden aber lediglich 63 aufgenommen (S. 15–26). Die Gründe für diese Selektion sind nur zum Teil einsichtig: Schmidt hat Beiträge in Tageszeitungen sowie (wenn auch nicht ausschließlich) in wöchent- oder monatlich erscheinenden Periodika weggelassen, vielfach auch Skizzen in der von ihm betreuten Monatsschrift »Heimatland«, also weitgehend alles, was er wohl als »Feuilletons« ansah. Andere Lücken sind aus heutiger Sicht nicht erklärbar, könnten aber kriegs-, also kommunikationsbedingt gewesen sein: es fehlen Beiträge in der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« und in »Volk und Heimat«, es fehlt sogar eine selbstständige Publikation.[10] Das besagte Verzeichnis ist im Gegensatz zu späteren Bibliographien nicht nach Erscheinungsjahren, sondern nach fünf Themenbereichen (mit insgesamt 61 Nummern[11]) gegliedert. Sie seien hier, allerdings ohne namentliche Nennung der Titel der Veröffentlichungen, angefügt (die Nummern der Bibliographie von 1977 mögen zur Orientierung genügen, zeigen aber auch, dass Schmidt unter den damaligen Umständen eine korrekte Reihung nach Erscheinungsdatum unmöglich war; dass auch das angegebene Jahr nicht immer korrekt war, sei immerhin erwähnt):

I. Allgemeine Volkskunde

1–7; entsprechen 209, 324, 402, 430, 424, 426, 433, 434, 218.

II. Volkskunst und Volksglaube

8–14; entsprechen 29, 63, 119, 118, 327 409, 438.

für Volkskunde, N.S. 3; Österreichische volkskundliche Bibliographie, Supplementreihe: Personalbibliographien, 1). Wien 1977, S. 13–31.

10 Deutsche Fasnacht (= Deutsche Feste aus alter Art und neuem Geist). Wien 1937. – Vielleicht erschien Schmidt der »neue Geist« nicht zu jenem passend, der nach März 1938 in Österreich herrschte.

11 Die Differenz zu den erwähnten 63 Veröffentlichungen ergibt sich daraus, dass Nr. 6 des Verzeichnisses von 1941, »Wiener Redensarten«, drei Beiträge umfasst, die in der Bibliographie von 1977 (wie Anm. 9) die Nummern 426, 433 und 434 sind.

III. Volksschauspiel
15–37; entsprechen 39, 10, 13043, 24, 31, 71, 64, 42, 23, 72, 206, 208, 65, 220, 322, 326, 216, 415, 413, 117, 318, 416.

IV. Volkslied
28–52; entsprechen 9, 41, 124, 121, 125, 219, 320, 425, 325, 405, 402, 411, 412, 431, 429.

V. Literaturwissenschaft
53–61; entsprechen 133, 213, 214, 328, 428, 427, 436, 408, 410.

Manche Unterlagen hatte Schmidt bereits im November 1941 verfasst, andere tragen wie das Begleitschreiben das Datum 27. März 1942; vom 28.3.1942 stammt schließlich das truppenärztliche Zeugnis: *Die Untersuchung des Obergefreiten Leopold Schmidt der Dienststelle L 36866 Lg.P.A. Königsberg (Pr.) ergab keinen krankhaften Befund* (S. 48–51).

Mit Schreiben und Paket vom 31.3.1942 schickte Schmidts Gattin Margarete aus Wien dann mit der Bitte, sie dem am 27.3. eingereichten Habilitationsantrag ihres Mannes beizufügen, noch dessen gesammelte wissenschaftliche Veröffentlichungen an das Dekanat der Berliner Universität (S. 124).[12] Das war zwar nicht erforderlich, mag aber aus Gründen, auf die noch einzugehen sein wird, durchaus sinnvoll gewesen sein. Der Eingang dieser Sendung ist daher auch nicht auf einem undatierten Formblatt verzeichnet, auf dem abgehakt ist, was alles vorzulegen war; Häkchen fehlen lediglich bei den abschließenden Punkten: Gutachten über die Habilitationsschrift; Dozentenschaft; Rektor; Bericht des Dekans (S. 125) – ein klarer Hinweis darauf, dass zwar das eigentliche Verfahren noch nicht begonnen hatte, aber die Voraussetzungen dafür gegeben waren.

Leopold Schmidt und seine »Wiener Volkskunde«

An dieser Stelle ist es angebracht, darzulegen, wie sich der fast Dreißigjährige der Berliner Kommission präsentiert hatte, wie die Geschichte seiner »Wiener Volkskunde« verlaufen war und welche Rolle

12 Der Brief endet mit dem Hinweis, dass drei in ungarischen Zeitschriften erschienene Beiträge kriegsbedingt nicht zu beschaffen waren, nämlich die Nummern 16, 18 und 21 (1977: 10, 43 und 71).

Adolf Spamer dabei und insgesamt spielte. Begonnen sei mit dem Lebenslauf, den er am 6. November 1941 verfasste (S. 13–20).

Ich wurde am 15. 3. 1912 als Sohn des Postbeamten Arnold Schmidt und seiner Frau Rosa, geborene Stadlmann, in Wien geboren. Die Volksschule besuchte ich vier Klassen hindurch in Wien III., von 1918 bis 1922, das humanistische Gymnasium ebenfalls in Wien III. von 1922 bis 1930. Die Reifeprüfung legte ich nach Vorlage einer Hausarbeit über »Das Drama des Mittelalters in Österreich« 1930 mit Auszeichnung ab. An der Philosophischen Fakultät der Universität Wien studierte ich von 1930 bis 1934 Germanistik, Volkskunde und Völkerkunde, und zwar Germanistik vornehmlich bei den Professoren Rudolf Much, Dietrich Kralik, Paul Kluckhohn und Josef Nadler, Volkskunde bei den Professoren Arthur Haberlandt, Anton Pfalz und Rudolf Kriss, und Völkerkunde bei Prof. Wilhelm Koppers. Ich dissertierte 1934 mit »Untersuchungen zur Formgeschichte der deutschen Weihnachtspiele« und legte 1934/35 die Rigorosen bei den Professoren Castle, Nadler, Koppers, Bühler und Schlick mit Auszeichnung ab.

Bereits während meines Studiums beschäftigte ich mich auf volkskundlichem Gebiet als Aufzeichner und Sammler ebenso wie mit Untersuchungen und im Museums- und Bibliotheksbetrieb, besonders im Wiener Museum für Volkskunde. 1936 trat ich bei der Übersiedlung der Sammlung Rudolf Kriß (Sammlung für Geschichte des deutschen Volksglaubens) von Berchtesgaden nach Wien in den Dienst dieser Sammlung und arbeitete an ihr als wissenschaftlicher Beamter bis zu Kriegsbeginn. 1938 habe ich mich verheiratet. Vom 29.1. – 30.4 .1939 machte ich meine dreimonatige Grundausbildung bei der Flak. Am 15. 8. 1939 wurde ich wieder eingezogen und befinde mich seither ununterbrochen im Wehrdienst. Im Oktober 1939 wurde ich infolge eines schweren Leistenbruches von der Flak zur Luftnachrichtentruppe versetzt. 1940 nahm ich mit dieser Truppe am Feldzug in Belgien und Frankreich teil, kam von dort nach dem Osten, wo ich seit 22. Juni 1941 in Rußland eingesetzt bin.

Wissenschaftlich beschäftigte ich mich zunächst hauptsächlich mit allen Gebieten der Volksdichtung, besonders mit Volkschauspiel und Volkslied. Auf Volkschauspielgebiet bearbeitete ich in Textausgaben und Untersuchungen das Schauspielgut der Alpen- und Donauländer, besonders Salzburg und Niederdonau, und das der Sudeten- und der Karpathenländer, besonders der Oberungarischen Bergstädte. Neben Ausgaben landschaftlicher Art und Untersuchungen einzelner Spiele und Spielgruppen bearbeitete ich textgeschichtliche Probleme auf dem Gebiet der Weihnacht- und der Passionsspiele sowie die gesellschaftlichen Grundlagen des Volkschauspielwesens. 1938

übertrug mir zusammen mit Dr. Hans Moser / München die Deutsche Akademie die Herausgabe der Schriftenreihe »Deutsches Volkschauspiel. Ausgaben und Untersuchungen«. Ausgehend vom Volkschauspiel beschäftigte ich mich weiters mit dem Schul- und Ordensdrama des 16. und 17. Jahrhunderts in den Alpenländern. – Auf Volksliedgebiet war neben vieler Kleinarbeit, besonders im Zusammenhang mit meinem Anteil an der Herausgabe der Zeitschrift »Das deutsche Volkslied«, die Herausstellung Niederdonaus als Volksliedlandschaft wesentlich, sowie die erstmalige Erfassung der Flugblattlieder dieses Gaues. Hiervon ausgehend ergaben sich ähnlich wie beim Volkschauspiel verschiedene Fragen aus dem Grenzgebiet zwischen Literaturwissenschaft und Volkskunde, die ich in einigen Abhandlungen aus dem Themenkreis Dichtung und Volkstum zu klären versuchte: für die Zeit um 1700 mit Arbeiten über die volkstümliche Gesellschaftlyrik des Alpenlandes im Barock, für die Zeit um 1800 mit Einzelarbeiten über die Stellung Blumauers, Grillparzers und Raimunds zur Volksdichtung. Auch für die Gegenwart habe ich eine ähnliche Darstellung versucht. – Auf dem Gebiet des Volksglaubens und der Volkskunst veröffentlichte ich im Zusammenhang mit meiner musealen Tätigkeit gemeinsam mit Univ.Doz. Kriss den Katalog seiner Sammlung und weiterhin Einzeluntersuchungen wie die über die »Attribute der Engel in der deutschen Volksauffassung« und über »Das deutsche Votivbild«. – Neben diesen Einzelproblemen beschäftigte ich mich mit Fragen der allgemeinen Volkskunde und der Großstadtvolkskunde. Zu dem Preisausschreiben des Verlages Herbert Stubenrauch, das die Volkskunde einer deutschen Großstadt zum Thema hatte, reichte ich 1935 meinen »Versuch einer Wiener Volkskunde« ein, dem 1937 die Goldene Medaille des Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preises zuerkannt wurde. Infolge des Krieges ist eine Anzahl meiner Arbeiten entweder sehr verspätet oder überhaupt noch nicht erschienen.

Auf die Studienzeit des am 8. März 1935 Promovierten ist hier nicht weiter einzugehen, auch nicht auf die erwähnten Professoren, von denen Paul Kluckhohn bereits 1931 Wien verlassen hatte, Rudolf Much 1936 verstorben und Moritz Schlick im selben Jahr ermordet worden war. Eduard Castle, Karl Bühler, Wilhelm Koppers und Rudolf Kriss (die Schreibung des Namens – Kriss, Kriß – variiert bei Schmidt und in der Literatur) waren 1938 von der Universität Wien »entfernt« worden, Anton Pfalz, Josef Nadler und Arthur Haberlandt dann 1945; lediglich Dietrich Kralik hatte die beiden »Umbruchsjahre« unbeschadet überstanden.[13] Dass der spätere Volkskundler Schmidt nicht beim zuständigen Professor Arthur Haberlandt dissertierte, das

hängt mit seinem ursprünglich gewählten Thema, einer Untersuchung der Attribute der Engel in der deutschen Volksvorstellung, zusammen, das Haberlandt »absolut nicht gelegen war. Engel waren damals seiner Vorstellung nach etwas christliches, und er war ganz auf dem Weg zum Nationalsozialismus, und wollte deshalb wenigstens Lichtwesen daraus gemacht wissen. Es war ein schwieriger Punkt in meiner ganzen Entwicklung, die sich bisher recht bruchlos vollzogen hatte: nachgeben, um der Meinung eines anderen willen. Es fiel mir gar nicht ein. Ich schrieb meine Abhandlung und habe sie bald darauf veröffentlicht.[14] Aber dissertiert habe ich damit nicht, und zwar überhaupt nicht bei Haberlandt…«[15] Schmidt wandte sich diesbezüglich an den Germanisten Eduard Castle; »ich hatte soviel auf dem Volksschauspielgebiet gearbeitet, dass eine größere Zusammenfassung ohne weiteres eine zweite Dissertation ergeben konnte, die auch den Germanisten entsprechen konnte. Ich siedelte also zu Castle über, den ich übrigens nie gehört hatte…«[16] Die Folge war, dass Schmidt nun nicht wie geplant zwei volkskundliche, sondern zwei germanistische Rigorosen ablegen musste; für das Nebenrigorosum wählte er Völkerkunde.

Noch vor Abschluss seines Studiums beteiligte sich Schmidt an einem von Adolf Spamer angeregten und vom Stubenrauch-Verlag veranstalteten Preisausschreiben zur Großstadtvolkskunde: »Ich war von Anfang an fest entschlossen, mich zu beteiligen und den Versuch einer Wiener Volkskunde zu wagen. […] Was ich damals schrieb, ein Dreiundzwanzigjähriger, der gleichzeitig für seine Rigorosen studierte, war

13 Was die Universität Wien und die genannten Professoren betrifft, so sei u. a. auf die Beiträge von Olaf Bockhorn, Gerhard Benetka, Werner Kienreich und Sebastian Meissl [in: Gernot Heiß u. a. (Hg.): Willfährige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938 bis 1945 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, 43). Wien 1989] sowie von Julia Gohm, Andre Gingrich, Olaf Bockhorn, Wolfram Nieß und Irene Ranzmaier [in: Mitchell G. Ash, Wolfram Nieß, Ramon Pils (Hg.): Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel der Universität Wien. Göttingen 2010] verwiesen. – Zur Volkskunde an der Universität Wien in den 1930er und 1940er Jahren vgl. auch die Beiträge von Olaf Bockhorn in: Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft (wie Anm. 7), S. 477–526, 559–575.

14 Leopold Schmidt: Die Attribute der Engel in der deutschen Volksauffassung. In: Zeitschrift für Volkskunde, Neue Folge V, 1933, S. 151–176, 250–273.

15 Schmidt, Curriculum vitae (wie Anm. 1, S. 31)

16 Wie Anm. 15. – Schmidts Dissertation ist später auch als Buch erschienen: Formprobleme der deutschen Weihnachtsspiele (= Die Schaubühne, 20). Emsdetten 1937.

zeitgemäß im Sinne der Besten unseres Faches, und so unzeitgemäß wie nur möglich im Sinne der Regierenden hüben und drüben. Ich erhielt nach geraumer Wartezeit meinen Riehl-Preis, und hatte seit dieser Zeit einen geachteten und gleichzeitig einen geächteten Namen: die Arbeit, die preisgekrönt hatte werden müssen, und die den Bestimmungen des Preisausschreibens nach hätte gedruckt werden sollen, wurde von der NS-Schrifttumskammer schon als Manuskript nicht zum Druck zugelassen.«[17]

Leider fehlen für dieses Druckverbot zugängliche Belege; mehr als die Preisverleihung, so Schmidts spätere Interpretation, »ließen wohl die Politiker nicht zu, die es Spamer damals sehr verargten, daß er das überhaupt in die Wege geleitet und letzten Ende durchgeführt hatte. Spamer hat es mir noch selbst erzählt, wie er deshalb vor den Universitätsrichter geladen worden war...«[18] Das ist zwar durchaus möglich, doch weiß man inzwischen, dass Spamer im bzw. ab dem Jahre 1937 größere Probleme hatte als Schmidts »Wiener Volkskunde«: Er war seit 1934 Leiter (»Führer«) der Abteilung »Volkskunde« der »Reichsgemeinschaft für deutsche Volksforschung« gewesen, hatte aber 1937 dieses Amt (nicht ganz freiwillig) zurückgelegt; man hatte ihn als weltanschaulich »unklar« und seine Schriften als »der alten Schule verbunden« qualifiziert. Die Folge war, dass er jeglichen Rückhalt im Amte Rosenberg (dem die Reichsgemeinschaft zuzuordnen war) verlor, aber auch keine Unterstützung durch das Reichserziehungsministerium genoss, wo mit der SS verbundene Kulturpolitiker die Macht übernommen hatten und Heinrich Harmjanz für die Geisteswissenschaften zuständig war.[19]

Im Sommer 1939 hatte das Ehepaar Schmidt bei Rudolf Kriss in dessen Haus auf der Koppenleiten Spamer getroffen; ob anlässlich dieser Begegnung über die Möglichkeit einer Habilitation gesprochen wurde, wissen wir nicht; sicher ist jedoch, dass Schmidt damals bereits die Drucklegung seiner »Wiener Volkskunde« vorbereitet hatte. Noch bei Kriss erreichte Schmidt der Einberufungsbefehl, der ihn in der Folge in den Westen Deutschlands und dann nach Frankreich führte.

17 Schmidt, Curriculum vitae (wie Anm. 1), S. 46.

18 Wie Anm. 17, S. 230 f. – Spamer und Schmidt begegneten sich erstmals 1939 bei R. Kriss (wie Anm. 17, S. 52); ein früherer Briefwechsel darf vermutet werden.

19 Assion, Adolf Spamer (wie Anm. 8), S. 72 f.

Hier, an der See, erfuhr er vom Erscheinen der Buchausgabe,[20] die somit »das Licht einer recht übelwollender Welt erblickt [hatte]«.[21] Die Freude darüber war, so Schmidt 40 Jahre später, getrübt: »Ich habe mit vieler Mühe das Buch allmählich zum Druck befördert, aber es wurde von den nationalsozialistischen Zensoren verstümmelt, sehr schlecht ediert, und hat nicht die Wirkung erreicht, die es eigentlich hätte haben müssen«.[22] Wie und wo diese »Verstümmelungen« erfolgt waren, lässt sich leider nicht feststellen, denn das Manuskript von 1935 (in das von Schmidt »nachträgliche Erkenntnisse und manche stoffliche Erweiterungen« eingearbeitet worden waren[23]) ist nicht zugänglich. Möglich, dass eine Anmerkung wie »Jude« hinter dem Namen von Heinrich Friedjung nicht von Schmidt stammt; auch die Formulierung »Verwirklichung der Volksgemeinschaft durch den Nationalsozialismus« klingt nicht nach ihm.[24] Störend hatte er wohl auch die Geleitworte von Arthur Haberlandt empfunden, in denen u. a. von der befreienden Tat des Nationalsozialismus im März 1938 die Rede ist.[25] Insgesamt aber hat man bei der Lektüre nicht den Eindruck parteipolitisch gefärbter Eingriffe.

Es müssen in dieser Zeit durchaus Kontakte zu Spamer bestanden haben, denn es ist unwahrscheinlich, dass Schmidt mitten im Krieg ohne dessen Zuspruch an eine Habilitation, die Vorlage seiner »Wiener Volkskunde« und letztlich die erste Anfrage vom 21.10.1941 gedacht hätte. »Von den Reichsdeutschen [gemeint waren volkskundliche Kollegen] war mir der große Adolf Spamer verbunden geblieben; bei ihm konnte ich mitten im Krieg meine Wiener Volkskunde als Habilitationsschrift einreichen. Ich tat es weniger, um damit einen direkten Zweck zu verbinden, was bei einem Angehörigen der Fronttruppe sowieso ausgeschlossen war, als um mich meines dort irgendwo im Friedensland vergrabenen eigenen Lebens zu versichern. Und dann nicht

20 Leopold Schmidt: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (= Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsband 16). Wien, Leipzig 1940.

21 Schmidt, Curriculum vitae (wie Anm. 1), S. 57.

22 Wie Anm. 21, S. 46.

23 Schmidt, Wiener Volkskunde (wie Anm. 20), S. 9.

24 Wie Anm. 23, S. 17, Anm. 4 (bei anderen Autoren – Felix Salten, Moritz Saphir – fehlt dieser »Hinweis«); S. 125.

25 Arthur Haberlandt: Zum Geleit. In: Schmidt, Wiener Volkskunde (wie Anm. 20), S. 7.

zuletzt, um mit den böswilligen Wienern nichts zu tun zu haben müssen. Schon 1937 hatte mich Pfalz habilitieren wollen, war aber dann 1938, als er mein leeres Knopfloch sah, davon abgerückt. Nun hatte ich, als schäbiger Obergefreiter, wenigstens die innere Gewißheit, doch einmal irgend etwas gewesen zu sein.«[26]

Habilitation Berlin – Teil 2 (1942/43)

Am 9. April 1942, also fünfeinhalb Monate nach Schmidts Bitte um Zusendung der Habilitationsordnung, unterfertigte Dekan Grapow die *Meldung zur Habilitation: Der Dr. phil. Leopold Schmidt meldet sich zur Habilitation im Fache der Volkskunde* (Name und »Volkskunde« sind auf dem Formblatt handschriftlich eingesetzt). Nach der Feststellung des Vorliegens der erforderlichen Unterlagen findet sich folgender Absatz: *Ich ersuche die Herren Spamer und Koch* [in anderer Handschrift ist hinzugefügt:] *Schwietering um Beurteilung der Habilitationsschrift und Antragstellung. Weiter wirken bei der Habilitation mit: Prof. Dr. Schwietering* [Name gestrichen, weil er nunmehr als Beurteiler geführt wurde], *Prof. Dr. Hoppe, Prof. Dr. Vasmer, Prof. Dr. Schirmer, Prof. Dr. Kuhn, Prof. Dr. V. Schering* (S. 126).

Die Tatsache, dass Julius Schwietering (1884–1962), von 1932 bis 1937 an der Universität Frankfurt neben Germanistik auch die Volkskunde vertretend, seit 1938 Professor für Deutsche Philologie in Berlin, nunmehr eine ungleich wichtigere Position im Verfahren einnahm, ließ Schwierigkeiten zumindest befürchten. Schwietering vertrat, so Assion, eine »soziologische Volkskunde«, während Spamer einen »psychologistischen Ansatz« verfolgte.[27] Diese Gegensätze mögen wohl schon in Vorgesprächen deutlich geworden sein; ob die im Verfahren gar nicht vorgesehene Zusendung der wissenschaftlichen Veröffentlichungen Schmidts eine gewisse Vorsichtsmaßnahme war und auf Anraten Spamers geschah, lässt sich allerdings nicht direkt belegen.

26 Schmidt, Curriculum vitae (wie Anm. 1), S. 50.

27 Peter Assion: Julius Schwietering. In: Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft (wie Anm. 7), S. 50–61, hier S. 60.

Das erste Gutachten schrieb, auf offiziellem Papier des Seminars für Deutsche Volkskunde und in Lateinschrift, am 27. August 1942 Adolf Spamer:

Die von Dr. Leopold Schmidt in Wien als Habilitationsschrift eingereichte »Wiener Volkskunde« stellt die erste Bemühung dar, das Volksleben einer deutschen Großstadt in ihren äußeren Erscheinungsformen und geistig = seelischen Kraftwirkungen als Erbe wie Neuformung skizzierend zu erfassen. Ein solcher Versuch begegnet erheblichen Schwierigkeiten, nachdem für die älteren Zeiten fast ausschließlich kulturgeschichtliche Berichte vorliegen, bei denen oft das Abwegige und Sonderbare überbetont, das Gemein = Übliche verschwiegen ist, für die Gegenwart aber nur ganz vereinzelte, stichprobenhafte Sonderuntersuchungen volkskundlicher Art Grundlagen bieten. Wenn Schmidt aus seinem Arbeitsvorwurf das herausholte, was sich aus ihm derzeit ohne umfassende Gemeinschaftsuntersuchungen machen ließ, so war ihm das nur durch die Verbindung einer weitgespannten Schrifttumskenntnis mit klarstrebigen volkskundlichen Fragestellungen und Zielsetzungen möglich. In der äußeren Gliederung der Untersuchung ist Schmidt im Wesentlichen der üblichen Einteilung volkskundlicher Gesamtdarstellungen gefolgt, die zwar vom letzten Aufgabenkreis der Volkskunde her gesehen keine Ideallösung ist, sich aber bei dem gegenwärtigen Forschungsstand noch immer am praktisch Handhabbarsten erweist. Daß die einzelnen Kapitel nicht immer gleichwertig sind – die Volkserzählung kommt z. B. mit Ausnahme der Sage schlecht weg und die zerstreuten Ausführungen zur Volkssprache gehen an den Kernfragen vorbei – liegt zumeist am Mangel an Vorarbeiten, denen Schmidt nicht auf allen Gebieten Ergebnisse einer gründlichen Eigenforschung entgegensetzen kann. Im Ganzen gesehen aber liegt hier m. E. eine aus so sicherer Stoffbeherrschung geschriebene Arbeit vor, daß man sie bedenkenlos als Habilitationsleistung anzuerkennen vermag, zumal wenn man sie im Rahmen des wissenschaftlichen Gesamtschaffens Leopold Schmidts betrachtet. Diese Leistung ist sowohl an Umfang wie innerem Wert erstaunlich, wenn man bedenkt, daß Schmidt erst 30 Jahre alt ist und als aktiver Angehöriger der Wehrmacht seit über 3 Jahren sich nicht mehr wissenschaftlich betätigen konnte. Auf dem Gebiet der Volksschauspielforschung genießt Schmidt einen Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, aber auch seine Arbeiten zu Volkslied, Volksglaube und Volkskunst erwiesen sich alle als förderlich und weiterführend. In der Verbindung einer ausgesprochen disziplinierten geistigen Begabung mit einer (man kann kaum anders sagen als) wissenschaftlichen Arbeitsbesessenheit ist Leopold Schmidt heute der einzige Volkskundler der jüngeren Generation, der ein umfangreiches, vielseitiges

und niemals wertloses volkskundliches Schriftenverzeichnis vorlegen kann. Ich würde es daher im Interesse unserer volkskundliche[n] Disziplin lebhaft begrüßen, wenn der Bewerber zu den weiteren Habilitationshandlungen zugelassen würde (S. 128; umfasst 2 Blätter).

Auffallend ist, dass Spamer nur sehr allgemein (und den Autor fast ein wenig entschuldigend) auf die »Wiener Volkskunde« einging (deren Letztfassung er wohl schon seit ihrem Erscheinen im Jahre 1940 kannte), aber ausführlich die weiteren Veröffentlichungen Schmidts würdigte – was für die Annahme spricht, dass er deren zusätzliche Einreichung angeregt hat.

Dass er für die Zulassung zu den weiteren Schritten plädierte, war vorherzusehen gewesen, nicht aber, dass er in der Folge kaum noch an allfälligen Besprechungen der Kommission würde teilnehmen, noch weniger Gespräche mit einzelnen Mitgliedern würde führen können: Sein sich verschlechternder Gesundheitszustand (den Hannjost Lixfeld mit dem psychischen Terror erklärt, dem Spamer als einer der »Großen« des Faches von Seiten der nationalsozialistischen Volkskunde ausgesetzt war[28]) brachte im Herbst 1942 seinen Ausfall als akademischer Lehrer und seinen Rückzug nach Radebeul mit sich.

Die Beurteilung durch Franz Koch (1888–1969), Ordinarius für deutsche Literatur- und Geistesgeschichte,[29] folgte am 18. September 1942 auf einem Blatt ohne Briefkopf in Kurrentschrift: *Die Arbeiten Leopold Schmidts verfolge ich von Anfang an mit Aufmerksamkeit, Interesse und Gewinn. Ich stimme daher Herrn Spamer zu, die als Habilitationsschrift vorgelegte Arbeit einer »Wiener Volkskunde« im Rahmen des wissenschaftlichen Gesamtschaffens Schmidts als solche anzuerkennen. Denn an und für sich scheint mir diese Volkskunde nicht ganz den richtigen Begriff von der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Verfassers zu vermitteln. Man vermißt in dieser Schrift vor allem eine deutliche Abgrenzung des Begriffes Volkskunde gegen Geschichte und Kulturgeschichte, manches scheint mir aus allzu lockerem Gelenk behandelt und vieles wird als typisch wienerisch angesprochen, das ich, selbst auf dem Lande in Oberdonau aufgewachsen, als typisch ländlich ansehen und belegen würde. Doch will die Arbeit nicht*

28 Hannjost Lixfeld: Die Zerschlagung der Abteilung Volkskunde und Verfolgung Adolf Spamers durch die nationalsozialistischen Machthaber. In: Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft (wie Anm. 7), S. 163–168, hier S. 167.

29 http://de.wikipedia.org.wiki/Franz_Koch_(Germanist) (Zugriff: 1.5.2012).

mehr sein als ein erster, mehr programmatischer Versuch, der sich nur wenig auf Vorarbeiten stützen konnte. Im ganzen hat sich der Bewerber als wissenschaftlich bedeutende Begabung, von der auf dem Gebiete der Volkskunde Wesentliches zu erwarten ist, ausgewiesen. Ich schließe mich dem Antrage Herrn Spamers an (S. 127; umfasst insgesamt 3 Blätter mit den weiteren vier schriftlichen Beurteilungen).

An diese befürwortende, durch die Unterstreichung aber das gesamte Schaffens Schmidts einbeziehende, Stellungnahme schließt (auf derselben und abschließend auf der folgenden unpaginierten Seite) die Beurteilung durch Julius Schwietering an: *Es fehlt der Arbeit jede soziologische Grundlage. Was gelegentlich etwa in der Einleitung über das Bürgertum oder S. 101 über das Arbeitertum gesagt wird, ist ganz unzulänglich. Volksgüter lassen sich nur aus dem Bezug zu den jeweiligen Sozialgebilden deuten und verstehen. Was hier vorliegt, ist Aufreihung von Volksgütern (nach üblichem Schema) verbrämt mit Kulturgeschichte, aber keine Volkskunde, auch nicht Geschichte (wo sind die Quellen?). Ich stelle daher zur Erwägung, ob nicht eine andere Schrift des Verfassers, die volkskundlich nicht literarhistorisch orientiert ist, für eine volkskundliche Habilitation eine geeignetere Grundlage bietet.*

Von Rektor W. Hoppe fehlt eine schriftliche Stellungnahme ebenso wie vom Slawisten Max Vasmer (1886–1962)[30]; beide haben lediglich mit ihren Unterschriften (Hoppe am 18. 1., Vasmer am 12.2.1943) für die Zulassung Schmidts gestimmt. Die verbleibenden drei Mitglieder der Kommission hatten sich jedoch schriftlich, jeweils direkt anschließend, geäußert, zuerst am 24.2.1943 der Anglist Walter F. Schirmer.[31] Er schrieb, konsequent Kleinbuchstaben verwendend: *ich stimme für zulassung, weil ich mir über die wissenschaftliche tätigkeit von herrn Dr. L. Schmidt kein eigenes urteil bilden kann und mich gerne dem gutachten von herrn Spamer unterordne. Die als hab.schrift vorgeschlagene Wiener Volkskunde hat mich allerdings so enttäuscht, dass ich dem vorschlag von herrn Schwietering beitreten möchte. Der sprachliche ausdruck ist oft beleidigend nachlässig, bräuche und redensarten, die auch anderswo bekannt sind, werden ohne beweis als für Wien bezeichnend in anspruch genommen, und es wird kein versuch gemacht, die übereinander gelagerten schichten des brauchtums zeitlich zu ordnen.*

30 http://de.wikipedia.org.wiki/Max_Vasmer (Zugriff: 1.5.2012).

31 http://de.wikipedia.org.wiki/Walter_F._Schirmer (Zugriff: 1.5.2012).

Noch kürzer fasste sich – und daher noch auf demselben Blatt – V. Schering[32] am 26. März 1943: *Wenn die Arbeit auch in soziologischer Hinsicht weniger befriedigt, glaube ich doch, unter Berücksichtigung des Urteils von Herrn Spamer und in Anerkennung des sonstigen wissenschaftlichen Rufes von Herrn Dr. Schmidt, ihn zur weiteren Habilitationsleistung zulassen zu können.* Eine ähnliche Meinung hatte, allerdings ungleich kritischer, bereits am 8.3.1943 der Skandinavist und (als Mediävist) Vertreter der germanischen Altertumskunde Hans Kuhn (1899–1988)[33] geäußert: *Ich habe ebenso schon [?] Bedenken gegen die vorgelegte Hab.-Schrift wie Herr Schwietering und Schirmer. Ich sehe in ihr keine ausreichende wissenschaftliche Eigenleistung, auf die es doch ankommt, weder in der Durcharbeitung einzelner Fragen – Schmidt scheint, bis auf ganz geringe Ansätze (S. 69-72), von den vielen Lücken in den Sammlungen und Vorarbeiten keine ausgefüllt zu haben – noch in der Durchdringung des Gesamtstoffes. Die Arbeit ist zwar sehr vielseitig, aber sie hüpft meist zu schnell über die Dinge hinweg, oft in einer Form, dass der Leser, der den Wiener Sonderwortschatz nicht kennt, ganz im Dunkeln bleibt – Anführungszeichen sind keine Erklärung.– Auch daß Schmidt in die Tiefe geht, habe ich kaum gemerkt. Die Ausführungen über religiöse Dinge scheinen mir noch oberflächlicher, als man von einem Mann erwarten dürfte, der 3 Jahre an einer Sammlung für ›Geschichte des deutschen Volksglaubens‹ mitgearbeitet hat. Nach der vorgelegten Arbeit scheint mir Schmidts Begabung im wesentlichen rezeptiv, nicht produktiv zu sein. Von seinen vielen anderen Arbeiten kenne ich nichts. Ich kann der Annahme der vorgelegten Hab.-Schrift nur mit Rücksicht darauf, daß Schmidt seit 3½ Jahren im Heeresdienst steht, sodaß von ihm vorläufig keine andere Leistung erwartet werden kann, und dann unter der Voraussetzung zustimmen, dass Schmidts andere Veröffentlichungen gut machen, was hier fehlt.*

Sieht man einmal davon ab, dass Herr Kuhn sich die anderen Veröffentlichungen hätte ansehen können, so wird nochmals klar, dass – außer den positiven Gutachten von Spamer und Koch – die weiteren Veröffentlichungen (und der lange Wehrdienst) durchaus Berücksichtigung bei den für die Zulassung stimmenden Unterschriften der

32 Prof. Dr. V. Schering scheint weder in der Liste der damaligen Hochschullehrer der Berliner Universität noch unter seinem Namen in Wikipedia oder Google auf; es ist daher nicht möglich, ihn universitär und fachlich zuzuordnen.

33 http://de.wikipedia.org.wiki/Hans_Kuhn_(Philologe) (Zugriff: 1.5.2012).

Herren Hoppe, Vasmer, Schirmer, Kuhn und Schering auf dem Formblatt fanden. Allfällige Diskussionen haben – leider – keinen Niederschlag in der Habilitationsakte gefunden, auch nicht die von Th. Scholze erwähnte nachträgliche schriftliche Zustimmung zu Spamers Vorschlag.[34] Man kann jedoch davon ausgehen, dass es eine solche gegeben hat; jedenfalls teilte Dekan Grapow Schmidt am 31. März 1943, also fünf Tage nach der Unterschrift Scherings, in einem Brief an die Wiener Adresse mit:

Sehr geehrter Herr Doktor! Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass Ihre Habilitationsschrift von der Kommission angenommen worden ist. Sehen Sie irgendeine Möglichkeit, zur wissenschaftlichen Aussprache in absehbarer Zeit nach Berlin kommen zu können? Allerdings ist Herr Prof. Spamer noch immer sehr krank; ohne ihn können wir die Aussprache wohl nicht abhalten. Heil Hitler! Mit freundlichen Gruß, Grapow, Dekan (S. 129).

Diese Möglichkeit sah Schmidt, der Spamer (einen »Großen unseres Faches [...], der ein gütiger, hilfsbereiter Mensch war, der auch mein äußeres Leben gern mitgeformt hätte, wenn er nur gekonnt hätte. Aber Krieg und Krankheit verhinderten ihn an allem«[35]) im Verlauf eines kurzen Urlaubs in Radebeul besucht hatte, nicht; es sollte bis zum Kriegsende dauern, bis er sich wieder mit der Frage einer Habilitation beschäftigen konnte.

Habilitation Wien – 1945/46

Nach dem fehlgeschlagenen Berliner Habilitationsversuch konnte sich Leopold Schmidt erst 1945 wieder um seine Venia bemühen. Aus den Augen verloren hat er sein Vorhaben, auf akademischem Boden Fuß zu fassen, aber wohl auch in den letzten Kriegsjahren nicht – und das umso mehr, als er sich offenbar, von juridischen Formalitäten abgesehen, ohnehin bereits im Besitz einer Lehrbefugnis gesehen haben dürfte. In diesem Sinne schreibt er am 26. Oktober 1945 aus Salzburg an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Wien:

34 Scholze, Großstadt (wie Anm. 8), S. 64, Anm. 55. Dieser Nachtrag, den Scholze in seiner Auseinandersetzung mit Schmidts »Wiener Volkskunde« (S. 54–64) erwähnt, findet sich in der uns zur Verfügung stehenden Nr. 127 der Berliner Habilitationsakte jedoch nicht.

35 Schmidt, Curriculum vitae (wie Anm.1), S. 78.

Wie aus meinem beigelegten Lebenslauf hervorgeht, habe ich mich 1942/43 an der Universität Berlin bei Herrn Prof. Adolf Spamer habilitiert. – Um allerdings dann einzuschränken: *Durch die Erkrankung Prof. Spamers und die Angriffe auf Berlin ist es jedoch nach der Annahme der Habilitationsschrift durch die Kommission nicht mehr zur »Wissenschaftlichen Aussprache« gekommen, so daß ich meiner Ansicht nach noch nicht berechtigt bin, den Titel »Dr.phil.habil.« zu führen. Außerdem weiß ich nicht, ob die Habilitationen dieser Jahre nicht vor der Erteilung einer venia sowieso noch nachgeprüft werden müssen. Ich bitte deshalb um Aufklärung, was ich zu tun habe, um meine Habilitation zu vollenden, beziehungsweise eine venia zu erlangen, da ich mich so rasch als möglich der Laufbahn eines akademischen Lehrers der Volkskunde zuwenden möchte.*[36]

Auf diese Laufbahn gewissermaßen vorbereitet hat sich Schmidt wohl während seiner gesamten Militärzeit – eine Zeit, in der er, als »Schreiber« bei einer Luftwaffenbaukompanie eingesetzt, jene »bescheidene Eigenform des Lebens«[37] behaupten konnte, die er in seinen Lebenserinnerungen recht ausführlich dokumentiert. Wobei an dieser Stelle doch gesagt sein soll, dass diese Erinnerungen vor allem das Selbstverständnis ihres Verfassers als »Inkarnation des wissenschaftlichen Subjekts« (Bourdieu) spiegeln und so nicht immer Schmidts eigener wissenschaftsgeschichtlicher Forderung genügen, »darzustellen, wie es eigentlich war, und womöglich auch, warum es so war«[38]. Immerhin konturiert sich in den Abschnitten über die Jahre seines Kriegseinsatzes sehr plastisch, wie da einer verstand, sein »Eigenleben«[39] auch in diesem »schlimmen und schrecklichen ›Moratorium des Alltags‹, das der Krieg ist,«[40] durchzusetzen, »ein wunderliches Leben dahin[zufretten], das neben der alltäglichen Tristesse, die sehr groß

36 Schreiben Schmidts an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, dat. »Salzburg, 26. 10. 1945«; Archiv der Universität Wien (UAW), Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

37 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 53. (Auch hier gilt, dass Zitate aus den verschiedenen Archivalien kursiv, andere Zitate unter Anführungszeichen wiedergegeben werden.)

38 Leopold Schmidt: Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Band 2). Wien 1951, S. 19.

39 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 74.

40 Odo Marquard: Moratorium des Alltags. Eine kleine Philosophie des Festes. In: Walter Haug, Rainer Warning (Hg.): Das Fest (=Poetik und Hermeneutik XIV). München 1989, S. 684–691, hier S. 690.

war, auch manchen Lichtblick bot,«[41] und die nahezu siebenjährige Lebenszäsur von Militärzeit, Krieg und Gefangenschaft zuweilen zu einer Art privater Bildungsreise[42] zu gestalten, die »meinen Gesichtskreis wirklich nachhaltig erweiterte«.[43]

Vor allem aber konnte Schmidt – hinsichtlich seiner Aspirationen auf eine akademische Laufbahn wohl nicht unwesentlich – während seines Kriegseinsatzes »bis zu einem gewissen Grade sogar weiterarbeiten und habe selbst von Rußland aus immerhin so viel veröffentlicht, daß mir späterhin niemand glaubte, ich sei überhaupt eingerückt gewesen«.[44] Seine Bibliographie für die Jahre 1941 bis 1945 verzeichnet denn auch (neben 12 Rezensionen) 51 Abhandlungen[45] – darunter durchaus umfangreiche wie »Das Muckennetz«[46] oder seine allerdings erst nach dem Krieg in Druck gegangenen Wien-Feuilletons[47].

Im Übrigen war der Berliner Habilitationsversuch ja auch nicht der erste gewesen: Schon *zu Anfang des Jahres 1938* – schreibt Schmidt in seinem, dem Salzburger Schreiben vom Oktober 45 beigefügten Lebenslauf – *wurde ich von seiten der Universität Wien, insbesondere von Herrn Prof. Anton Pfalz, der einen Lehrauftrag für Volkskunde innerhalb der Germanistik besaß, aufgefordert, mich zu habilitieren. Ich wollte dies mit meiner damals noch unveröffentlichten »Wiener Volkskunde« tun, wurde jedoch nach dem Anschluß Österreichs im März 1938 daran gehindert, da ich nicht Parteimitglied war oder wurde.*[48] Namentlich werden in diesem Zusammenhang Arthur Haberlandt und Richard Wolfram genannt, die *rein nationalsozialistisch eingestellt waren und meine Habilitationsbe-*

41 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 54.

42 Konrad Köstlin: Krieg als Reise. In: Margit Berwing, Konrad Köstlin (Hg.): Reise-Fieber. Begleitheft zur Ausstellung des Lehrstuhls für Volkskunde der Universität Regensburg (= Regensburger Schriften zur Volkskunde 2). Regensburg 1984, S. 100–114; ders.: Krieg als Reise II. In: BIOS 2, 1989, S. 173–182.

43 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 67.

44 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 50.

45 Beitl, Leopold Schmidt Bibliographie (wie Anm. 9), S. 31–33.

46 Leopold Schmidt: »Das Muckennetz«. Alpenländische Gesellschaftslyrik des 17. Jahrhunderts (= Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, 223 Bd., 4. Abh.). Wien 1944.

47 Leopold Schmidt: Zwischen Bastei und Linienwall. Wiener Vorstädte und ihre Gäste. Wien 1946 [die darin enthaltenen Beiträge großteils schon erschienen 1944 im »Neuen Wiener Tagblatt«]; ders.: Geliebte Stadt. Briefe an Wien. Wien 1947.

48 Lebenslauf, dat. »Salzburg, 26. 10. 1945«; UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

strebungen 1938 wegen meiner gegnerischen Haltung von vornherein abgelehnt[49] hatten. Doch auch der ebenfalls NS-affine Anton Pfalz[50] war, wie aus Schmidts späterer Rückschau bereits zitiert wurde, bald von seinem Angebot abgerückt, »als er mein leeres Knopfloch sah«[51] – und so reichte Schmidt dann »mitten im Krieg und von Rußland aus« seine Wiener Volkskunde als Habilitationsschrift bei Spamer »nicht zuletzt« deshalb ein, »um mit den böswilligen Wienern nichts zu tun haben zu müssen«.[52]

Von diesen »böswilligen Wienern« – die es im Gegensatz zu Schmidt teils zu beachtlichen NS-Karrieren gebracht hatten[53] – waren nach 1945 zumindest die unmittelbar im Fach Tätigen wenigstens für einige Jahre keine Konkurrenz mehr. Und die Tatsache, dass damals tatsächlich für den akademischen Betrieb der Volkskunde *im Augenblick kaum die nötigen und geeigneten Lehrkräfte zur Verfügung*[54] standen, war für einen raschen Abschluss des Wiener Habilitationsverfahrens von Leopold Schmidt sicher mit ausschlaggebend. Freilich nicht das allein. Schmidt hatte auch – wenn auch nicht nur – in fachlich-inhaltlicher Hinsicht Befürworter. So etwa seinen Doktorvater Eduard Castle[55], der am 1. Dezember 1945 an das Dekanat der Philosophischen Fakultät bezüglich Schmidts »Ansuchen um Verleihung der venia legendi für Volkskunde« schrieb: *Hat Schmidt schon bisher viel Anerkennenswertes*

49 Schreiben Schmidts an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, dat. »Salzburg, 26.10.1945«; UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

50 Zu dem Dialektologen Anton Pfalz (1885–1958) – neben seiner Universitätslaufbahn auch 1920–1945 Leiter der Wiener Wörterbuchkanzlei (heute »Institut für Österreichische Dialekt- und Namenlexika« der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) – s. etwa Irene Ranzmaier: Germanistik an der Universität Wien zur Zeit des Nationalsozialismus. Karrieren, Konflikte und die Wissenschaft. Wien, Köln, Weimar 2005, S. 131-137.

51 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 50.

52 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 50.

53 Siehe die einschlägigen Beiträge in der in Anm. 13 genannten Literatur.

54 Schreiben Schmidts an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, dat. »Salzburg, 26.10.1945«; UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

55 Zu Castle, der 1945 wieder an die Universität berufen wurde und anstelle des seines Postens enthobenen Heinz Kindermann zudem damals Leiter des »Zentralinstituts für Theaterwissenschaft« an der Universität Wien war, s. Ranzmaier, Germanistik (wie Anm. 50), S. 29–37; Peter Wiesinger, Daniel Steinbach: 150 Jahre Germanistik in Wien. Außeruniversitäre Frühgermanistik und Universitätsgermanistik. Wien 2001, S. 148–152 und 188 f.

geleistet, so ist, wenn er ruhig wird weiterarbeiten können, noch mehr von ihm zu erwarten. Ich würde daher seine Habilitation durchaus als Gewinn für unsere heimische Forschung und unsere Hochschule ansehen. Könnte der Berliner Akt requiriert werden, so wäre vielleicht eine Übertragung der ihm dort verliehenen Venia legendi zu beantragen. Da dies aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich sein dürfte, meine ich, Dr. Leopold Schmidt sei dahin zu bescheiden, daß er um die Erteilung der Venia legendi für Wien einreiche, wobei man ihm in Hinsicht mancher Formalitäten entgegenkommen könnte. Es wird Sache der Fakultät sein, sein Ansuchen mit tunlichster Beschleunigung der Erledigung zuzuführen.[56]

Diese Einschätzung wiederholt Castle auch in seinem Bericht vom 23. Jänner 1946[57], der dem Protokoll der ersten Sitzung der Habilitationskommission am 21. Februar 1946 beiliegt[58] – und diese seine Rolle als *Berichterstatter* könnte eine Bestätigung der Behauptung Leopold Schmidts sein, dass ihn – der im Herbst 1945 nach mehrmonatiger Kriegsgefangenschaft von den Amerikanern »nach Berchtesgaden entlassen« worden war und im Hause des heimgekehrten Rudolf Kriss einige »Erholungswochen«[59] verbrachte – »Castle in Wien [erwartete], um mich noch einmal zu habilitieren«.[60] Jedenfalls hatte Schmidt in Castle einen wohlwollenden Kollegen, der nach seiner Habilitation auch zusammen mit Richard Pittioni[61] und Robert Bleichsteiner[62]

56 Schreiben Castles an Dekanat vom 1. Dezember 1945; UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

57 Bericht Castles vom 23. Jänner 1946; UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

58 »Protokoll aufgenommen in der Dekanatskanzlei der philosophischen Fakultät der Universität in Wien am Donnerstag, den 21. Februar 1946, um 12 Uhr. [...] Gegenstand: Ansuchen um Verleihung der venia legendi für Volkskunde des Dr. Leopold Schmidt«; UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

59 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 95–98.

60 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 98.

61 Der Prähistoriker Richard Pittioni (1906–1985), 1938 aus politischen Gründen von den Nationalsozialisten entlassen, wurde 1946 ao. Prof. und 1951 o. Prof. und war bis zu seiner Emeritierung 1976 Vorstand des Instituts für Ur- und Frühgeschichte, 1960/61 Dekan; s. Gernot Heiss: Von der Gesamtdeutschen zur europäischen Perspektive? Die mittlere, neuere und österreichische Geschichte, sowie die Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien 1945–1955. In: Margarete Grandner, Gernot Heiss, Oliver Rathkolb (Hg.): Zukunft mit Altlasten. Die Universität Wien 1945 bis 1955 (= Querschnitte, 19). Innsbruck u.a. 2005, S. 189–210, hier S. 194 f.; Otto H. Urban: Die Urgeschichte an der Universität Wien vor, während und nach der NS-Zeit. In: Ash, Nieß, Pils, Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus (wie

im November 1947 einen *Antrag auf Erteilung eines Lehrauftrages* einbrachte[63], worauf Schmidt im Rahmen der Völkerkunde bzw. der Theatergeschichte[64] *über österreichische Volkskunde im Ausmaß von zwei Wochenstunden und über Volksschauspielwesen mit besonderer Berücksichtigung der Alpenländer ebenfalls im Ausmaß von zwei Wochenstunden bis auf weiteres in jedem Semester zu lesen*[65] gestattet wurde. Und jedenfalls stimmt auch, dass Schmidts Habilitation vor allem unter Beteiligung von ›Fachfremden‹ über die Bühne ging, »ohne daß Vertreter der Volks-, ja nicht einmal der Völkerkunde anwesend waren«.[66]

Ansonsten scheint diese Habilitation tatsächlich *mit tunlichster Beschleunigung der Erledigung zugeführt* worden zu sein: Mit Protokoll vom 14. März 1946 über die *Abhaltung des Kolloquiums mit dem Habilitanden Dr. Leopold Schmidt* erklärte die Kommission *das Kolloquium als den gesetzlichen Anforderungen vollkommen entsprechend* und wählte hierauf für die Probevorlesung das Thema *Die Bedeutung der Aufklärung für die österr. Volkskunde*.[67] Besagte Kommission bestand aus dem Vorsitzenden Dekan Wilhelm Czermak[68] und den Professoren Dietrich Kralik[69], Hans Rupprich[70], Eduard Castle, Richard Meister[71], Erich

Anm. 13), S. 371–395, bes. S. 388–395; Richard Beitl: In memoriam Richard Pittioni. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 40/89, 1986, S. 36–41 [mit einer »Selbstdarstellung« Pittionis].

62 Zu dem Orientalisten Robert Bleichsteiner (1891–1954), ab 1926 Kustos, 1945 bis 1953 Direktor des Wiener Museums für Völkerkunde, s. Leopold Schmidt: Robert Bleichsteiner †. In: Archiv für Völkerkunde 9, 1954, S. 1-7.

63 Schreiben vom 4. Dezember 1947 von Dekan Duda an das Bundesministerium für Unterricht, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

64 S. die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Wien ab dem Sommersemester 1947.

65 Schreiben des BM für Unterricht an Schmidt vom 18. Dezember 1947, UAW, Phil. Fak., Zl. 329 aus 1947/48. In den weiteren Semestern hat Schmidt allerdings weit mehr, so vom SS 48 bis SS 52 acht Wochenstunden, gelehrt.

66 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 102.

67 Protokoll vom 14. März 1946, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

68 Zu dem Afrikanisten und Ägyptologen Wilhelm Czermak (1889–1953), ab 1931 o.Prof. und Vorstand des Instituts für Ägyptologie und Afrikanistik, 1945/46 Dekan und 1952/53 Rektor der Universität Wien, s. Erich Sommerauer: Wilhelm Czermak, 2010, http://www.afrikanistk.at/pdf/personen/czermak_wilhelm.pdf (Zugriff: 1.5.2012).

69 Zu Dietrich Kralik (1884–1959), s. Ranzmaier, Germanistik (wie Anm. 50), S. 77–92; Wiesinger/Steinbach, 150 Jahre Germanistik Wiesinger (wie Anm. 55), S. 83–86.

70 Zu Hans Rupprich (1898–1972), s. Ranzmaier, Germanistik (wie Anm. 50), S. 123–131.

Schenk[72] und Hugo Hassinger[73] – wobei die drei Letzteren an diesem 14. März 1946 als *e[ntschuldigt]* firmieren. Ebenfalls als *entsch[uldigt]* sind Schenk und Hassinger auch für den 9. Mai 1946, den Tag der *Abhaltung des Probevortrages mit dem Habilitanden Dr. Leopold Schmidt (Volkskunde)*, im Protokoll vermerkt[74]. Ansonsten heißt es hier weiter: *Der Probevortrag behandelt das von der Kommission gewählte Thema »Die Bedeutung der Aufklärung für die österreichische Volkskunde« und wurde als den gesetzlichen Anforderungen vollkommen entsprechend befunden.*

Diesem Urteil schloss sich auch das Professorenkollegium in der Sitzung vom 11. Mai 1946 an[75], allerdings mit dem Zusatz: *Die Schlussabstimmung über den Antrag, daß dem Bewerber die Venia legendi für »Volkskunde« erteilt und dafür die Bestätigung des Bundesministeriums für Unterricht eingeholt werde, ergab 25 JA, 1 NEIN, 1 STIMMENTHALTUNG.* Nach gleichem Schreiben[76] war das Professorenkollegium bereits in seiner Sitzung am 23. Februar 1946 *über die Zulassung zu den weiteren Schritten der Habilitation auf Grund der Habilitationsschrift* zu folgendem Ergebnis gekommen: *Die Abstimmung über die persönliche Eignung ergab einstimmig* [sic] *28 JA, 1 Stimme NEIN, über die fachliche Eignung 29 JA.*[77]

71 Zu dem Altphilologen Richard Meister (1881–1964), 1945 Prorektor, 1945 Prof. für Pädagogik und Kulturphilosophie, 1949/50 Rektor, ab 1951 Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften s. Wolfgang Brezinka: Geschichte des Faches Pädagogik an der Universität Wien von 1805 bis 1956. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte 15, 1995, S. 67–78.

72 Zu dem Musikwissenschaftler Erich Schenk (1902–1974) s. Anm. 83:

73 Zu Hugo Hassinger (1877–1952), ab 1931 Vorstand des Geographischen Instituts der Universität Wien (Emeritierung 1950), s. Heinz Fassmann: Geographie an der Universität Wien 1938/1945/1955. In: Grandner, Heiss, Rathkolb, Zukunft mit Altlasten (wie Anm. 61), S. 273–289.

74 Protokoll vom 9. Mai 1946, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46. Richard Meister fungierte bei dieser Sitzung in Vertretung von Dekan Czermak.

75 Schreiben des Dekans [»i.V. Meister«] an das Bundesministerium für Unterricht vom 15. Mai 1946, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46. Bereits in der Sitzung vom 30. März war das am 14. März abgehaltene Habilitationskolloquium *durch Fakultätsbeschluß als den gesetzlichen Anforderungen vollkommen entsprechend anerkannt* worden, ebda.

76 Schreiben des Dekans an das Bundesministerium für Unterricht vom 15. Mai 1946, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

77 Leider finden sich in den entsprechenden Sitzungsprotokollen des Professorenkollegiums keine namentlichen Hinweise auf das Abstimmungsverhalten, UAW, Phil. Fak., Zl. 7 aus 1945/46 (V. bzw. VII. Sitzung).

Kurzum: Bei diesem kursorisch anmutenden Procedere – das am 7. Juni 1946 mit der *Bestätigung der Lehrbefugnis für »Volkskunde« des Dr.phil. Leopold Schmidt*[78] seinen Abschluss fand – scheint Schmidt nicht nur Freunde gehabt zu haben. Und das zeigt sich wohl auch, wenn man einen Blick auf einige Mitglieder der Habilitationskommission wirft. Dass, »als ich mich nach dem Krieg in Wien noch einmal habilitieren mußte, manche Kommissionsmitglieder gar nicht zur Sitzung [kamen], und noch weniger zur Probevorlesung«[79], wird von den oben genannten Sitzungsprotokollen bestätigt. Und wenn auch auf der Sitzung vom 21. Februar 1946, wo über das *Ansuchen um Verleihung der venia legendi für Volkskunde des Dr. Leopold Schmidt* abgestimmt wurde (die einzige Sitzung, bei der alle Mitglieder der Habilitationskommission anwesend waren), das Resultat *persönliche Eignung einstimmig angenommen, sachliche Eignung einstimmig angenommen*[80] gewesen ist – so bleibt doch die spätere skeptische Einschätzung Schmidts angesichts nach wie vor bestehender wissenschaftspolitischer Seilschaften einiger an der Habilitation Beteiligter wenigstens nicht unplausibel: »Besonders merkwürdige Herren, darunter etwa der in seiner Art sicher bedeutende Hugo Hassinger, verhinderten durch ihren Einspruch sofort, daß ich etwa für eine weitere Karriere als Professor in Aussicht genommen würde, denn ich hätte mich ja doch nur mit Großstadtvolkskunde beschäftigt, und Bauernvolkskunde sei viel wichtiger. Sachvolkskunde, Bauernhausforschung müsse man doch treiben. Freilich stand hinter Hassingers Urteil die Hintergrundstimme Arthur Haberlandts, der mir einfach mein Überleben nicht verzeihen konnte.«[81]

Ein »merkwürdiger Herr« mag für Leopold Schmidt, der sich der NS-Ideologie nie angebiedert hatte, auch Erich Schenk[82] gewesen sein, der, ab 1940 ordentlicher Professor und »im Dritten Reich zur Elite

78 Schreiben des Bundesministeriums für Unterricht [gez. Hurdes] an das Dekanat der Philos. Fakultät vom 7. Juni 1946, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

79 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 243.

80 Protokoll aufgenommen in der Dekanatskanzlei der philosophischen Fakultät der Universität in Wien am Donnerstag, den 21. Februar 1946, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

81 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 243.

82 Der im Übrigen nie vergessen hat, seine jeweilige Abwesenheit bei Habilitandenkolloquium bzw. -vortrag zu begründen, sei als wegen *Kollegverpflichtung* oder weil *zur gleichen Zeit eine Sitzung im Bundesministerium für Unterricht angesetzt ist, in der ich als stellvertretender Leiter des musikalischen Arbeitsausschusses für die Durchführung der Akti-*

der deutschen Musikwissenschaft« zählend, 1945 ohne Unterbrechung weiterlehren konnte, 1946 wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1950/51 Dekan und 1957/58 Rektor wurde – und das alles ungeachtet der Rolle, die er etwa bei der »Arisierung« der Bibliothek Guido Adlers spielte, oder der Tatsache, dass er noch 1967 ein Dissertationsgesuch über Gustav Mahler mit der Begründung ablehnte, »dieser sei ja ein ›Jud‹ gewesen«.[83] Oder auch Dietrich Kralik und Hans Rupprich, die beide nach 1945 »als einzige Mitglieder des Lehrkörpers des Germanistischen Institutes zur NS-Zeit« dort verblieben waren, zwar aufgrund ihrer Parteimitgliedschaft ihrer Posten zu entheben gewesen wären, aber »zunächst ›zur Aufrechterhaltung des Betriebes bis Ablauf des Sommersemesters 1946‹ in ihren Ämtern belassen«, dann erst ihrer Funktionen enthoben – und schließlich im Zuge der Novellierung des Verbotsgesetzes von 1947 wieder auf ihre Lehrkanzeln zurückgerufen wurden.[84] Und nicht zu vergessen ist die »Hintergrundstimme« Richard Wolframs, auch wenn diese in den archivalischen Dokumenten zu Schmidts Habilitation nicht zu vernehmen ist. Denn vor allem im Zusammenhang mit dem bereits 1953 auf einer Tagung österreichischer Volkskundler unter Vorsitz ihres »Altmeisters« Geramb beschlossenen[85] und schließlich unter der Ägide der »Österreichischen Akademie der Wissenschaften« betriebenen »‚Ehemaligen'-Unternehmen«[86] der Herausgabe eines »Österreichischen Volkskundeatlas« konnte sich Wolfram – im (zuweilen sich konkurrierenden) Verein mit Gesinnungsgenossen wie Ernst Burgstaller, Adolf Helbok oder Arthur Haberlandt – profilieren, 1956 eine außerordentliche Titularprofessur erlangen[87] und schließlich 1959 als außerordentlicher, vier Jahre später

on »950 Jahre Österreich« teilzunehmen habe; Schreiben Schenks an das Dekanat vom 13. März bzw. 4. Mai 1946, UAW, Phil.Fak., Zl. 375 aus 1945/46.

83 S. Michael Staudinger: Musikwissenschaft an der Universität Wien 1945–1951. In: Grandner, Heiss, Rathkolb, Zukunft mit Altlasten (wie Anm. 61), S. 156–173, hier S. 169.

84 Ranzmaier, Germanistik (wie Anm. 50), S. 167–171.

85 Adolf Helbok: Zur Geschichte des Österreichischen Volkskundeatlas. In: Branimir Bratanic, Ernst Burgstaller (Hg.): Konferenz für volkskundliche Kartographie in Linz a.d.D. 11.–13. Dezember 1958. Linz 1959, S. 17–20.

86 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 112.

87 Ab diesem Jahr, nämlich »ab WS 1956/57 wird die Volkskunde künftighin als eigenes Fach (XX) im Vorlesungsverzeichnis geführt werden«, Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 10/59, 1956, S. 153.

als ordentlicher Professor an die Universität zurückkehren.[88] Und damit musste sich Schmidt – der in nicht nur latenter Gegnerschaft zu Wolfram diesem bereits unmittelbar nach Kriegsende mit einem »Aufsatz im Schweizer Archiv im Ausland schwer geschadet« hatte[89] – in seinen Bemühungen um eine Hochschullaufbahn endgültig konterkariert sehen.

Nachklang

»Ich hatte längere Zeit die Qual der Wahl, was ich nun eigentlich hauptberuflich tun wolle. Ich hatte, solange ich mehr oder minder doch ›zweiter Mann‹ am Museum war[90], Vorlesungen und Übungen in reicher Fülle halten können und mir dabei einen gewissen Ruf als akademischer Lehrer eingebracht, den einige ausgezeichnete Schüler weithin verkündeten. Aber Jungwirth ging vom Museum ab, als ich den Titel des außerordentlichen Professors erhielt. Ich verdanke ihn restlos dem Bemühen Bleichsteiners. Die Ethnologen, Koppers voran[91], hatten sich gesträubt, und sonst kaum jemand etwas dafür getan. Aber mit den Unterschriften von Weninger[92] und Pittioni kam der Antrag vor die Fakultät und wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen«.[93]

88 S. die Beiträge von Olaf Bockhorn in der in Anm. 13 genannten Literatur.

89 So Viktor Geramb in einem Brief an Schmidt vom 27. Jänner 1948, zit. bei Michael Josef Greger: »Verehrter Freund!« – »Sehr verehrter Herr Professor!« Viktor Geramb in Korrespondenz mit Richard Wolfram und Leopold Schmidt 1945–1948. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Nachkriegsvolkskunde. Dipl.Arb. Graz 2002, S. 352. Angesprochen ist die Bestandsaufnahme von Leopold Schmidt: Volkskunde in Österreich 1945–47. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 44, 1947, S. 164–169.

90 Von 1946 bis 1951 war der Mittelschuldirektor Heinrich Jungwirth kommissarischer Leiter des Museums, allerdings »ohne in die wissenschaftliche Leitung des Museums einzugreifen«, Leopold Schmidt: Heinrich Jungwirth †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 16/65, 1962, S. 182–184.

91 Wilhelm Koppers SVD (1886–1961), ab 1929 und dann wieder ab 1945 Vorstand des Instituts für Völkerkunde; s. Andre Gingrich: Remigranten und Ehemalige: Zäsuren und Kontinuitäten in der universitären Völkerkunde Wiens nach 1945. In: Grandner, Heiss, Rathkolb, Zukunft mit Altlasten (wie Anm. 61), S. 260–272, bes. 263–269.

92 Josef Weninger (1886–1959), bis 1938 und von 1945 bis 1955 (Emeritierung) Vorstand des Anthropologischen Instituts; Leopold Schmidt: Josef Weninger †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 13/62, 1959, S. 53.

1951 erhält Schmidt also seine außerordentliche Titularprofessur[94], 1959 wird seinem Antrag, seine Venia für »Volkskunde« auf »Volkskunde einschließlich der einschlägigen Museumskunde«[95] zu erweitern, stattgegeben.[96] Mittlerweile werden die Lehrkanzeln in Innsbruck und Graz nachbesetzt, in Innsbruck 1949 mit Karl Ilg, in Graz 1955 mit Hanns Koren (»da hatte der Einspruch des vernünftigen Germanisten Leo Jutz[97] nichts gefruchtet, der deutlich auf mich hingewiesen hatte«[98]) – während man »an der Universität Wien [...] eben solange niemanden als es nur ging [ernannte], und es ging ja sehr lange so«[99]. Erst 1960 wurde hier die – nunmehr von ao. Prof. Wolfram vertretene – Lehrkanzel systematisiert[100] und im folgenden Jahr mit Antrag Richard Wolframs[101] die Errichtung eines »Instituts für Volkskunde« angegangen, die dann auch vom Professorenkollegium in der Sitzung vom 10. April 1961 *einstimmig angenommen*[102] und am 25. Juli 1961 von Bundesminister Drimmel inklusive *Bestellung des ao.Univ.Prof. Dr. Richard Wolfram zu Vorstand* verlautbart wurde.[103] Doch zu diesem Zeit-

93 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 110.

94 S. Antrag vom 15. Mai 1951 durch Bleichsteiner und Pittioni, der laut Protokoll der Kommissionssitzung vom 1. Juni 1951 *einstimmig angenommen* wird [ein hier erwähnter Bericht Robert Bleichsteiners ist nicht erhalten], sowie das bestätigende Schreiben des Bundesministeriums für Unterricht an Schmidt vom 19. September 1951; UAW, Phil.Fak., Zl. 2046 aus 1950/51.

95 Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 13/62, 1959, S. 60.

96 S. Bericht und Protokoll der Sitzung der eingesetzten Kommission am 26. November 1958 sowie die Meldung der Genehmigung des dort einstimmig gefassten Beschlusses seitens des Ministeriums an Schmidt vom 20. Februar 1959, UAW, Phil.Fak., Sch 8, PA Schmidt 3330.

97 Leo Jutz (1889–1962), ab 1936 Prof. für Ältere deutsche Sprache und Literatur in Graz, s. http;//www.uibk.ac.at/germanistik (Zugriff: 1.5.2012).

98 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 111.

99 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 111.

100 Olaf Bockhorn, Gertraud Liesenfeld (Hg.): Volkskunde in der Hanuschgasse. Forschung – Lehre – Praxis. 25 Jahre Institut für Volkskunde der Universität Wien (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 13). Wien 1989, S. 7.

101 Schreiben Wolframs an das Bundesministerium für Unterricht vom 14. März 1961 betr. »Antrag auf Errichtung eines Instituts für Volkskunde«, UAV, Phil.Fak., Zl. 112 aus 1960/61.

102 Protokoll der Sitzung am 10. April 1961, UAV, Phil.Fak., Zl. 112 aus 1960/61.

103 Schreiben Drimmels an das Dekanat der Phil. Fakultät vom 25.7.1961, UAV, Phil. Fak., Zl. 112 aus 1960/61.

punkt war Schmidt wohl längst »klar, daß ich keine Hoffnung hatte, in der akademischen Laufbahn noch weiterzukommen. […] Ich hatte, wie ich im vergangenen Jahrzehnt sagen gelernt hatte, für den alten Fritzen gearbeitet«[104].

104 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 1), S. 111.

neuerDings

»Zuweisung an das k.k. Museum für österreichische Volkskunde«. Eine Silberfiligranarbeit in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde

Das Objekt mit der Inventarnummer ÖMV 85.940 fasziniert auf den ersten Blick durch die Schönheit seiner Ausführung. Die Ampel aus feinsten Silber- und Messingfiligranfäden ist durchbrochen gearbeitet.[1] Grüne Verfärbungen an den Rändern lassen vermuten, dass Kupferdrähte umwickelt wurden. Neben zahlreichen Verzierungen weist die Arbeit an besonders hervorgehobenen Stellen einige Schmucksteine – darunter Granat und Koralle – auf. Die Ampel hängt an drei ebenfalls aus Silber in Filigrantechnik gearbeiteten Ketten. Zum Objekt gehört ein einfach ziselierter Transportbehälter aus Eisenblech.

Filigranarbeit bezeichnet feine Goldschmiedearbeiten aus Metallfäden. Dabei werden zierliche Drähte zu Seilen geflochten, diese bilden die Grundlage zur Herstellung der eigentlichen Gegenstände. Seit der Antike ist diese Technik der Metallbearbeitung bekannt. Bis ins 20. Jahrhundert wurden die Drahtgeflechte auf gleichartiges Metall gelötet, danach entstanden die feinen Arbeiten auch ohne Unterlage.[2]

Die Ampel samt Behältnis wurde 2012 nachinventarisiert, in die Sammlungen des Museums fanden die Objekte jedoch bereits im November 1917 Eingang. Dank dem im Archiv aufbewahrten Schriftverkehr[3] kennen wir die näheren Umstände dieser besonderen Schenkung: Der albanische Silberarbeiter Staka Marko aus Priština – die Stadt war von 1915 bis 1918 von österreich-ungarischen Truppen besetzt – hatte »behufs Unterbreitung an allerhöchster Stelle« drei Gegenstände angefertigt: einen Tschibuk (eine Tabakspfeife), einen Bilderrahmen und eine Ampel, und schickte sie an den Wiener Kaiserhof. Kaiser Karl I. nahm die Silberfiligranarbeiten »huldreichst« an und wies die Objekte via seinem Oberstkämmerer sogleich dem damaligen k.k. Museum für

1 Maße: Ampel: H: 74,5 cm, D: 9 cm; Transportbehälter: H: 23 cm, D: 15 cm

2 Arti Popullor ne Shqiperi/People's Art in Albania/L'art populaire en Albanie. Tirane, Akademia e Shkencave e rp te Shqiperise, Instituti i Historise, Sektori i Etnografise 1976, 156 S., zahlr. Ill.

3 Herkunftsakt zu ÖMV 85.940 im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde: Brief von Seiner k.u.k. Apostolischen Majestät Oberstkämmerer-Amte, 20. November 1917.

Abb. 1 Ampel (Detail) und Transportbehälter, Inv. Nr. 85.940
© Österreichisches Museum für Volkskunde

österreichische Volkskunde, dem heutigen Österreichischen Museum für Volkskunde, zu. Aus nicht bekannten Gründen erhielten diese drei Pretiosen keine Inventarnummern. Die Nachinventarisierung mit einhergehender Nummernvergabe verhalf nun der Ampel aufgrund ihres sinnlichen Reizes und der geschichtsträchtigen Objektbiographie[4] zu einer Veröffentlichung in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde.

Die Ampel könnte ein ewiges Licht aufnehmen, das in katholischen Kirchen in der Nähe des Tabernakels angebracht, vor der Ikonostase in orthodoxen Gotteshäusern oder über dem Toraschrein in Synagogen hängend an die Gegenwart Gottes erinnern soll. Da diese Ampel unmittelbar nach ihrer Fertigstellung dem Museum übergeben wurde, hat sie nie eine derartige Funktion erfüllt. Sie ist ein Beispiel für herausragende Handwerkskunst, wie sie in Südosteuropa betrieben wurde. Filigranarbeiten sind in dieser Region noch heute von Bedeutung.[5]

Dagmar Butterweck

4 Karl I. regierte von 1916–1918 die österreichisch-ungarische Monarchie. Er war der letzte Kaiser von Österreich (König von Ungarn bis 1921). 2004 wurde Karl I. von Papst Johannes Paul II. für seine Bemühungen um die Beendigung des Ersten Weltkriegs selig gesprochen. Der Einsatz von Giftgas während der 12. Isonzo-Schlacht 1917 ließ allerdings viele Gegenstimmen laut werden.

5 Arne Eggebrecht (Hg.): Albanien: Schätze aus dem Land der Skipetaren. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Roemer- und Pelizaeus-Museum, Hildesheim, 18.7.–20.11.1988. Mainz, Zabern 1988, 476 S., zahlr. Ill.

Die Vendetta-Maske, Anonymous und das Museum

Die Vendetta-Maske ist das Symbol der mittlerweile medial-global wirkenden Bewegung »Anonymous«. Die Maske greift indirekt die Figur des Guy Fawkes (1570–1606) auf. Der Katholik Fawkes versuchte am 5. November 1605 das englische Parlament in die Luft zu sprengen, scheiterte und wurde hingerichtet. Die alljährliche Bonfire Night in Großbritannien erinnert an dieses Ereignis. 1982 griffen Alan Moore und David Lloyd in ihrem Comic *V wie Vendetta* die Figur des Guy Fawkes auf und kreierten eine Widerstands- und Rächerfigur, die ihre Identität hinter einer Maske verbarg, die wiederum zum Emblem der gegenwärtigen Anonymous-Bewegung wurde. Im Jahr 2006 folgte eine gleichnamige Filmproduktion. Die Handlung spielt in einer dystopischen Gesellschaft in einem London der Zukunft. »V« ist ein maskierter Freiheitskämpfer, der gegen den autoritären Staat kämpft. Gleichzeitig verfolgt er einen persönlichen Rachefeldzug, der auch den Namen des Comics begründet – Vendetta, die Blutrache.

Anonymous als Internet-Kollektiv entstand aus so genannten *imageboard groups* oder *chans* (für channel), Diskussionsforen also, die auf Grundlage von gezeichneten Fantasiefiguren Chat-Dialoge entwickeln. Im Gegensatz zu den meisten anderen sozialen Plattformen, wie Twitter oder Facebook, ist es dort nicht möglich, sich als User anzumelden und eine Identität zu erhalten. Ein Namensfeld existiert zwar, eingetragene Namen können aber ebenfalls von anderen NutzerInnen verwendet werden. Daher wird dieses Feld zumeist leer gelassen, und als automatischer Eintrag erscheint »anonymous«.

Medial wahrgenommen wurde Anonymous erstmals 2008 mit Protesten gegen die us-amerikanische religiöse Bewegung Scientology, anläßlich einer Ordensverleihung an eines ihrer prominentesten Mitglieder – Tom Cruise. Die Versuche von Scientology, Kritik wie Proteste im Internet einzudämmen, bewirkten eine Dynamisierung der Gegenbewegung bis hin zu physischen Demonstrationen vor deren religiösen Zentren. Zu diesem Zeitpunkt verstärkte sich auch die visuelle Repräsentation der Vendetta-Maske.

Im Jahr 2010 rückte das lose Kollektiv im Zuge der Wikileaks-Affäre rund um Julian Assange in die Wahrnehmung einer breiten Öffentlichkeit. Die Bewegung wurde dabei medial auf ein »Hacker-Kollektiv« reduziert. Heute hingegen steht Anonymous für ein sys-

temkritisches, aktivistisches Kollektiv mit einem Repertoire an Symbolen und rhetorischen Formeln:

We are Anonymous.
We are Legion.
We do not forgive.
We do not forget.
Expect us.[1]

Neben anderen ikonographischen Elementen dient vor allem die Maske der Zuordenbarkeit zu einer entpersonifizierten Bewegung, zu einer bestimmten kollektiven Identität, die keine definierte Führung hat. Die vielfachen Aktionen von Anonymous und deren Auswirkungen sind in den Medien aktuell zu verfolgen. Die globale Bewegung hat sich dabei im Verlauf der jüngeren Vergangenheit auch »regionalisiert« – AnonAustria ist ein solcher Ableger. Als grundsätzliche Ziele von Anonymous werden die Erhaltung der Meinungsfreiheit sowie Presse- und Informationsfreiheit gesehen. Ihr digitaler Aktionismus soll Debatten zu diesen Themen auslösen. So gab es in den Jahren 2010 bis 2012 in Österreich einige relevante Angriffe auf Datenbestände und Webseiten unterschiedlichster Unternehmen und politischer Parteien sowie Organisationseinheiten. Die Tageszeitung *Der Standard* bezeichnete das Auftauchen der Maske bei Straßenaktionen und die gleichzeitigen digitalen Operationen als Aufeinandertreffen von ernsthaften politischen Anliegen und juvenilem Übermut.[2]

Im Verlauf des Herbstes 2011 vermittelten neben anderen Medien vor allem Tageszeitungen und Journale eine Omnipräsenz der Bewegung. Mit einer kurzen, unsystematischen Auswahl von Zeitungsmeldungen soll im Folgenden auf die globale wie regionale emblematische Karriere der Vendetta-Maske verwiesen werden.[3]

1 siehe z.B. http://www.youtube.com/watch?v=AmzHXxeNwU4 (Zugriff: 24.5.2012)

2 Der Standard, 14.10.2011, http://derstandard.at/1318461266908/Die-Aktionen-von-Anonymous-loesen-zunehmend-ambivalente-Reaktionen-aus (Zugriff: 15.5.2012).

3 Die im Zuge des Objektankaufs gesammelten Zeitungsausschnitte geben Einblicke in aktuelle Verwendungszusammenhänge der Vendetta-Maske. An dieser Stelle sei an einen Tagungsband des im Jahr 1992 geschlossenen Instituts für Gegenwartsvolkskunde erinnert: Klaus Beitl (Hg.): Methoden der Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. Referate des 1. internationalen Symposions des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von 10. bis 11. Mai 1983 in Mattersburg, Wien 1988. Der Volkskundler und Kunsthistoriker Rolf Thalmann, bis 2009 Leiter der Plakatsammlung des seinerzei-

Abb. 1 U-Bahnstation Thaliastraße, Wien, 12.9.2011
Abb. 2 Graffiti, Café Tacheles (Toilette), Wien, November 2011
Beide Fotos: Matthias Beitl

»Auf der Straße des Geldes« titelte die *Berliner Morgenpost* in der Printausgabe vom 14. Oktober 2011 (S. 1). Es geht gegen die »Machenschaften der Banken«. In New York demonstrieren die Kapitalismuskritiker der Occupy-Wall-Street-Bewegung. Das Titelbild zeigt drei Personen mit Vendetta-Masken. Menschen »wehren sich mit Masken und Dollar-Noten«, so die Bildunterschrift.

In der Wirtschaftkrise wird die Maske zu einem Symbol der Kapitalismuskritik, des Protests überhaupt, und zwar in der Aktion wie in der Rezeption. Menschen ergreifen das Zeichen des Widerstandes, maskieren sich und tragen etwa ein Protestplakat mit der Aufschrift: »No more Wall Street White House!« vor sich her.[4] Medien – FotografInnen wie Bildredaktionen – wählen unter Tausenden anderen möglichen Aufnahmen von Protestierenden dieses Sujet aus, da es aussagekräftig erscheint und vor allem im politisch-ästhetischen Diskurs als rezentes Emblem funktioniert.

Der Wirtschaftsteil der Zeitung *Der Standard* vom 22./23. Oktober 2011 (S. 10) wirft einen Blick nach Berlin und spricht vom »Aufstand der Vendetta-Maske«. Globales Grundeinkommen wird dort gefordert, es wird gegen die Macht der Finanzwelt demonstriert. Der Autor Bert Rebhandl analysiert in dem Artikel im Ansatz die Wirkkraft der Maske und ihrer Bedeutungsgenese, nicht ohne darauf zu verweisen, dass die Analogie zu ihrer ursprünglichen Geschichte bei der gegenwärtigen Instrumentalisierung nur Nebensache blieb. Wichtig, so schreibt er, ist: »Dem Volk voraus geht eine revolutionäre Avantgarde, die ebenso stil- wie treffsicher ist.«

Im November 2011 ist die Occupy-Bewegung in Moskau wahrnehmbar. Analog zu New York formieren sich Versammlungen im Zentrum der Stadt, Verhaftungen werden durchgeführt, Fotografien zeigen, wie Polizisten einen Mann mit hochgezogener Vendetta-Maske abführen. Ende 2011 verdichten sich auch hier die medialen Kombinationen der Begriffe Occupy und Vendetta.

tigen Gewerbemuseums Basel und systematischer Sammler von Zeitungsartikeln, betitelte seinen Beitrag »Politische und Militärische Folklore – ein neues Arbeitsgebiet der Volkskunde?«. Thalmann plädierte dafür, dass sich die Volkskunde vermehrt staatlichen und militärischen Zeremonien und Ritualen – einer politischen Folklore, wie er es zusammenfasste – widmen solle, da sie dafür das geeignete Sensorium wie Instrumentarium hätte. Ebd., S.165–168.

4 Bildquelle siehe: Der Standard, Printausgabe, Montag, 17.10.2011, S.10.

Das österreichische Massenblatt *Heute* meldet am 5. Dezember 2011 (S. 15) unter der Rubrik *Wien Heute* einen Überfall auf ein Elektrogeschäft im Bezirk Brigittenau. Der Täter verbarg sein Gesicht hinter einer Vendetta-Maske. Rechnete er damit, mit einem allgemein akzeptierten Symbol politischen Widerstands nicht mehr aufzufallen?

Der *Kurier* berichtet am 3. März 2012 (S. 13) von Protesten gegen ACTA, dem »Internetgesetz«. Das Bild zum Beitrag zeigt Menschen, die Transparente und Vendetta-Masken in die Höhe halten. Schon am 23. Februar 2012 (S. 26) war im *Der Standard* zu lesen, dass Polen als eines der ersten EU-Länder ACTA nicht ratifiziert hatte. Das Bild zum Beitrag ist eine Aufnahme der polnischen Parlamentarier in den Sitzungsreihen. Alle im Bild sichtbaren Personen tragen eine vereinfacht gezeichnete Version der Vendetta-Maske. Das Symbol von Anonymous ist also bereits in die Parlamente vorgedrungen. Diese Karriere ist insofern erstaunlich, da offensichtlich niemand die Bedeutungsgeschichte der Maske hinterfragt. Denn im Film *V wie Vendetta*, der einen der wesentlichen Bausteine der symbolischen Aufladung des Objekts darstellt, führt der Weg zur Revolution über terroristische Aktivitäten. Man könnte also denken: Was auf der Straße und im Internet noch unscharf bleiben kann, sollte im Parlament hinterfragt werden. Fakt ist, die Maske ist nunmehr in jenem gesellschaftlichen bzw. politischen Milieu angekommen, gegen das sie sich eigentlich richtet. Auch in Österreich haben die Grünen im Zusammenhang mit ACTA die Vendetta-Maske ins Parlament gebracht. Die Wochenzeitung *Der Falter* betitelt in der Ausgabe 6/2012 (S.16) eine Glosse: »Guy Fawkes sitzt im Bundesrat: Die Grünen kämpfen gegen ACTA«. Und weiter: »Bei Demos gehört sie schon zur Standardausstattung, nun hat sie auch im Bundesrat Einzug gehalten: die Guy-Fawkes-Maske«.

Aus dem Blickwinkel der Medienwissenschaften beleuchtet aktuell u.a. Jana Herwig das Phänomen von »Anonymous«. Nach Herwig ist diese Bewegung in den letzten Jahren zu einem Katalysator des Mediendiskurses geworden und hat dabei Politik, Gesetzgebung und Netzkultur beeinflusst.

Nicht nur die »Konstitutionsszenarien von Protestbewegungen« – wie Herwig die gegenwärtigen Dynamiken in der Protestkultur beschreibt – werden durch den Social-Media-Bereich wesentlich verändert, das Alltägliche steht schlichtweg zur Disposition. Es geht hier u.a. um die Auflösung der Grenzen von Arbeit und Freizeit und die Transformation der Privatsphäre hin zu einer Diskursplattform.

Abb. 3 Vendetta-Maske, Österreichisches Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 85.312

Wie letztlich auch die Politik versucht, an diesen dynamischen Veränderungsprozessen zu partizipieren, konnte in Österreich jüngst anhand verschiedener Social-Media-Versuche und -Fehlschläge mitverfolgt werden. Zu nennen sind hier beispielsweise die Facebook-Aktivitäten der SPÖ rund um Bundeskanzler Faymann. Auch die individuelle Informations- und Wissenbeschaffung ist im Fluss. Unser beliebtestes Lean-Back-Medium, das Fernsehen, muss sich ernsthaft Gedanken machen, wie seine eigene Position in der Gesellschaft in fünf bis zehn Jahren zu bewerten ist.[5] Das Gros der Jugendlichen beschafft sich heute Informationen und vor allem Unterhaltung aus dem Internet.

Vor dem Hintergrund solcher veränderter Wahrnehmungsgewohnheiten hat sich ein kulturhistorisches Museum, zumal ein volkskundlich/enthnographisches, Fragen über seine Zukunft als Sammlungs-,

5 Siehe dazu: Die Presse: Abschied vom Lagerfeuer der Nation, 3.12.2011, S. 1.

Wissens- und Bildungsort zu stellen. Die Vendetta-Maske bietet einmal mehr Gelegenheit dazu, das gegebene museologische Umfeld zumindest gedanklich zu erweiteren bzw. zu hinterfragen.

Das Objekt mit der Inventarnummer 85.312 wurde im Juni 2011 um € 12,94 per Internet auf Grund der massiven medialen Präsenz angekauft. *Made in China* und unter Lizenz des Time-Warner-Medienkonzerns – ein Wermutstropfen der Protestbewegung, die das Symbol verwendet und somit zu den Umsätzen ihrer Gegenwelt beiträgt.

Die Kunststoffmaske ist auf Grund ihrer »gezeichneten« Herkunft aus einem Comic vordergründig keine Ergänzung der bestehenden Maskensammlung des Museums[6], wiewohl die Frage gestellt werden kann, wann und wieviel sozial gegenläufiges Potenzial in die Verwendung der Masken im Zuge von Brauchkontexten gelegt wurde. Eine in diesem Kontext befragte Maskensammlung eröffnet jedoch einen neuen Blickwinkel auf das schon lange nicht mehr verwendete Material und schafft einen Zugang für rezente Erweiterungen des Bestandes.

Matthias Beitl

6 Leopold Schmidt hat anläßlich des sechzigjährigen Bestehens der Vereins für Volkskunde einen Überblick zur Maskensammlung des Museum geliefert: Leopold Schmidt (Hg.): Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung. Wien 1955.

Zum Mythos »Anonymous« im Web:
Anonymous – A Tale in 10 Videos
http://www.wired.com/threatlevel/2011/11/anonymous-a-tale-in-10-videos/?pid=185

Chronik der Volkskunde

Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2011

Einführung

Das Österreichische Museum für Volkskunde präsentierte im Jahr 2011 ein umfangreiches Programm und konnte sich regen Zuspruchs seitens der BesucherInnen, der Medien und von FachkollegInnen aus dem In- und Ausland erfreuen. Die über zweieinhalb Jahre gelaufenen Gespräche zur Gründung eines neuen Kulturmuseums am Heldenplatz, das aus einer Fusion von Volks- und Völkerkundemuseum hätte entstehen sollen, fanden im Mai 2011 ein Ende. Die für dieses Museum seitens des Bundesministeriums für Unterricht Kunst und Kultur und des KHM-Verbundes angebotenen rechtlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen wichen hinsichtlich der nötigen Autonomie zu weit von dem von einer ExpertInnengruppe erarbeiteten Grundlagenpapier ab, als dass dies eine sinnvolle Option für unser Museum dargestellt hätte. Das bedeutete, dass die Arbeit am Standort Gartenpalais Schönborn wie gehabt fortgesetzt wurde.

Veranstaltungskalender 2011

13.1. Christliche Heilige. Katholische und evangelische Sichtweisen und ihre Auswirkung auf die gelebte Frömmigkeit. Diskussionsrunde mit MMag. Dr. Regina Polak MAS, Institut für Praktische Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, Mag. Andreas Fasching, Pfarrer der evangelischen Gemeinde Wien-Liesing, Moderation: Mag. Kathrin Pallestrang

18.1. Nationale Selbstheiligung und politische Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Führung durch die Votivkirche mit

Dr. Jens Wietschorke, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien

20.1. Helden der Kohäsion. Politische und sakrale Heilige und ihre Funktion in Rumänien und Südosteuropa. Vortrag von Mag. Florian Kührer, Universität Wien

27.1. Nationen und Heilige. Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Ernst Bruckmüller, Universität Wien

3.2. Koloman und Leopold. Der Heilige und das Heilige als Herausforderung für Wissenschaft und Gesellschaft. Vortrag von ao.Univ.-Prof. Mag. Dr. Meta Niederkorn, Universität Wien

10.2. Alle heiligen Zeiten – Lieder und Texte im Jahreskreis. Buchpräsentation von Dr. Helga Maria Wolf, Prof. Walter Deutsch, Norbert Hauer

13.2. Finissage: Heilige in Europa. Kult und Politik, Vorführung des Films »Lourdes« von Jessica Hauser

3.3. Ausstellungseröffnung: Feste.Kämpfe 100 Jahre Frauentag

18.3. Internationale Frauenrechte: ¿Cómo, cuándo y dónde? Diskussion mit Sonia Pierre, Menschenrechtsaktivistin aus der Dominikanischen Republik und Ulrike Lunacek, Sprecherin der europäischen Grünen; eine Veranstaltung in Kooperation mit Wide – Netzwerk Women in Developement Europe

18.3. Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition. Buchpräsentation

26.3. In-Anspruch.Nehmen. Führung zu temporären Kunstprojekten im öffentlichen Raum

7.4. »100 Jahre und was jetzt?« Lesung und Lieder mit Elfriede Hammerl und Christina Zurbrügg

8.4. Ordentliche Generalversammlung 2011 des Vereins für Volkskunde, Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Timo Heimerdinger »Verwickelt, aber tragfähig«

7.5. Lob der Frauen. Frauen um Johann Strauß. Konzert mit Laura-Magdalena Scriparu, Gesang, Metropolitan Kammerorchester Wien, Dirigent: Robert Fontane, Moderation: Irmtraut Karlsson; Präsentation der Forschungsergebnisse von Dr. Eva Maria Stöckler; veranstaltet vom Kulturverein der Freundinnen und Freunde der Josefstadt

12.–14.5. Arbeit im Lebenslauf. Tagung des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Kooperation mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde

19.5. Körperpolitiken: Wie selbstbestimmt ist die Frau von heute? Podiumsdiskussion mit Gabriele Heinisch-Hosek, BM für Frauen und öffentlichen Dienst, Beate Wimmer-Puchinger, Frauengesundheitsbeauftragte der Stadt Wien, Andrea Weidler, Geschäftsführerin der Agentur »Wiener Models«, Univ.-Doz. Dr. Artur Worseg, plastischer Chirurg, Moderation: Lisa Nimmervoll, Redakteurin der Tageszeitung Der Standard. Eine Veranstaltung der SPÖ Frauen

26.5. Recomposed. Konzerte mit Liedern zum Frauentag. Mit Ulli Mayer

27.5. Für ein besseres Leben. Wohltäterinnen, Reformerinnen und die Wissenschaft in der Josefstadt. Frauenspaziergang mit Irmtraut Karlsson

7.6. »Namen erzählen Geschichte«. Gesprächsabend mit emer. Univ.-Prof. Dr. Michael Mitterauer. Veranstaltung des Österreichischen Museums für Volkskunde, der »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen« am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien und dem Böhlau Verlag aus Anlass der Präsentation des Bandes »Traditionen der Namengebung. Namenkunde als interdisziplinäres Forschungsgebiet«.

9.6. Keramikfahrt zu BildhauerInnen und KeramikerInnen in Niederösterreich und im Burgenland. Busexkursion des Vereins für Volkskunde

9.6. Den Frauen ihr Recht. Vorträge und Podiumsdiskussion mit Marianne Saxl, Künstlerin aus der Josefstadt, Helene Klaar, Rechtsanwältin, ao. Univ.-Prof. Ilse Reiter-Zatloukal, Institut für Rechts- und Verfassungsgeschichte, Bezirkspolitikerinnen der Josefstadt und Irmtraud Karlsson

16.6. Volksgesundheit in China und die Traditionelle Chinesische Medizin. Vortrag von Prof. Luo Ti-lun, Jinjiang Hochschule, Chengdu, China

19.6. Jazzbrunch der 5 Wiener Soroptimist International Clubs

21.6. Ausstellungseröffnung: Objekte im Fokus: Von Dreideln,

	Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum
7.7.–26.8.	espressofilm – Kurzfilm einen Sommer lang. Donnerstags und freitags ab 21.30 Uhr (Juli) bzw. 20.30 Uhr (August) im Garten des Österreichischen Museums für Volkskunde
8.9.	Kuratorinnenführung durch die Sonderausstellung Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum
1.10.	Lange Nacht der Museen. Begegnung der Feste unter dem Titel »Frohe Weihnachten! Happy Chanukka! Schöne Ostern! Frohes Pesach! Chag sameach! Alles Gute zur Taufe! Mazel Tov!« sowie »Inkognito. Ein Vermittlungsprojekt zur Langen Nacht«
26.10.	Ausstellungseröffnung: Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer
2.11.	Der filmische Blick im Museum. Vortrag mit Filmscreening von Dr. Maria Fritsche, Department of History and Classical Studies, Norwegian University of Science and Technology, Trondheim. Moderation: Mag. Birgit Johler
3.11.	Wer ist ein Slowake, wer eine Slowakin? Konstruktion des »Slowakentums« in Vergangenheit und Gegenwart. Vortrag von Gabriela Kiliánová, PhDr., CSc., Institut für Ethnologie, Slowakische Akademie der Wissenschaften, Bratislava
08.11.	Michael Lüders »Die arabische Revolution«. Podiumsdiskussion mit Michael Lüders, Nahostexperte, Stephan Procházka, Arabist, Cengiz Günay, Politikwissenschafter, Helmut Krieger, Soziologe, Moderation: Gudrun Harrer, Der Standard
11.11.	Ausstellungseröffnung: Familienmacher. Vom Festhalten, Verbinden und Loswerden
22.11.	Toni Distelberger. Von der Liebe erzählen. Buchpräsentation des 64. Bandes der Reihe »Damit es nicht verloren geht …« des Böhlau Verlages
24.11.	»In weiter Ferne, so nah« – Transnationale Familien zwischen virtueller Nähe und Distanz. Vortrag von Dr. Karen Körber, Soziologin, Philipps-Universität Marburg
27.11.	Ausstellungseröffnung: Betlehemy. Keramikkrippen aus der Slowakei

27.11. Erbstücke und Altlasten. Workshop mit Kathrina Dankl
1.12. Traditionelle Volkstrachten der Slowakei im Werk von Ignác Bizmayer. Vortrag von L'ubica Vol'anská, Mgr., PhD und Juraj Zanoc, PhD, CSc
1.12. Sonderführung Bauernmöbel im Dorotheum mit Dir.i.R. Hon.-Prof. HR Dr. Franz Grieshofer
11.12. Fest verbunden, bin gleich da. Workshop mit Karin Schneider

Ausstellungen 2011

Heilige in Europa. Kult und Politik

26. Oktober 2010 bis 13. Februar 2011
Kuratierung: Herbert Nikitsch, Kathrin Pallestrang
Wissenschaftliche Assistenz: Barbara Schaffer-Weinzettl
Organisation: Elisabeth Egger, Susanne Oberpeilsteiner

Seit der Frühzeit des Christentums stehen Heilige im Zentrum katholisch-religiösen Lebens und Erlebens. Als Fürbitter und Schutzpatrone werden sie angerufen und um Beistand gebeten, als Vorbilder und Zeugen eines heiligmäßigen Lebens in der Nachfolge Christi sind sie Gegenstand bewundernder Ehrfurcht und pietätvoller Nachahmung. Heilige und ihr Kult wurden und werden aber auch in den Dienst verschiedener säkularer – weltanschaulicher und politischer – Vorstellungen genommen. Dabei wird nicht nur auf traditionelle religiöse Vertrauens- und Verehrungsgestalten zurückgegriffen, es werden auch neue Kultfiguren und Hagiographien geschaffen.

So ging es in dieser Ausstellung nicht nur um den Einsatz, sondern auch um die Transformierung des katholischen Heiligenkults zu profanen Zwecken. Es wurden vor allem Heilige vorgestellt, deren Patronat sich über einen größeren geographischen bzw. administrativ-politischen Raum erstreckt – auf Regionen, auf Länder, auf ganz Europa. Thematisiert und illustriert wurden dabei unter anderem folgende Bereiche: die kulturgeschichtlichen und zeitpolitischen Umstände der Kanonisation und der Zu- bzw. Umschreibung der Patronate; die Instrumentalisierung populärer Frömmigkeit für die Sakralisierung und damit Legitimierung von politischer Herrschaft; Motive und Prakti-

ken bei der Erhebung von Heiligen zu den Altären der Kirchen und der Politik; die offiziellen Formen der Propagierung weltlich funktionalisierter Heiligenverehrung und deren Akzeptanz im traditionell-religiösen Milieu.

Die Ausstellung »Heilige in Europa. Kult und Politik« wurde für 11. Mai bis 16. Oktober 2011 vom Diözesanmuseum Graz übernommen.

Abb.1 und 2: Heilige in Europa. Kult und Politik
© ÖMV/Paul Prader

Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag
4. März bis 30. Juni 2011
Kuratierung: Heidi Niederkofler, Maria Mesner, Johanna Zechner
Organisation: Birgit Johler, Elisabeth Egger

Hundert Jahre nach Ausrufung des Internationalen Frauentages präsentierte das Österreichische Museum für Volkskunde mit dieser Jubiläumsausstellung sehenswerte Ergebnisse eines vielschichtigen Forschungsprojektes des Kreisky-Archivs. Von den ersten Demonstrationen für das Frauenwahlrecht auf der Wiener Ringstraße vor dem Ersten Weltkrieg bis zur Aneignung und Institutionalisierung der Frauentage durch autonome Frauengruppen seit den 1970er Jahren: die Ausstellung dokumentierte anhand eindrucksvoller Bild-, Ton- und Filmdokumente die wechselvolle Geschichte des Frauentages in den Kontexten gesellschaftspolitischer und kulturgeschichtlicher Rahmenbedingungen.

Parallel zu Ausstellung und Veranstaltungen thematisierten temporäre Kunstinterventionen im öffentlichen Raum Wiens die Vielzahl von historischen und gegenwärtigen feministischen Utopien und emanzipatorischen Kämpfen innerhalb unserer Gesellschaft. Die Ausstellung war eine Kooperationsveranstaltung des Österreichischen Museums für Volkskunde mit dem Kreisky-Archiv und dem Johanna Dohnal Archiv.

Abb. 3 und 4: Feste. Kämpfe. 100 Jahre Frauentag
© ÖMV/eSel

Mit der Publikation »Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition« erschien außerdem im März 2011 ein noch ausständiges Überblickswerk über die hundertjährige Geschichte des Frauentages in Österreich.

Die Ausstellung »Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag« wurde für 4. September 2011 bis 11. März 2012 vom Frauenmuseum Hittisau (Vbg.) übernommen.

Objekte im Fokus
Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum

22. Juni bis 16. Oktober 2011
Ein Projekt mit Studierenden im Rahmen der Lehrveranstaltung »Jüdisches im Museum – Sammeln und Ausstellen 1900–2011« am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien unter der Leitung von Birgit Johler und Barbara Staudinger

»Jüdische Dinge« oder »Judaica« sind nicht nur in Jüdischen Museen zu finden. Auch das Österreichische Museum für Volkskunde beherbergt eine solche Sammlung, die bis 1938 in den Schauräumen des Museums ausgestellt war. Nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich wurde sie abgeräumt, magaziniert und nicht mehr aus-

Abb. 5 und 6: Objekte im Fokus: Von Mazzes, Dreideln und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum
© Alexander Kubik

gestellt. 2011, 73 Jahre nach der Schoah, wurden 20 Objekte aus diesem Fundus durch TeilnehmerInnen eines Seminars am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien bearbeitet.

Ergebnis des Seminars war eine Ausstellung, die von Birgit Johler und Barbara Staudinger gemeinsam mit den Studierenden konzipiert wurde und die sich mit jüdischen Dingwelten und mit den Sammlungsgeschichten bzw. der musealen Praxis auseinandersetzte. Die »Jüdischen Dinge« sind Dinge ohne Erinnerung – vielfach existieren nur spärliche Informationen im Inventarbuch. Trotzdem sind sie »Zeitzeugen« bzw. Informationsträger: Sie wurden nach verschieden gelagerten Kontexten und Geschichten befragt, dazu gehörten Fragen nach stereotypen Bildern oder musealen Zuschreibungen ebenso wie Fragen im Kontext von »Arisierung« bzw. bedenklichen Erwerbungen.

Die Ausstellung wurde als Ausstellung mit Werkstattcharakter angelegt. Angestrebt war weder ein Anspruch auf Vollständigkeit noch die Darstellung des jüdischen Jahres- oder Lebenskreises. Vielmehr thematisierte die Ausstellung eine im Museum verräumte und vergessene Sammlung in ihren verschiedenen Bedeutungen.

Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer

26. Oktober 2011 bis 12. Februar 2012
Kuratierung und Organisation: Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik, Elisabeth Egger

Zwischen 1945 und 1989 wurde in der Tschechoslowakei der Ehrentitel »Nationalkünstler« verliehen. Der Keramiker Ignác Bizmayer erhielt ihn 1982 für sein Werk. Er beschäftigt sich darin intensiv mit der Landbevölkerung, ihren Trachten, ihren Legenden und ihrer Frömmigkeit. Der heute 90-jährige Slowake reiht sich damit unter jene Nationalkünstler, die das Bild der Slowakei im Verlauf des 20. Jahrhunderts geprägt haben. Die Ausstellung gruppierte ausgewählte keramische Einzelfiguren, Figurengruppen, Bildplatten und Wandteller mit Reliefs in der Mulde nach ethnografischen Themenkreisen. Sie zeichnete Bizmayers Leben parallel zur nationalen Geschichte nach und beleuchtete kulturhistorisch das Prädikat »Nationalkünstler« und dessen Bedeutung von 1945 bis 1989. Den Schwerpunkt der Schau bildete Bizmayers künstlerisch-handwerkliches Oevre.

Abb. 7: Figurale Keramik aus der Slowakei
© ÖMV/Christiane Blumauer

Diese Ausstellung war Teil des EU-Projekts »Creating the future« – Programm zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit Slowakei-Österreich 2007–2013.

Familienmacher.
Vom Festhalten, Verbinden und Loswerden
12. November 2011 bis 25. März 2012
Kuratierung: Kathrina Dankl, Tena Mimica, Lukasz Nieradzik und Karin Schneider unter der Leitung von Elisabeth Timm

Mit wem sind Sie verwandt? Wer macht die Familienfotos? Wie viel Verwandtschaft ist in Ihrem Handy? Wo lagern Sie ungeliebte Erbstücke? Wohin mit dem Bild vom Babybauch? Die Ausstellung zeigte, dass Dinge, die uns umgeben, Familienmacher sind. Dabei spielen Tradition und Bilderbuchfamilien ebenso eine Rolle wie Sehnsüchte und Lebensweisen. Die interaktiven Displays wurden in Workshops mit Bewohnerinnen des 8. und 16. Wiener Gemeindebezirks entwickelt; sie stehen für die partizipative Öffnung des Museums.

Abb. 8 und 9: Familienmacher. Vom Festhalten, Verbinden und Loswerden
© ÖMV/eSel

Betlehemy.
Keramikkrippen aus der Slowakei
27. November 2011 bis 12. Februar 20
Kuratierung und Organisation: Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik, Elisabeth Egger

Die Faszination, das Geschehen der Heiligen Nacht jedes Jahr aufs Neue lebendig werden zu lassen, steht hinter dem Bemühen, die Geburt Jesu in Form von Weihnachtskrippen künstlerisch umzusetzen. Die keramischen Arbeiten aus der Slowakei, gestaltet von Meistern der Volkskunst wie Viliam Bazlik, Ignác Bizmayer, Drahoslav Chalány, Jozef Franko, Maria und Oskar Hanusek, Ferdiš Kostka, Júlia Kováčiková-Horová, Dagmar Kratochvílová, Marián Liška, Ján Pečuk, Kornélia Püssová, Jana Randušková und Leopold Velan zeigten sich farbenfroh und ausdrucksstark. Manche KeramikerInnen ließen das weihnachtliche Geschehen in einem Haus spielen und kleideten ihre Figuren in slowakische Tracht. Für andere bot die Mulde eines breitrandigen Tellers den idealen Hintergrund für die plastische Szene. Typisch slowakisch waren die drei »kolednici«, Weihnachtsliedsänger, die an die Sternsinger erinnern. Außergewöhnlich war die Gestaltung der Weihnachtsgeschichte als Triptychon in Form eines Flügelaltares in Fayence.

Abb. 10: Betlehemy. Keramikkrippen aus der Slowakei
© ÖMV/Christiane Blumauer

neuerDings

Im Format »neuerDings« werden seit 2008 Neuerwerbungen oder Neuentdeckungen des Volkskundemuseums in Kleinausstellungen im Eingangsbereich des Museums präsentiert. Dafür sind Mikrostudien zum Kontext der Objekte erforderlich, die mit einer entsprechenden detaillierten Objektanalyse in regelmäßigen Abständen in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde erscheinen. 2011 wurden folgende Neuerwerbungen präsentiert:

– Quer durch Europa bis ins Museum. Ein Rucksack und seine Bedeutungsebenen (Kathrin Pallestrang)
– »Zum Andenken der Freundschaft«. Ein Frauenstammbuch aus dem 19. Jahrhundert (Nora Witzmann)
– Als der Quirl noch ein Christbaum war (Nora Witzmann)

Mitarbeit an Externen Ausstellungen

Zu den Anfängen der volkskundlichen Wissenschaft

Beitrag im Rahmen der NÖ Landesausstellung
»Erobern – Entdecken – Erleben«
Laufzeit: 16. April bis 15. November 2011

Zwei Mitarbeiterinnen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Birgit Johler und Kathrin Pallestrang, waren 2010 bis 2011 intensiv in die wissenschaftlichen Vorbereitungen für die NÖ. Landesausstellung 2011 in Petronell-Carnuntum, Bad Deutsch-Altenburg und Hainburg »Erobern – Entdecken – Erleben« eingebunden. Passend zu den besonderen Charakteristika der Region behandelte die Ausstellung ihre Veränderungen über Jahrtausende, von den Römern bis ins Heute. Neben Natur-, Kultur-, Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte wurden auch die technischen Entwicklungen beleuchtet. Die beiden Kuratorinnen gestalteten einen Abschnitt der Ausstellung in der Kulturfabrik Hainburg unter dem Titel »Zu den Anfängen der volkskundlichen Wissenschaft in Wien. Zwischen Semmering und Sarajevo«.

Modell Vorarlberg

Beitrag im Rahmen von »Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag«
auf Einladung des Frauenmuseums Hittisau
Laufzeit: 4. September bis 11. März 2012
Kuratierung: Birgit Johler

In Vorarlberg waren die Frau als Hausfrau und Mutter und der Mann als Ernährer der Familie über Jahrzehnte dominierende Rollenbilder, Ehe und Kinder gestalteten die persönliche Lebensplanung. Von kirchlicher wie auch von politischer Seite wurden diese tradierten Ideale und Werte lange Zeit mitgefestigt; zu Beginn der 1980er Jahre etwa war der Schutz und die Förderung von Ehe und Familie Teil der Landesverfassung.

Seit beinahe zwanzig Jahren erstellt das Mitte der 1980er Jahre eingerichtete Frauenreferat der Landesregierung laufend Berichte, die die Situation der Frauen in Vorarlberg im Vergleich zu den Männern bzw. im Vergleich zu Restösterreich dokumentiert, und nicht immer sind die Ergebnisse erfreulich.

Weder die bürgerliche noch die internationale sozialistische Frauenbewegung fand in Österreichs westlichstem Bundesland einen bemerkenswerten Niederschlag. Mitte der 1980er Jahre formierten sich jedoch auch in Vorarlberg frauenbewegte politische Gruppierungen. Den Bemühungen dieser Akteurinnen um die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern und um eine Bewusstmachung existenter Rollenbilder galt die Aufmerksamkeit dieses speziellen Ausstellungsteils.

Heilige in Europa. Kult und Politik

Die Ausstellung »Heilige in Europa. Kult und Politik« wurde für 11. Mai bis 16. Oktober 2011 vom Diözesanmuseum Graz übernommen. Die dafür nötigen kuratorischen Anpassungen wurden vom Team des ÖMV geleistet.

Abb. 11 und 12: Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag mit Ausstellungsteil »Modell Vorarlberg«, Frauenmuseum Hittisau
© Frauenmuseum Hittisau/Ines Agostinelli

Wissenschaft 2011

FWF-Projekt: Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche. Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950

Die Geschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien – das von seinen Sammlungsbeständen her größte volkskundliche Museum Österreichs – ist aus heutiger Perspektive für die Zeit des Austrofaschismus, des Nationalsozialismus und der ersten Jahre der Zweiten Republik unzureichend bearbeitet. Das dreijährige Forschungsprojekt untersucht die institutionelle und museale Praxis des Hauses vor dem Hintergrund sich ändernder politischer Machtverhältnisse. Ausgangspunkt und Grundstock des Projektes bildet ein bemerkenswerter und in weiten Teilen unbearbeiteter Quellenbestand, die Direktionsakten des Museums.

Durchführung: Mag.[a] Birgit Johler, Mag.[a] Magdalena Puchberger Projektförderung: Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) Bewilligungsdatum: 11. Mai 2009, Projektstart: 1. April 2010, Laufzeit: 3 Jahre. Das Projekt musste 2011 aufgrund von Karenzzeiten für mehrere Monate unterbrochen werden.

WWTF-Projekt: Doing kinship with pictures and objects: A laboratory for private and public practices of art

Das Projekt untersucht mit ethnographischen und künstlerischen Methoden das Verwandtschaft-Machen mit Bildern und Objekten. Ausgehend von einem weiten Kulturbegriff konzeptualisiert es diese populäre Bild- und Objektkultur als ästhetische Praxis und will sie daher auch mit künstlerischen Methoden untersuchen und repräsentieren. Das Projekt interessiert sich für diese Lebensformen als Praxis, also als Verwandtschaft-Machen mit und in Form von materieller (Objekte) und visueller Kultur (Bilder, Filme). Wissenschaft und Kunst treffen sich in einem experimentellen Labor im Österreichischen Museum für Volkskunde (siehe S. 6). Hier werden mit partizipativen Methoden Begegnungen der ProduzentInnen und NutzerInnen der Objekte und Bilder mit KuratorInnen, KünstlerInnen, KulturwissenschaftlerInnen nicht nur ermöglicht, sondern auch repräsentiert und

kulturwissenschaftlich untersucht, um so Museumsarbeit als Schnittstelle von populärer, künstlerischer und wissenschaftlicher ästhetischer Praxis zu entwickeln.

Einreicherin: Univ. Prof. Dr. Elisabeth Timm; Projektpartner: HR. Dr. Margot Schindler, Österreichisches Museum für Volkskunde, Univ.-Prof. Dr. Alison Jane Clarke, Universität für Angewandte Kunst, Wien; Dr. Karin Harrasser, SCR – Science Communications Research, Wien; Wissenschaftliches Team: Mag.ª Karin Schneider (Kunstvermittlerin, Kuratorin, Künstlerin), Mag.ª Tena Mimica (Sozialanthropologin), Mag. Lukasz Niedrascik (Europäischer Ethnologe), DI Kathrina Dankl (Designerin). Team ÖMV: Mag. Matthias Beitl, Mag. Herbert Justnik, Dr. Claudia Peschel-Wacha; Projketförderung: Art(s) and Sciences Call 2008 (wwtf) Projektstart: September 2009, Laufzeit: 3 Jahre

EU-Projekt: TRA-KER. Tradition aus Ton – Wege zur Wahrnehmung des keramischen Erbes/ Tradície z hliny – cesty za poznaním keramického dedicstva

Ziel des gemeinsamen Projekts des SNM-L'udovit Štúr Museums in Modra/SK und des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien ist es, das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit auf eine der ältesten handwerklichen Traditionen, der keramischen Produktion, zu lenken. Im Mittelpunkt stehen die Gebrauchskeramik und keramische Kunstwerke auf beiden Seiten der slowakischen und österreichischen Grenze. Das Projekt umfasst neben Ausstellungen in Wien (siehe oben) und Modra eine Forschungsstudie über zeitgenössische Töpfer der genannten Regionen, den wissenschaftlichen und fachlichen Austausch, Förderung der jüngeren Generation der Keramiker und den Aufbau eines permanenten Zentrums für zukünftige Präsentationen lokaler und überregionaler Aktivitäten mit Partnern. Zusätzlich soll das Projekt auch Impulse für den Tourismus beidseits der Grenze und in beiden beteiligten Institutionen setzen.

Einreicher: Slowakisches Nationalmuseum – L'udovit Štúr Museum in Modra, SK (GenDir. PDr. Rastislav Púdelka), Österreichisches Museum für Volkskunde (Dir. Dr. Margot Schindler); Wissenschaftliches Team: Dr. Claudia Peschel-Wacha, Mag.a Katharina Richter-Kovarik; Projektförderung: EU-Projekt Creating the Future – Programm

zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit Slowakei-Österreich 2007 bis 2013; Projektdauer: September 2010 bis Oktober 2012

Tagung: Arbeit im Lebenslauf
12. bis 14. Mai 2011

Eine Tagung des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien und des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Kooperation mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde.

Im Mittelpunkt der Tagung stand die Frage nach der Verteilung unterschiedlicher Formen und Phasen von Arbeit und Nicht-Arbeit über den Verlauf eines menschlichen Lebens. Wie wird mit diesen Formen und Phasen auf der mikro-strukturellen Ebene umgegangen, welche Effekte zeitigen sie auf der makrostrukturellen Ebene? Lebenslauf ist eine soziale Institution, die historischem Wandel unterworfen ist. Je nachdem, für welche gesellschaftlichen Gruppen, für welche räumlichen Kontexte und historischen Epochen, gelten jeweils andere Vorstellungen davon, was richtig oder normal sei. Wie gehen Individuen und Gruppen mit diesen Maßstäben, aber auch mit deren Veränderungen in der gesellschaftlichen und ökonomischen Organisation von Arbeit um? Die Entwertung beruflich erworbener Kompetenzen und Fertigkeiten ist nicht erst im 21. Jahrhundert zu beobachten, sondern schon in Phasen etwa der Protoindustrialisierung. Schließlich wurde auch nach aktuellen und historischen Zukunftsszenarien der Verteilung und Umverteilung von Arbeit auf die menschliche Lebenszeit gefragt.

Sonstige Aktivitäten

Jazzbrunch der fünf Wiener Soroptimist International Clubs
Sonntag, 19. Juni 2011

Bereits zum dritten Mal veranstalteten die fünf Wiener Soroptomist International Clubs und das Österreichische Museum für Volkskunde gemeinsam einen sommerlichen Jazz-Brunch, dessen Erlös zum Teil einem Projekt »Gewalt gegen Kinder und unter Kindern« und der Restaurierung eines Klappaltärchens des Volkskundemuseums zugute kam.

Abb. 13: espressofilm zu Gast im Garten des Volkskundemuseums
© espressofilm

espressofilm – Kurzfilm einen Sommer lang (2. Saison)
7. Juli bis 26. August 2011
Kuratiert von Doris Bauer und Lisa Neumann
Jeweils donnerstags und freitags ab 21.30 Uhr,
im Garten des Österreichischen Museums für Volkskunde

Zum zweiten Mal war espressofilm, das erste international ausgerichtete Sommerkino, in dem ausschließlich Kurzfilmproduktionen zur Aufführung gelangen, im Österreichischen Museum für Volkskunde zu Gast. An 16 Abenden wurde den BesucherInnen internationales Kurzfilmkino auf höchstem Niveau geboten. Die meisten der Filmvorführungen fanden erstmals in Anwesenheit der FilmemacherInnen statt. Im Anschluss gab es die Möglichkeit zu Publikumsgesprächen.

Programmschwerpunkt: rollen.wechsel

Das Österreichische Museum für Volkskunde erzählte von 4. März bis 30. Juli in der Jubiläumsausstellung »Feste. Kämpfe. 100 Jahre Frauentag« die Geschichte des Frauentages von den ersten Demonstrationen für das Frauenwahlrecht bis zur Aneignung und Institutio-

nalisierung der Frauentage durch autonome Frauengruppen seit den 1970er Jahren.

Im Zusammenhang mit der Ausstellung richtete espressofilm den Fokus dieser Auseinandersetzung auf gegenwärtiges Filmschaffen weiblicher Regisseurinnen und widmete einen wöchentlichen Fixtermin dem Programmschwerpunkt 2011. Die Geschichte des Kinos geht nur 15 Jahre weiter zurück als die Geschichte des Internationalen Frauentags. Frauen haben im Kino von Anbeginn eine zentrale Rolle gespielt, dennoch sind Frauen als Filmemacherinnen auch heute signifikant unterrepräsentiert. Die achtteilige Filmreihe rollen.wechsel sollte nicht nur auf dieses Missverhältnis aufmerksam machen, sondern gegenwärtiges weibliches Filmschaffen aus Europa feiern und Lust machen auf das breite und schillernde Spektrum inhaltlicher, ästhetischer und filmtechnischer Herangehensweisen von Regisseurinnen im Kurzfilmbereich, die gegen vorherrschende Bildernormen mit Beharrlichkeit und Ausdauer ihren eigenen Blick entwickelt haben. Für das Kino – für die Ästhetik seiner Ausdrucksformen und Inhalte – ist eine weibliche Perspektive unerlässlich, damit Film zu dem wird, was seine Faszination ausmacht: ein sinnlich erfahrbares Erlebnis, das ist »wie ein weit auf das Leben geöffnetes Auge, das mächtiger ist als das unsere, und das sieht, was wir nicht sehen« (Germaine Dulac, 1925).

Spielplan espressofilm 2011

Do, 7. 7.	special: she is the matador
Fr, 8.7.	special: von vätern und söhnen
Do, 14.7.	special: o! fortuna!
Fr, 15. 7.	festival: crossing europe
Do, 21.7.	filmemacherin: biljana garvanlieva
Fr, 22.7.	special: frachtschiff nach china
Do, 28.7.	filmemacherin: hito steyerl
Fr, 29.7.	special: they shoot music – don't they
Do, 4.8.	filmemacherin: kim longinotto
Fr, 5.8.	filmschule: dffb | berlin
Do, 11.8.	filmemacherinnen: barbara albert und christine a. maier
Fr, 12.8.	filmschule: unatc | bukarest
Do, 18.8.	festival: identities – queer film festival
Fr, 19. 8.	festival: vis vienna independent shorts

Do, 25.8. festival: internationales frauenfilmfestival dortmund | köln
Fr, 26.8. filmemacher: arash t. riahi

Wien-Besuch des Vereins »Forum Alte Spitze«
28. und 30. August 2011 im Volkskundemuseum

Die Textilabteilung – Kuratorin und Restauratorinnen – betreute an zwei Tagen hundert Mitglieder des Vereins »Forum Alte Spitze« und präsentierte dabei 60 Schürzen mit unterschiedlichstem Spitzenbesatz, 20 Beispiele, wie sie von Michael Haberlandt in den »Werken der Volkskunst« publiziert sind (Hemden, Hauben, Besätze, Krägen) und 20 Beispiele aus der Flöge-Sammlung. Dabei fand ein fruchtbarer Austausch zwischen Expertinnen über Materialien, Techniken und Datierungen statt.

Abb. 14: Präsentation aus unserer Spitzensammlung für »Forum Alte Spitze«
© ÖMV/Kathrin Pallestrang

Inkognito. Ein Vermittlungsprojekt zur Langen Nacht der Museen 2011
1. Oktober 2012

In Zusammenarbeit mit Hannah Landsmann, Leiterin der Abteilung Kommunikation und Vermittlung im Jüdischen Museum Wien, entstand im Rahmen des Seminars »Jüdisches im Museum – Sammeln und Ausstellen 1900–2011« (s. oben) die Idee für ein Vermittlungsprojekt, das in weiterer Folge von einer Gruppe Studierender und unter Betreuung von Hannah Landsmann und Birgit Johler ausgearbeitet wurde. *Inkognito. Eine Ausstellungsintervention* war Hauptprogrammpunkt des Volkskundemuseums in der Langen Nacht der Museen. »Querulanten« alias einzelne Studierende aus dem Seminar stellten während der inszenierten Führung lästige Fragen: »Ist das denn tatsächlich ein Lammknochen?« »Wie kommt so ein wertvoller Gegenstand wie ein Silberbecher 1939 in den Besitz des Museums?« »Macht die große Nase den Juden aus?« Die Museumsguide, ebenfalls eine Teilnehmerin der Lehrveranstaltung, reagierte das eine Mal entschuldigend, das andere Mal ausweichend, das dritte Mal nachdenklich usw. Tatsächlich blieben Fragen und Reaktionen der BesucherInnen nicht aus. »Aber die Figur ist doch eindeutig jüdisch!«, rief eine Besucherin, als das Keramik-Objekt der Runde vorgestellt und die Querulantin und die Museumsführerin gerade über die eigenen stereotypen Bilder im Kopf diskutierten. Die »einstudierte« Ausstellungsintervention verlor in Momenten wie diesen ihr gesichertes Terrain, die fingierte Guide antwortete jedoch auf alle ungeplanten Fragen und Einwände eloquent aus historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive, ohne ihre Kurzzeit-Rolle als Museumsmitarbeiterin aufzugeben.

Home Movie Day 2011
15. Oktober 2011

Zusammen mit dem Österreichischen Filmmuseum, dem Ludwig-Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft und der Wienbibliothek wurde der »Home Movie Day 2011« veranstaltet. Dabei handelt es sich um eine internationale Veranstaltung, der es um die Sichtbarmachung der Bedeutung von Amateurfilmen und die Stärkung des Bewusstseins für diese flüchtige Art von Dokument geht. Diese von Privatleuten gedrehten Filme gelten heute als wichtiges Element

der *Visual History*: nicht nur inhaltlich, als historische Dokumente, sondern auch in ihrem spezifischen Umgang mit dem Medium, dessen Praxis – unter anderem als private Erinnerungskultur – heute angesichts der zunehmenden Digitalisierung im Verschwinden begriffen ist. An diesem Tag war es möglich, eigene Filme oder gefundenes bzw. geerbtes Amateurfilmmaterial mitzubringen und von Fachleuten inspizieren und projizieren zu lassen.

In der gleichen institutionellen Kooperation mit der Österreichischen Gesellschaft für Zeitgeschichte, dem Österreichischen Filmmuseum und dem Ludwig-Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft fand vom 9. bis 11. Juni 2011 auch der Workshop »Private Eyes – Geschichte, Theorie und Praxis des europäischen Amateurfilms« zum Teil am Österreichischen Museum für Volkskunde statt. Beide Projekte wurden von Herbert Justnik betreut.

Abb. 15: Homemovieday 2011
© ÖMV/Herbert Justnik

Engagement von Museumsmitarbeiterinnen in Fachverbänden

Margot Schindler: Generalsekretärin des Vereins für Volkskunde; Stellvertretende Präsidentin des Museumsbunds Österreich; Stellvertretende Vorsitzende des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde; Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Österreichischen Volksliedwerks; Vorstandsmitglied des Vereins der Freunde der vom Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln, Vorstandsmitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

Matthias Beitl: Rechnungsprüfer, Museumsbund Österreich; Board-Mitglied und Webmaster http://icme.icom.museum/, ICME/International Committee for Museums of Ethnology von ICOM

Claudia Peschel-Wacha: Stellvertretende Vorsitzende des Österreichischen Verbands der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen, seit 2007 National Correspondent von ICOM/CECA in Österreich, seit 2009 Österreich-Korrespondentin des Netzwerks Bürgerschaftliches Engagement im Museum

Lehre

Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, Sommersemester 2011, Birgit Johler (gemeinsam mit Barbara Staudinger), Seminar: Jüdisches im Museum. Sammeln und Ausstellen 1900–2011 (2 std.)

Publikationen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. 65. Band der Neuen Serie (114. Band der Gesamtserie) mit 536 Seiten. Herausgegeben von Margot Schindler unter Mitwirkung von Franz Grieshofer und Konrad Köstlin. Redaktion: Birgit Johler (Abhandlungen, Mitteilungen, Chronik), Herbert Nikitsch, Timo Heimerdinger, Johann Verhovsek (Rezensionsteil).

Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volks-

kunde. Jahrgang 46, 10 Folgen, 100 Seiten. Redaktion: Dagmar Butterweck.

Heidi Niederkofler, Maria Mesner, Johanna Zechner (Hg.): Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition. (=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 93) Wien, Löcker, 2011, 343 S., zahlr. Abb.

Birgit Johler, Barbara Staudinger (Hg.): Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum. (= Objekte im Fokus, Band 1) Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2011, 87 S., zahlr. Abb. in Farbe

Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer/Figurálna keramika zo Slovenska. Národny umelec Ignác Bizmayer. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde Band 94) Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2011, 166 S, zahlr. Farbabb., Text in Deutsch und Slowakisch.

Tagungsteilnahmen und Fortbildung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

13.–14.1.	Bilder leben! Zur Theorie und Geschichte des Bildanimismus. Tagung am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien. Teilnahme: Herbert Justnik
16.1.	Schnittpunkt Veranstaltungsreihe: Gegen den Stand der Dinge. 01 Wo die Dinge stehen: Das Museumsdepot als Archiv. Teilnahme Elisabeth Egger
15.2.	Vernetzungstreffen Volkskunde/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie in Österreich, Graz. Teilnahme: Matthias Beitl, Birgit Johler, Margot Schindler
23.2.	Kulturmanagement Tage: Karriere mit Konzept: Motivation und Teamführung, Erfolgreiche Sponsorengespräche, Kultur-PR. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha
24.–26.3.	What kind of museum to talk about culture in the 21st century. International Scientific Meeting of the MuCEM, Marseille. Teilnahme: Margot Schindler (Referat)
31.3.–1.4.	Mitorganisation und Teilnahme an der Tagung »20 Jahre österr. Verband der KulturvermittlerInnen«. Claudia Peschel-Wacha

7.–10.4. Museumspädagogische Exkursion des Salzburger Arbeitskreises für Museumspädagogik nach Berlin. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha

27.5. Die totale Erfassung der Welt. Zur Geschichte fotografischer Messbilder Tagung am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien. Teilnahme: Herbert Justnik

21.–22.9. Analyse und Gestaltung von Strategien. Seminar an der Verwaltungsakademie des Bundes. Teilnahme: Elisabeth Egger

21.–24.9. Kultur_Kultur. Denken.Forschen.Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. in Tübingen/D. Teilnahme: Birgit Johler (Referat), Margot Schindler

25.–30.9. In Between. Culture of Dress between East and West. Jahrestagung des ICOM Costume Committee in Belgrad/Serbien. Teilnahme: Margot Schindler

29.9.–1.10. Bilder in historischen Diskursen. 3. Internationale Tagung zur Historischen Diskursanalyse am Institut für Kunstgeschichte in Wien. Teilnahme: Herbert Justnik

2.–5.10. Dissolving boundaries. Museological approaches to national, social and cultural issues. ICOM-ICME Jahreskonferenz in Banz/D. Teilnahme: Matthias Beitl

19.–21.10. European Year of Volunteering: European Heritage in our Hands. Tagung in Graz und Stübing. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha (Referat)

16.–19.11. Superstition. Dingwelten des Irrationalen. Tagung des Universalmuseums Joanneum, Abteilung Volkskunde in Graz im Rahmen des Forschungsprojekts forMuse. Teilnahme: Margot Schindler

19.10. Österreichischer Bibliothekartag 2011, Innsbruck. Teilnahme: Hermann Hummer, Birgit Johler (gemeinsamer Vortrag mit Herbert Nikitsch)

18.–19.11. Vortrag und Tagung »Deakzession« im Technischen Museum Wien, Gründung einer Arbeitsgruppe zum Thema, die ein Grundlagenpapier für den Österreichischen Museumstag 2012 vorbereitet. Teilnahme: Elisabeth Egger

24.–26.11. Weltmaschine Museum. Österreichischer Museumstag 2011 im Universalmuseum Joanneum in Graz. Teilnah-

me: Matthias Beitl (Präsentation im Rahmen der Sektion »Schauplatz des Wissens. Dreißig Objekte repräsentieren die Welt« und Experte in Gruppendiskussion), Margot Schindler (Expertin in einer Gruppendiskussion des Positionspapiers »Museum selbstbewusst« des Österreichischen Museumsbundes und von ICOM/Österreich)

Studienreisen und Exkursionen

9.6. Keramikfahrt zu BildhauerInnen und KeramikerInnen in Niederösterreich und im Burgenland. Busexkursion des Vereins für Volkskunde

Kooperationen und Leihverkehr

Externe Leihgaben

Kunsthistorisches Museum mit MVK und ÖTM wissenschaftliche Anstalt öffentlichen Rechts »Wald / Baum / Mensch« im Museum für Völkerkunde, Wien: 19 Objekte

Museen der Stadt Wien »Neusiedlersee – Das Meer der Wiener« im Wien Museum Karlsplatz: 1 Objekt

Museen der Stadt Wien »Angelo Soliman – Ein Afrikaner in Wien« im Wien Museum Karlsplatz: 5 Objekte

Kunst Haus Wien GmbH »HR Giger. Träume und Visionen« im Kunsthaus Wien: 17 Vitrinen

Niederösterreichische Museum Betriebs GmbH »Kraut & Rüben – Menschen und ihre Kulturpflanzen« im Landesmuseum Niederösterreich, St. Pölten: 1 Objekt

Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H. »Erobern – Entdecken – Erleben« im Römerland Carnuntum in der Kulturfabrik Hainburg: 37 Objekte

Kunstmeile Krems Betriebs GmbH »Von Engeln und Bengeln. 400 Jahre Kinder im Porträt« in der Kunsthalle Krems: 10 Objekte

Gemeinnützige Mistelbacher Museums und Kunst BetriebsgmbH

»HEXEN.ZAUBER« im MZM Museumszentrum Mistelbach: 5 Objekte
Kultur-Service Burgenland GmbH »Le petit Litz« – Wurzeln eines Genies im Liszt-Haus, Raiding: 5 Objekte
Land Oberösterreich als Rechtsträger der OÖ Landesmuseen »ESSEN unterwegs. Eine Ausstellung über Mobilität und Wandel« im Schlossmuseum Linz: 6 Objekte
Universalmuseum Joanneum Gmbh, Landwirtschaftliche Sammlung Schloss Stainz »Vielfalt und Einheitsbrei. Von der Kultur des Essens« im Landwirtschaftsmuseum Schloss Stainz: 2 Objekte
Diözese Graz-Seckau, Diözesanmuseum Graz »Heilige in Europa. Kult und Politik« im Diözesanmuseum Graz: 245 Objekte
Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin »WINDSTÄRKEN« im Deutschen Technikmuseum Berlin: 4 Objekte
Schweizerisches Nationalmuseum, Landesmuseum Zürich »Hast Du meine Alpen gesehen?« Eine jüdische Beziehungsgeschichte im Forum Schweizer Geschichte Schwyz: 3 Objekte
Total: 360 externe Leihgaben
Einnahmen aus dem Titel Leihgebühren: € 7.290,– exkl. Mwst.

Externe Dauerleihgaben

Bestattung Wien GmbH im Bestattungsmuseum Wien: 2 Objekte
Bezirksmuseum Döbling, Wien: 1 Objekt
Kultur-Service Burgenland GmbH im Haydn-Haus Eisenstadt: 4 Objekte
Verein »Österreichisches Jüdisches Museum in Eisenstadt« im Österreichischen Jüdischen Museum, Eisenstadt: 2 Objekte
Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft m.b.H. im Tirol Panorama, Innsbruck: 3 Objekte
Total: 12 externe Dauerleihgaben
Einnahmen aus externen Dauerleihgaben: € 90.– exkl. Mwst.

Objekte für interne Ausstellungen aus dem eigenen Sammlungsbestand

»Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer«: 4 Objekte

»Rodel« (neuerDings): 1 Objekt
»Quer durch Europa bis ins Museum« (neuerDings): 1 Objekt
»Zum Andenken der Freundschaft. Ein Frauenstammbuch aus dem 19. Jahrhundert« (neuerDings): 1 Objekt
»Als der Quirl noch ein Christbaum war« (neuerDings): 1 Objekt
»Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum« (Objekte im Fokus): 20 Objekte
Total: 28 interne Leihgaben

Leihnahmen

13 Leihgeber aus Österreich »Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag«: 244 Objekte
8 Leihgeber aus der Slowakei und Österreich »Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer«: 149 Objekte
7 Leihgeber aus der Slowakei »Betlehemy. Keramikkrippen aus der Slowakei«: 55 Objekte
Total: 448 interne Leihnahmen

Dauerleihnahmen

Bundesmobilienverwaltung Wien: 2 Objekte

Summe der Objektbewegungen: 838
Summe Einnahmen Leihverkehr: € 7.380,–

Sonstige Kooperationen

Botschaft von Rumänien, Wien; Department for History of Art, Faculty of Arts, University of Ljubljana, Slowenien; Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien; Institut für Judaistik, Universität Wien; Institut für jüdische Geschichte Österreichs, St. Pölten; Institut für Konservierung und Restaurierung, Akademie der bildenden Künste; Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien; Institut für Restaurierung und Konservierung, Universität für angewandte Kunst Wien; Jüdisches Museum Wien; Kindermuseum Baden, Schweiz; Korean National Research Institute of Cultural Heritage,

Daejeon, Korea; Musikverein Bad Leonfelden; OÖ. Landesmuseen, Linz; Wien Museum; Mährisches Landesmuseum Brünn; Ungarisches Nationalmuseum, Budapest; Kunstgewerbemuseum Budapest; Ethnographisches Museum Budapest; Ethnographisches Museum Ljubljana; Ethnographisches Museum Belgrad; Ethnographisches Museum Novi Sad; Central College Pella, Iowa, USA; KulturKontaktAustria, Kuratorium Wiener Pensionistenhäuser, Volkshochschule Wien Alsergrund; Bezirksmuseum Josefstadt, Musee Basque, Bayonne/F.

Besucherservice und Vermittlung

Die Vermittlungsabteilung unter der Leitung von Katharina Richter-Kovarik und Claudia Peschel-Wacha organisierte 150 Führungen und Programme in den Sonderausstellungen »Heilige in Europa. Kult und Politik«, »Feste. Kämpfe. 100 Jahre Frauentag«, »Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer«, »Familienmacher« und »Betlehemy – Keramikkrippen aus der Slowakei« mit über 2.500 TeilnehmerInnen. Seit der Ausstellung » Feste. Kämpfe. 100 Jahre Frauentag« verstärkt Birsen Yetişti das aus zehn Personen bestehende Vermittlungsteam. Sie hält Führungen für Frauen mit Migrationshintergrund auf Deutsch und Türkisch.

Weitere 5.000 Kinder und Jugendliche wurden in den 20 verschiedenen Vermittlungsprogrammen im Rahmen der ständigen Schau betreut. Im Rahmen des Internationalen Jahres der Wälder 2011 wurden die Programme »Alles aus Holz« und »Mal auf Holz« für Vorschulkinder und SchülerInnen im Pflichtschulalter entworfen. Die Tischlerei Griessner aus Neumarkt/Stmk. stellte freundlicherweise das Holz für die Kindergruppe kostenlos zur Verfügung.

Das Vermittlungsteam hatte an zehn Tagen Outdoortermine, davon fünf Tage im Wiener Rathaus (zum Thema »Raunächte und Winterbräuche« und »Spinnräder in Märchen«) in Zusammenarbeit mit dem Verein wienXtra, zwei Tage in der Aula der Wissenschaften mit Vorträgen und Vermittlungsprogrammen zum Thema »Weihnachten«, Aktionen im Kurpark Oberlaa und der Favoritnerstraße zum Thema »Einfache Spielsachen – selbst gemacht« und Bewerbung der Programme »Butterstampfen« und »Vom Korn zu Brot« rund um die traditionelle Speisenbereitung ohne Gas und Strom, beim Straßenfest

Abb. 16: Veranstaltungsprogramm des Österreichischen Museums für Volkskunde
© ÖMV/Katharina Richter-Kovarik

in der Josefstädterstraße unter dem Motto »Klimaschutz«. Es wurden insgesamt zehn Familientage mit 283 BesucherInnen organisiert und ein Sommerferienspiel zum Thema »Arm oder Reich« in Kooperation mit dem Science Center Netzwerk mit 188 TeilnehmerInnen.

Entwurf eines neuen Lehrgangs für Ehrenamtliche

Das Österreichische Museum für Volkskunde führt zusammen mit dem Bezirksmuseum Josefstadt einen Lehrgang für Freiwillige im Kulturbereich durch. Zwischen 11. Oktober 2011 und 10. Juli 2012 wurden und werden interessierte BürgerInnen – wobei die JosefstädterInnen Vorrang haben – in 21 Modulen in den Tätigkeitsbereichen eines Museums professionell geschult.

Dieses Projekt verstand sich nicht nur als wertvoller Beitrag zum Jahr des Ehrenamts 2011, sondern auch als Beitrag zur Stärkung des kulturellen Partizipationsprozesses in der Josefstadt. Für eine Gruppe von kulturell interessierten Personen (die maximale Gruppengröße beträgt

14 Personen) ergab sich dadurch die Möglichkeit, in der nachberuflichen Lebensphase oder auch nebenberuflich ihre Zeit kulturellen Zielen zu widmen und am Josefstädter Kulturleben aktiv mitzuwirken.

VolontärInnen

Das ÖMV hatte 2011 insgesamt 22 VolontärInnen, 3 männliche und 19 weibliche, sie kamen aus Österreich, Deutschland und Amerika. Sie blieben zwischen 4 Wochen und 4 Monaten und halfen beim Verfassen von Objektlisten, Inventarisieren, Bearbeiten von Archivalien, Vorbereiten von Ausstellungen mit, machten Übersetzungen, Adressenrecherchen, halfen bei Workshops für Kinder und Veranstaltungen im Besucherbereich. Insgesamt waren die Volontärinnen im Jahr 2011 3.721 Stunden im Einsatz, was einer Leistung von 92 Wochen entspricht. Die Mitarbeiterinnen der ARGE Schneeball leisteten im Jahr 2011 1.760 Stunden, also insgesamt 44 Wochen. Das bedeutet, dass in diesem Jahr für das Museum 136 Wochen unentgeltliche Arbeit geleistet wurde, was umgelegt auf das Personal nahezu drei zusätzliche MitarbeiterInnen bedeutet. Für das Museum ist dies ein kaum hoch genug einzuschätzender Gewinn.

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Barbara Lipp, die seit Februar 2010 (als externe Mitarbeiterin) die Öffentlichkeitsarbeit des Hauses unterstützte, übernahm im August 2011 zur Gänze die Presseagenden des Österreichischen Museums für Volkskunde. Dadurch konnte sie in den letzten Monaten ihre Tätigkeit der ausschließlichen Betreuung von Sonderausstellungen auf eine kontinuierliche Pressearbeit ausweiten und eine erhöhte redaktionelle Präsenz in Leitmedien, Radio und Fernsehen erzielen.

Das Arbeitsgebiet beinhaltet neben der Abwicklung laufender Rechercheanfragen von JournalistInnen und persönlicher medialer Kontaktpflege bzw. Aktualisierung von Presseadressen auch folgende Bereiche: Medienbeobachtung und Erstellung allgemeiner wie projektbezogener Pressespiegel, Hosting der Pressehomepage, Veran-

staltungsankündigungen (Online- und Printankünder) sowie digitale Aussendungen von Remindern und Newslettern.

Die Bewerbung von Sonderausstellungen samt Vermittlungsprogramm und Begleitveranstaltungen richtet sich an Presseinformationsdienste, Tages-, Wochen- und Monatszeitschriften, Fachmagazine, Fernsehen, Radio sowie Onlinemedien und beinhaltet die Textproduktion von Presseinformationen in Abstimmung mit den jeweiligen KuratorInnen, den Versand von unpersonalisierten Massen-E-Mails, den personalisierten Versand individuell zusammengestellter Unterlagen, die Gestaltung des Pressedownloads auf der Homepage, die Erstellung der Pressemappen und die Organisation von Pressegesprächen und Interviewterminen.

Das Bemühen um Medienkooperationen und institutionelle Netzwerke (respektive Marketingmaßnahmen) erzielte beispielsweise eine Zusammenarbeit mit der Münze Österreich (Teilnahme an der Kundenclubmitgliedskarte) und eine – anlässlich des Klimt-Jahres entwickelte – Kooperation mit neun Wiener Museen (Albertina, Belvedere, KHM, K-Haus, Theatermuseum, Wien Museum, MAK, Secession, Leopold Museum) hinsichtlich eines gemeinsamen »Klimt Passes«.

Ein weiterer Aufgabenbereich betrifft die Koordination des Homepage-Relaunches in Zusammenarbeit mit der KuratorInnenschaft und die Verknüpfung mit der ebenfalls zu überarbeitenden Adressdatenbank in Rücksprache mit dem Sekretariat. Hierfür wurden – auch nach externer Einholung musealer Erfahrungswerte – Pflichtenhefte erstellt, die in Folge ausgewählten Anbietern für die technische und graphische Umsetzung als Vorlage dienen und im Laufe des Arbeitsprozesses konkretisiert werden sollen.

Sammlungen

Hauptsammlung

Der Zuwachs betrug 649 einzelne Objekte, die unter 430 Inventarnummern verzeichnet sind. Belegt wurden die Inventarnummern 85.256 bis 85.685. Bei den Erwerbungen 2011 handelt sich um 144 Schenkungen, 6 Objekte aus dem Altbestand und 16 angekaufte Objekte, für die insgesamt € 1.186,68 ausgegeben wurden.

Weitere 264 Objekte stammen aus dem Nachlass Henriette Kossegg, der 1991 ins Museum kam und damals nicht komplett bearbeitet wurde. Diese Objekte umfassen Haushalts- und Dekorationsgegenstände, Nippes und eine große Anzahl an Porzellanstücken wie Figuren, Vasen, Spardosen etc. Unter den Erwerbungen hervorzuheben sind Objekte mit Lederhosendesign wie eine Unterhose, eine Badehose oder eine Schinkenspeckverpackung; ein Wetterfleck, Hut und Krawatte für einen Knaben, die auf der Flucht vor den Nationalsozialisten nach Südamerika mitgenommen wurden und wieder zurück nach Österreich gekommen sind; eine Stickdecke mit Hakenkreuzen, die von der Tochter eines evangelischen Pfarrers als Andenken an den gefallenen Ehemann 1942 gefertigt wurde; eine komplette Montafoner Tracht mit Schäppel; ein Schirm für den European Umbrella March am Internationalen Tag des Flüchtlings am 20. Juni 2011 in Wien, der an diesem Tag erstmals in Wien stattfand; ein Paar baskische Kunststoffschuhe, wie sie bei Schlechtwetter zur Tracht getragen werden und ein baskisches Kartenspiel »Mus« als rezente Ergänzungen der baskischen Sammlung; ein Partnerschaftsbillet und eine Geburtsanzeige für ein Kind einer Regenbogenfamilie; Novenen und ein Plakat zur Seligsprechung von Johannes Paul II.; ein Konvolut der Zeitschrift »Kränzchen«; ein Konvolut Familiendokumente mit umfangreicher Brautkorrespondenz und Fotografien; Objekte, die die mobile Nahrungsaufnahme dokumentieren wie diverse *Coffe to go*- und *Fast Food*-Verpackungen; Objekte, die die Schonung der Ressourcen und einen Recyclingaspekt dokumentieren wie kompostierbare Tragtaschen, Stoffpfandtaschen oder eine Biogemüsekiste für die Hauszustellung; ein Quirl aus einer Christbaumspitze sowie ein die Arbeitsschritte dokumentierender Abschnitt eines Christbaums; zwei Souvenirs zur Hochzeit von Prinz William von England und Catherine Middleton; eine Vendetta-Maske; eine Madonna mit Kind aus Keramik als Ergänzung der Sammlung Prinzess Keramik; ein Kastenbett datiert 1766.

An das Pfarramt St. Michael wurden weitere 38 Stück Grabbeigaben aus der Michaelergruft, v.a. Rosenkränze, zurück gegeben (siehe auch Jahresbericht 2009).

Die Digitalisierung der Metallsammlung konnte 2011 weiter vorwärts gebracht werden. Mittlerweile befinden sich sämtliche 3.500 Metallobjekte geordnet im Depot im Hafen Freudenau.

In der Grafiksammlung wurde eine Revision der Graphik und der Religiösen Kleinkunst im Nummernbereich 1–7.197 durchgeführt.

Alle aufgefundenen Objekte wurden in die M-Box eingegeben. 2011 wurden ca. 1.500 Objektdaten digitalisiert.

In der Textilsammlung wurde, neben der Beantwortung vieler Anfragen, wie sie alle Bereiche der Sammlung betreffen, hauptsächlich im Bereich der Sammlung Emilie Flöge gearbeitet, die 2012 im Rahmen des Klimt-Jahres in einer Ausstellung präsentiert werden wird.

Fotosammlung

In der Fotosammlung wird kontinuierlich an der Sortierung, Aufarbeitung und Retroinventarisierung der Altbestände und Neuzugänge gearbeitet. 2011 wurden 352 Objekte neu in die Datenbank eingearbeitet, 89 Objekte vertiefend bearbeitet, sowie 972 Positivabzüge und 134 Diapositive digitalisiert. Konservatorisch wurde in der Fotosammlung versucht, die durch die Umsiedelung 2010 entstandene Lagersituation klimatisch zu verbessern, um eine konstante Luftfeuchtigkeit zu erreichen, die den empfohlenen Werten entspricht. Außerdem wurden einige Verbesserungen der Lager-, und Arbeitssituation generell erreicht.

Begonnen wurde weiterhin damit, eine größer angelegte Initiative zur Digitalisierung der Fotosammlung in die Wege zu leiten. Zwei freiwillige Mitarbeiterinnen wurden eingeschult, wobei zu erwähnen ist, dass die Fotosammlung von dem am Museum angesiedelten »Schneeball-Projekt« zur ehrenamtlichen Mitarbeit immer wieder profitiert. Die Digitalisierungsinitiative soll 2012 ausgeweitet werden. Hier wird vorerst mit den Positivabzügen der Sammlung begonnen, die nach einer Grundreinigung in einem schonenden Scan in hoher druckfähiger Auflösung digitalisiert werden.

Im Zuge der Beantwortung von wissenschaftlichen Anfragen und Recherchewünschen ist für 2011 besonders das FWF-Forschungsprojekt »Visualizing Family, Gender Relations and the Body: The Balkans, approx. 1860-1950« der Abteilung für Südosteuropäische Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz zu nennen. Der Kurator der Fotosammlung betreute eine Grazer Kollegin während eines mehrere Wochen dauernden Forschungsaufenthaltes im Museum sowohl in Hinsicht auf die Erschließung der Fotosammlung für dieses Projekt als auch im Hinblick auf fotohistorische Fragestellungen.

Einen Teil der Arbeitszeit nahmen Recherchearbeiten für ein Ausstellungs- und Buchprojekt mit Materialien aus der Fotosammlung

unter dem Arbeitstitel »Volkstypen – Zur visuellen Konstruktion ethnischer Typen in der späten Habsburgermonarchie« in Anspruch. Hier ging es um Sondierungsarbeiten in den weitreichenden Beständen der Fotosammlung, bei denen große Mengen an für dieses Projekt relevanten Fotografien gefunden werden konnten. Zum Teil wurden diese auch schon digitalisiert und für tiefergehende Analysen erschlossen. Diese Arbeit konkretisierte sich in zwei Schritten, einerseits in einem ausführlichen Exposé für das Buchprojekt und andererseits in einem Vortrag am Institut für Europäische Ethnologie im Jänner 2012, der einen ersten Einblick in die Recherchen bot. Dieses Forschungs- und Ausstellungsprojekt wird einer breiteren Öffentlichkeit Einblick in wichtige Bestände der Fotosammlung des Museums geben.

Bibliothek

Besucher: 245; Anzahl der benutzten Medien: ca. 1.100; Gesamtzuwachs an Medien: 1.418; Anzahl Retrokatalogisierung: 3.957; Gesamtzuwachs an Datensätzen: 4.372; Gesamter Datenbestand per 31.12.2011: 32.872. Ausgaben für Buchankauf: € 5.861,31; Ausgaben für Buchbinder: € 3.423,40; Tauschabgleich Verein (ÖZV): € 4.651,20; Ausgaben für Datenbank Aleph: € 5.332,05.

Die Bibliothek kann im Hinblick auf ihre Teilnahme am Bibliothekenverbund auf ein ertragreiches Jahr zurückblicken. Der Datenbestand konnte um ungefähr 4500 Datensätze auf insgesamt 32.872 vermehrt werden. Das ist zum größten Teil dem Projekt Retrokatalogisierung und dem damit verbundenen einfachen Zugang zu Datenmaterial in den Bibliotheksverbünden zu verdanken. An neuen Büchern konnte die Bibliothek um ca. 700 Exemplare vermehrt werden. Daneben wurden 2011 dreißig Bücherkartons aus der Absiedlung des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee aufgearbeitet. 16 Kartons davon waren Antiquariatsbücher, die zum Großteil an der Museumskasse abverkauft wurden. 6 Kartons (=189 Bände) gelangten zur Neukatalogisierung.

Infrastruktur

Beide von der Stadt Wien 2010 ins Auge gefassten Projekte im Zusammenhang mit dem Schönbornpark wurden 2011 auch tatsächlich realisiert. Das Bunkerdach wurde saniert und damit der Feuchtigkeitseintritt im dort befindlichen Depot gestoppt. Die Gartenmauer zwischen Museumsgarten und dem öffentlichen Schönbornpark wurde durch die MA 34 von Grund auf neu gesetzt. Der Metallzaun darüber wurde restauriert. Die Kosten beider Maßnahmen wurden von der Stadt Wien getragen. Im Zuge einer Veranstaltungskollaudierung des Museums mussten die beiden Pappeln im Garten stark beschnitten werden.

Für die nicht mehr befriedigend arbeitende Lichtanlage in der Schausammlung des Museums und für die alte und unrentable Zentralheizung wurden Finanzierungsmodelle erarbeitet und Kostenvoranschläge eingeholt. 2012 müssen hier entsprechende Maßnahmen gesetzt werden. Dasselbe gilt für den Personen- und Lastenaufzug.

Finanzen und Personal

Die Subvention des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur betrug für das Jahr 2011 € 400.000,00. Für Projekte und Veranstaltungen wurden zusätzlich € 50.091,90 an Fördermitteln eingeworben. € 146.715,45 erwirtschaftete das Museum an eigenen Einnahmen. Inklusive Steuerrückvergütungen betrug der Kontostand mit 31.12.2011 € 680.630,79. Die wesentlichen Ausgaben betrugen: Betriebskosten, laufender Aufwand € 230.009,97, Personalkosten (Vereinsangestellte, Sicherheitsdienst, Reinigung) € 139.002,20, Ausstellungen € 96.329,63, Vermittlung und Rahmenprogramme € 37.875,18, Publikationen € 39.243,86, Projekte und Veranstaltungen € 111.191,97, PR und Werbung 30.007,24. Ausgaben gesamt: € 760.749.

Der Personalstand im Bundesdienst blieb im Jahr 2011 mit 22 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – sechs davon in Teilzeitarbeit (50%) – konstant. Die Wochendienstzeit von Mag. Matthias Beitl wurde ab 1.8.2011 auf eigenen Wunsch auf 50% reduziert. Mag. Barbara Lipp übernahm als Ersatzkraft die freiwerdenden 50% der Stelle von Mat-

thias Beitl per 1.8.2011. Das Arbeitsverhältnis von Christian Preisl (Kassendienst) wurde mit 30.4.2011 einverständlich aufgelöst. Den Posten übernahm Philipp Beran mit 1.3.2012. Mag. Birgit Johler absolvierte die Grundausbildung A1/v1 von 24.10. bis 15.11.2011 und legte die Prüfungen mit 4 Auszeichnungen am 13.12.2011 ab. Mag. Nora Witzmann beging ihr 25jähriges Dienstjubiläum.

Verein für Volkskunde Wien

Generalversammlung: Freitag 16. März 2012

Tagesordnung

I.	Begrüßung und Feststellung der Beschlussfähigkeit
II.	Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2011
III.	Kassenbericht 2011
IV.	Entlastung der Vereinsorgane
V.	Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
VI.	Programm 2012/2013
VII.	Allfälliges

Mitglieder

Die Statistik verzeichnet für das Vereinsjahr 2011 eine Zahl von 896 Mitgliedern bei 12 Austritten, 2 Todesfällen und 25 Neueintritten.

Im Vereinsjahr 2011 verstorbene Mitglieder

Gertrud Ehrenberger, Wien; OStR Prof. Dr. Martha Sammer;

II. und III. Jahresbericht und Kassenbericht siehe oben

IV. Entlastung der Vereinsorgane

Über Antrag der Rechnungsprüfer, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde der Vorstand einstimmig von der Generalversammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

V. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrags

Die Höhe des Mitgliedsbeitrages blieb mit € 25,– gleich. Der Preis für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde ebenfalls: Jahresabonnement der Zeitschrift für Mitglieder € 26,– (plus Versandkosten). Der Preis des Jahresabonnements beträgt im freien Verkauf € 38,–, das Einzelheft kostet € 9,50, für Mitglieder € 6,50. Der Mitgliedsbeitrag für Studenten bis zum 27. Lebensjahr blieb mit € 7,30 wiederum gleich.

VI. Ausstellungsprogramm 2012/13

Mit dem Gefühl der Hände. Zeitgenössische Töpfer im Burgenland und in der Region Bratislava, 11. März bis 19. August 2012
Objekte im Fokus: Die Textilmustersammlung Emilie Flöge, 25. Mai bis 2. Dezember 2012
FAQ – Was Sie schon immer über Weihnachten wissen wollten, 25. November 2012 bis 3. Februar 2013
Gelehrte Objekte. Aus den kulturhistorischen Sammlungen der Universität Wien, ab März 2013
Visuelle Typen in der Habsburgermonarchie (Arbeitstitel), Herbst 2013

VII. Allfälliges
Keine Wortmeldungen

Im Anschluss an die Generalversammlung folgte anlässlich des Geburtstages des ehemaligen Direktors des Österreichischen Museums für Volkskunde, Präsidenten des Vereins für Volkskunde und Herausgebers der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, der sich am 15. März 2012 zum hundertsten Mal jährte, um 18:00 c.t. ein Festvortrag von emer. Univ.-Prof. Dr. Martin Scharfe, Marburg statt: *»Gestalt und Heiligkeit in der Groteske«. Leopold Schmidt zum hundertsten Geburtstag.*

Leopold Schmidt wäre am 15. März 2012 hundert Jahre alt geworden, Zeit, mit den Versuchen einer späten und reifen Würdigung zu beginnen. Doch wie macht man das, wie läßt sich einer würdigen, der Abertausende von Druckseiten in erstaunlicher thematischer Weite vorgelegt hat – wie wird man dem Polyhistor gerecht? Vielleicht kann Würdigung nur gelingen, indem man sich bescheidet und den Blick

beschränkt auf ein einziges Motiv, etwa auf das Thema der Groteske und des Grotesken, das für Schmidts Werk – so die Behauptung – bezeichnender ist, als man zunächst erwarten und meinen mag. Die Betrachtung des Grotesken (als eines ›Lebens in überlieferten Unordnungen‹) könnte auch dazu anreizen, an der Groteske die Schmidt'sche These der Gestaltheiligkeit zu überprüfen – also die These, dass allein schon die Gestalt oder äußere Form einer kulturellen Objektivation besondere Bedeutung habe [vgl. Aufsatz in diesem Heft S. 3–53].

Margot Schindler

Wissenschaftspreis des Landes Vorarlberg 2012. Laudatio für Reinhard Johler und Bernhard Tschofen[1]

Bei der Vergabe des Wissenschaftspreises des Landes Vorarlberg 2012 hat die Jury in mehrerlei Hinsicht Neuland betreten und darüber hinaus eine Art wissenschaftliches Kuriosum gewürdigt.

Zum ersten Mal in der nunmehr schon zwölfjährigen Geschichte des Preises kam jene Disziplin zum Zug, die dereinst gemeinhin Volkskunde hieß, sich nach einer intensiven Phase der Neuorientierung je nach Standort nun Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft, Vergleichende Kulturwissenschaft oder eben doch Volkskunde nennt.

Zum ersten Mal kürte die Jury zwei Preisträger: die Professoren Reinhard Johler und Bernhard Tschofen. Sie stammen beide aus Vorarlberg, vertreten beide dasselbe Fach, sind beide Lehrstuhlinhaber am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Eberhard Karls Universität Tübingen und sind – was im Wissenschaftsbetrieb als bemerkenswerte Ausnahme gelten kann – nicht verfeindet!

Die Wahl fiel nicht schwer: Das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut ist eine in der Tat exzellente Adresse, aufs engste verbunden mit dem Namen Hermann Bausinger, einem der führenden Köpfe der deutschen Nachkriegsvolkskunde, der mit seinem »Abschied vom

1 Laudatio gehalten am 16. April 2012 in Bregenz, Landhaus.

Volksleben« eine programmatische Wende hin zu einer empirischen Kulturwissenschaft einleitete.

Beider Œuvre ist qualitativ wie quantitativ eindrucksvoll und widerlegt überzeugend das Vorurteil, dass Ordinarien nach ihrer Berufung nur mehr schreiben lassen.

Bernhard Tschofens Schwerpunkt liegt in der regionalen Ethnographie, insbesondere auf dem Gebiet der Alpinismus- und Tourismusforschung – mit Exkursen in die Kulinaristik. Zu Volks- und Alltagskultur legte er wichtige methodisch-kritische Zugänge vor, außerdem befasst er sich mit Wissenskulturen und Museologie.

Reinhard Johler beschäftigt sich mit der Geschichte, der Theorie und Methodologie seiner Disziplin, im Rahmen europäischer Kulturprozesse mit ebenso spannenden wie aktuellen Fragen nach Diversität, Differenzen und kulturelle Vielfalt, aber auch mit Wohlstandsregionen im Vergleich. Des weiteren kennzeichnet ihn ein gewisser Hang zu katastrophalem Geschehen, indem er die Kultur von Katastrophen, Kriegserfahrung und damit in Zusammenhang Flucht und Vertreibung thematisiert, wohl auch geschuldet seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Leiter des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde. Derzeit läuft das Projekt »Lawinen als Bedrohung sozialer Ordnungen. Katastrophentraditionen im zentralen Alpenraum«.

Beide sind selbstverständlich im akademischen Leben ihrer Universität wie ihrer Disziplin fest verankert, in zahlreichen Gremien auf nationaler wie internationaler Ebene vertreten und nicht zuletzt auch in ihrer Vorarlberger Heimat wissenschaftlich sowie beratend präsent: Bernhard Tschofen etwa als Vorsitzender des Beirats des Vereins Ski_Kultur_Arlberg, Reinhard Johler im Beirat des Vorarlberg Museums.

Auf das Konto des letzteren gehen auch grundlegende Forschungen zur Zuwanderung der Trentiner nach Vorarlberg, zum Funkenbrauch oder etwa zu den Maifeiern. Bernhard Tschofen verdanken wir unter anderem die Edition der Erinnerungen der Schwabengängerin Regina Lampert, ethnographische Reisen durch die Bodenseeregion und natürlich wesentliche Beiträge zu Geschichte und Kultur des alpinen Tourismus.

Beide Preisträger sind begehrte Gast- und Festvortragende, Professor Tschofen wird im September hier in diesem Saal die Tagung »Walserspuren« des Vorarlberger Landesarchivs eröffnen. Zur Frage, welche kulturellen Veränderungen hinter der gewandelten Bedeutung

des (kulturell primär als »Kuh« in Erscheinung tretenden) Rinds und seines Images stecken, hat sich Bernhard Tschofen ja bereits geäußert.

Wie wird man nun das, was unsere beiden Preisträger sind? Es spielt offenkundig keine Rolle, ob der Geburtsort Bregenz – Tschofen 1966 – oder Alberschwende – Johler 1960 – heißt, ob das häusliche Ambiente ein hofrätliches oder ein vom Rodelbau geprägtes ist.

Beide beschritten keine ausgetretenen Pfade, Reinhard Johler studierte in Wien, Mailand und Cambridge, eignete sich neben dem Werkzeug des Kulturanthropologen auch das des Historikers an, Bernhard Tschofen wählte Tübingen als Studienort sowie Kunstgeschichte als weiteres Fach.

Zu beider Sprungbrett wurde Wien: Seit 1987 wirkte Reinhard Johler am dortigen Institut für Europäische Ethnologie zunächst als Universitätsassistent, dann als Assistenzprofessor, gestaltete Ausstellungen, nahm Lehraufträge in Basel, Berlin, Frankfurt am Main und Paris wahr.

Bernhard Tschofen begann seine berufliche Laufbahn als Kurator am Österreichischen Museum für Volkskunde, 1992 wechselte er als Assistent an die Universität, gleichfalls ans Institut für Europäische Ethnologie, arbeitete an kulturwissenschaftlichen Ausstellungen und Forschungsprojekten mit, 2001 erfolgte mit der Habilitation die Ernennung zum außerordentlichen Universitätsprofessor.

Der Ruf nach Tübingen erging an Reinhard Johler im Jahr 2002, wo er 2006 bis 2008 auch als Dekan der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften amtierte und derzeit als Direktor dem Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft vorsteht.

Bernhard Tschofens Berufung erfolgte zwei Jahre später im Dezember 2004. Zu seinen damaligen Arbeitsbereichen gehörten unter anderem die Tübinger Arbeitsstelle »Sprache in Südwestdeutschland« und die Fortführung der am Institut betriebenen »Jüdischen Studien«.

Als landesgeschichtlich Forschender durfte ich die beiden Preisträger über nun schon viele Jahre hinweg als nicht nur höchst kompetente, sondern auch überaus angenehme, stets hilfsbereite und ansprechbare Kooperationspartner erleben – auch das ist keine Selbstverständlichkeit!

Ich freue mich daher außerordentlich, namens der Jury ganz herzlich zum Vorarlberger Wissenschaftspreis 2012 gratulieren zu dürfen, den beiden im besten Alter stehenden Herren weiterhin so viel Schaffenskraft zu wünschen – verbunden mit der Hoffnung, dass auch fernerhin ein Teil davon hiesigen Themen reserviert bleiben möge.

Alois Niederstätter

Mein, dein, unser Museum.
Identifikation durch Beteiligung. 22. bis 23. März 2012, Hall i. T.

Dieses Thema stand im Zentrum einer zweitägigen Tagung, veranstaltet von der Museumsakademie des Universalmuseum Joanneum Graz. Vom 22.–23. März 2012 bot die Veranstaltung in Hall/Tirol eine Kombination aus Tagung und Workshop, um partizipative Ansätze in der zeitgenössischen Museumsarbeit, praktisch wie theoretisch zu erfassen. Am Beispiel lokal orientierter, kleiner und mittelgroßer Museen in Frankreich, Brasilien sowie dem deutschsprachigen Raum erörterte die Tagung Vorläufer und Methoden, Theorie und Alltagspraxis, Chancen und Grenzen einer Beteiligung »der Öffentlichkeit«, die heute unter dem Schlagwort der partizipativen Museumsarbeit gefordert wird und zuletzt im Zentrum zahlreicher Konferenzen stand und steht (z.B. Partizipative Strategien, ICOM Berlin, November 2011). Organisiert wurde »Mein, dein, unser Museum. Identifikation durch Beteiligung« von Angela Jannelli, Kuratorin, Historisches Museum Frankfurt und Petra Paolazzi, Museumsberaterin und Kuratorin, büro54, Innsbruck.

Petra Paolazzi und *Bettina Habsburg-Lothringen* skizzierten einleitend den bisherigen Diskurs rund um die Frage, wie interessierte Bürger und Bürgerinnen in die Neukonzeption und die laufende Museumsarbeit involviert werden können. Anlass ist die Neuausrichtung vieler Lokal- und Stadtmuseen, die in ihrer Neukonzeption das Ziel verfolgen, die Trägerschaft und damit auch gesellschaftliche Relevanz der Museen zu vergrößern. Paolazzi betonte, dass das Stadtmuseum Hall mit seiner spezifischen Geschichte, aktueller Ausgangspunkt und Anlass dieser Tagung war. In der Konzeption, als auch dem laufenden Museumsbetrieb, soll sich das Haus zukünftig an partizipativen Methoden orientieren – die Tagung soll konsequenterweise erste Impulse und Diskussionen dazu liefern. Habsburg-Lothringen wies in ihren einleitenden Worten auf die historische Verankerung von Formen der Teilhabe hin, derzeit sei Partizipation eines der »Modewörter« im museologischen Diskurs. Ziel der Tagung sei es jedoch, ein Bewusstsein für die Möglichkeiten und Grenzen der Teilhabe im Museum zu entwickeln.

Cornelia Ehmayer, Stadtpsychologin, Stadtpsychologische Praxis Wien, referierte anschließend in ihrem Beitrag über die Wechselwirkung von Stadt-Identität und Beteiligungs-Kultur. Ehmayer fokussierte

auf ihre Erfahrungen aus der Beteiligung in der Stadtpsychologie und ließ Rückschlüsse darauf zu, wie und warum Ortsbindung am Beispiel des öffentlichen Raums gelingt. Ehmayer definiert die Stufen der Partizipation als: Informiert werden, Mit-Reden, Mit-Gestalten, Mit-Entscheiden, Selbst-Gestalten. In ihrem Vortrag erweiterte Ehmayer Partizipation in der Museumsarbeit: (1) »abholen« der Informationen aus der Bevölkerung, (2) »etwas erarbeiten« (Menschen ins Museum bringen und mit ihnen arbeiten), (3) »gemeinsam umsetzen« (mit einer ausgewählten Gruppe Ideen zu einer Ausstellung entwickeln und gemeinsam umsetzen). Die anschließende Diskussion ließ erahnen, dass Ehmayers Vortrag einen Überblick über *ideale* Prozesse, Methoden und Haltungen bot. Ehmayer ging zum Beispiel auf jene Rückfragen ein, die Partizipation als endloses Projekt und als eine möglicherweise zu starke Bindung der Institution in Frage stellten. Ehmayer betonte, dass Kick-off und Close-down, auch im Sinne einer »Trauerarbeit«, wichtig sind, genauso wie ein klares Projektmanagment mit Aufgabenverteilung und Zeitplänen. Partizipation passiert nicht einfach so, sondern basiert auf klarer Ausrichtung und Definition des Projekts. Netzwerke aufzubauen, ebenso wie Lernprozesse zu ermöglichen, sind laut Referentin nachhaltige, langfristige Ziele von Beteiligungskonzepten in der Stadt.

Auch der Museologe und Kurator *Hervé Groscarret* (Lyon/Grenoble) referierte in seinem Vortrag über Lernprozesse, und ging dabei auf die Ausstellung *Frontiers* im Écomusée, Lyon, ein. Film- und Fotomaterial sowie Interviews mit Journalisten, tätig in Nordkorea, Kaschmir, Palästina oder Israel, bildeten einen Ausgangspunkt der Ausstellung. Das Foto- und Filmmaterial wurde in einem partizipativen Prozess von Gruppen innerhalb des Museums, also auch mit WorkshopteilnehmerInnen, diskutiert, um so unterschiedliche Blickwinkel und eine kritische Annäherung an die Ausstellungsexponate zu ermöglichen. Eine weitere Form der Teilhabe waren Diskussionsrunden während der Ausstellung selbst, um BesucherInnen eine Reflexion über ihre eigenen Erfahrungen mit Grenze und Grenzziehung zu ermöglichen. Groscarret plädierte für eine Aufhebung von Hierarchie zwischen verschiedenen Gruppen inner- und außerhalb des Museums, um Wissensaustauch zu ermöglichen.

Paula dos Santos, Dozentin für Soziomuseologie an der Reinwardt Academy, Amsterdam, trat in ihrem Vortrag dafür ein, die Ideen des *New Museology*, erstmals definiert in den 1970er Jahren, in die Gegen-

wart zu übersetzen. Dos Santos betonte, dass Museen von Grund auf neu gedacht werden müssen, um Dialog und Wissenstransfer zu ermöglichen. Ein Beharren auf Sammeln und Bewahren kann dem Leitspruch der Soziomuseologie »Museen sind nicht nur für Objekte da, sondern vor allem für Menschen« konterkarieren. Partizipation und die Integration einer Grass-Roots-Perspektive folgern für sie konsequenterweise daraus. Als Beispiel für ein gelungenes Projekt im Sinne der Soziomuseologie stellte Dos Santos das Museu da Maré vor. Mit Sitz inmitten eines der größten Favelas von Rio De Janeiro und gegründet von den BewohnerInnen, ist das Museum heute das Ergebnis von 20 Jahren Erinnerungs- und Community-Arbeit. Museu da Maré definiert sich nicht als Museum *für* oder *über* den Ort selbst, sondern als Stadtmuseum *im* Favela, das das Wissen dieses Ortes in die Stadt integriert. Im Fall des Museu da Maré lässt sich Partizipation als eine Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe des Ortes definieren. Nicht Museumsobjekte, sondern die Beziehung zur Community, Praxisorientierung, Adaption und Flexibilität stehen laut Dos Santos hier im Vordergrund der Museumsarbeit.

Mit dem Workshop *Das Hall in meiner Suppe* lud die Gruppe Berliner Ausstellungsgestalter museeon die TagungsteilnehmerInnen ein, zusammen mit den Bürgerinnen und Bürgern von Hall ein »Musée imaginaire« aus gemeinsamen Erwartungen und Wünschen an ein Stadtmuseum zuzubereiten. Die temporäre Ausstellungsinstallation am Oberen Stadtplatz von Hall bot die Möglichkeit, konkrete Ideen für ein zukünftiges Stadtmuseum zu deponieren und bei gemeinsamem Essen zu besprechen. In der anschließenden Diskussion wurden die Erfahrungen der TagungsteilnehmerInnen in eine Best-of-Liste für partizipative Methoden übergeleitet. Die Installation wurde teils stark kritisiert – sie sei nicht niederschwellig genug gewesen um BewohnerInnen der Stadt für eine Teilnahme am Prozess zu gewinnen, Wahl des Ortes etc. – und bot dadurch eine ideale Basis und Reibefläche, um Punkte für eine möglicherweise gelingende Partizipation herauszufiltern. Projektplanung kommunizieren, klare Spielregeln, hoher Betreuungsschlüssel, Ortswahl als ein- und ausschließende Setzung begreifen, Zielgruppen konkret ansprechen, waren einige der genannten Punkte.

Tag zwei der Tagung fokussierte auf Ausstellungsprojekte verschiedener Häuser und startete mit der Referentin *Susanne Gesser*. Gesser fungiert als Leiterin des kinder museum frankfurt, Frankfurt, und verantwortet die gegenwärtige, partizipative Neuorientierung des

Hauses. *Frankfurt jetzt!* ist auf Beteiligung ausgerichtet – jede/r einzelne BewohnerIn der Stadt wird als ExpertIn angesprochen und ist aufgerufen über seine/ihre Stadt zu berichten. Ausstellungen werden von der Themenfindung bis zur fertigen Ausstellung gemeinsam entwickelt, insgesamt wird es acht verschiedene Ausstellungsformate geben, von denen einige fixe Austellungselemente feststehen. Gesser nannte als Beispiel ein interaktives, künstlerisches Stadtmodell, das Einblick darin bietet, was den FrankfurterInnen in ihrer Stadt wichtig ist. Mit Fernrohren und digitalen Lupen, kann auf bestimmte Punkte der Stadt fokussiert werden – dort sind Perspektiven der FrankfurterInnen als Bilder, Filme oder Notizen einzusehen.

Ein weiteres Format ist jenes der Stadtlaborausstellungen: bis zur Eröffnung des neuen Gebäudekomplexes, finden besucherInnengenerierte Ausstellungen an verschiedenen Plätzen in Frankfurt statt. Das Freibad zum Beispiel wird hier zum Ausstellungsgelände, der Freibadbesuch also gleichzeitig zum Ausstellungsbesuch. Gesser betonte, dass partizipative Formate neue Formen der Museumsarbeit notwendig machen: Kommunikation wird dabei zum Schlüsselelement, um z.B. Interesse zu halten oder Zeitpläne transparent zu transportieren. Gesser betont, dass PartizipientInnen für sie Co-KuratorInnen und ExpertInnen für die Inhalte sind, die Kompetenz und Verantwortung für professionell und gut gemachte Ausstellungen liegt aber nach wie vor beim Museum selbst.

Ich habe in meinem Vortrag ebenfalls einen Schwerpunkt auf die Ausstellungsgestaltung gelegt und referierte über den Projektprozess der Ausstellung *Familienmacher. Vom Festhalten, Verbinden und Loswerden*. Die Ausstellung im Wiener Museum für Volkskunde basiert auf einem umfassenden Forschungsprojekt zur Alltagspraxis des Familie- und Verwandtschaft-Machens und forschte in Fotostudios, Call Shops und einem Seniorenwohnhaus im 8. und 16. Bezirk in Wien. In Workshops entwickelte das interdisziplinäre Team aus Anthropologie, Ethnologie, Design und Kunstvermittlung mit InformantInnen aus der Feldforschung, Möglichkeiten zur Übersetzung des empirischen Materials in eine Ausstellung. So wurden Displaykonzepte verdichtet, Formate erprobt und die inhaltliche und formale Grundlage für *Familienmacher* geschaffen. Während das Ausstellungskonzept in partizipativen Workshops weiterentwickelt wurde, finalisierten DesignerInnen den Entwurf für Ausstellungsdisplays und -graphik. Dieser Schritt vertiefte die von Projektbeginn an etablierte interdisziplinäre

Arbeit zwischen Design und Wissenschaft. Das Ergebnis sind offene Displays, die bei der Vernissage lediglich erste Impulse (Fotografien, SMS-Nachrichten, materielle Objekte) zu ihrem Gebrauch gaben. Eine Gebrauchsanweisung ermöglicht die Nutzung der Ausstellung, der Katalog »Familienmacher, Ausstellungsmachen« dokumentiert den fünfmonatigen Prozess der Ausstellungsnutzung und –veränderung.

Martha Jiménez Rosano, Kuratorin, Brixen, *Giovanni Melillo Kostner*, Fotograf »OpenCityMuseum«, Brixen und *Christoph Gasser*, Direktor Stadtmuseum Klausen, stellten in ihrem Beitrag ein interkulturelles Kunstprojekt des Stadtmuseum Klausen vor. *From the people, through the museum, to the people* – so sehen Jiménez Rosano und Kostner das Museum als Ort des Dialoges und Austausches über Lebenserfahrungen. Ziel ihres Projekts war es, Biografien interkultureller Gruppen in Klausen im Stadtmuseum auszustellen, um damit ein neues Bild von der Stadt zu zeigen. Interviews und Portraitaufnahmen waren die Methoden, die im Projekt zum Einsatz kamen. Wie auch in anderen Projekten, ist das persönliche Portrait durch seine Exponiertheit ein anspruchsvolles, heikles Format. Durch den Rückgriff auf ein traditionell pakistanisches Setting mit gemaltem Hintergrund und die sensible Einbindung der Mütter, wurde die Realisierung von 30 Kinderportraits möglich. Direktor Christoph Gasser wies auf die Schwierigkeiten kleiner Häuser mit dem großen organisatorischen Aufwand partizipativer Projekte hin. Einzelne Elemente, wie jenes des biografischen Ansatzes, würden aber auch mit anderen BesucherInnengruppen weiterverfolgt. Auch *Bettina Riedrich*, Kunst- und Kulturvermittlerin, Kuratorin, Zürich, referierte über eine Ausstellung in einem kleineren Haus, dem Museum Küsnacht. In der vorgestellten Ausstellung *Küsnacht stellt sich aus*, wurden KüsnachterInnen eingeladen, ortsspezifische Inhalte zu generieren. Die Themenblöcke waren mit Kindheit, Lieblingsorte, Fotodatenbank, Utopie Küsnacht bauen, ein Stadtplan, in den BesucherInnen ihre Wege einzeichnen konnten, vorgegeben. Riedrich referierte auch über ihre Erfahrung mit dem partizipativen Ausstellungsformat: BesucherInnen erlebte sie als schüchtern und zurückhaltend in der Nutzung, Rückfragen, ob ihre Dinge *museal* genug für das Museum seien, waren häufig. Eine ihrer Beobachtungen war zum Beispiel, dass Bilderrahmen und Vitrinen der Ausstellung immer zaghaft vom Rand her gefüllt wurden. Riedrich beobachtete auch in dieser Ausstellung einen Schneeballeffekt beim Nutzen der Medien: ein Besucher startete mit Schrift als Beteiligungsformat, danach haben

auch alle anderen BesucherInnen mit Schrift gearbeitet, obwohl andere Medien wie Fotografie ebenfalls zur Verfügung gestanden sind. Die Referentin betonte den funktionierenden Dia-/Trialog zwischen KuratorInnen und BesucherInnen mit Fragen wie: »Was macht ihr, wenn es nicht zu dieser Ausstellung kommt, so wie ihr euch das vorgestellt habt?« Eine Frage, die nahtlos an jene anschließt: Wie geht man mit Exponaten um, die nach Meinung der KuratorInnen doch nicht so wirklich reinpassen?

Stefania Pitscheider Soraperra, Direktorin Frauenmuseum Hittisau, referierte in ihrem Beitrag über das Frauenmuseum Hittisau und gab Einblick in ein Museum, das Partizipation als sehr langfristigen Prozess betrachtet. Das Frauenmuseum Hittisau im Bregenzerwald ist das erste und einzige Frauenmuseum Österreichs. Seit 2000 wurden über dreißig Ausstellungen zu frauenrelevanten Themen gezeigt, jedes Projekt wird in die regionale Situation eingebettet. Die Besonderheit des Projekts liegt in der Mitarbeit von 18 Kulturvermittlerinnen im Museum. Die einzelnen Kulturvermittlerinnen kommen aus unterschiedlichen Altersgruppen und sind auch in ihrem beruflichen Hintergrund nicht homogen. Die Berufe der Kulturvermittlerinnen von Altenpflegerin, Bäuerin, Kulturwanderführerin bis zur Kindergartenpädagogin, spiegeln die Alltagsrealität des Ortes wider. Als eine Reaktion auf eine Ausstellung im Ort, die sich den Biografien und Lebensgeschichten von 5 Männern des Ortes widmet, ist derzeit Elke Krasny als externe Kuratorin verpflichtet, mit den Kulturvermittlerinnen eine alternative Frauengeschichte des Ortes zu erzählen. Ausgangsort der Forschung für die geplante Ausstellung ist der Friedhof von Hittisau. Weitere Methoden werden Interviews, Sammlungsaufrufe, Hinausgehen in die Privathäuser, kurz ein Sammeln von Geschichten und Objekten sein. Eine Kulturanthropologin und eine Fotografin bieten das professionelle Rüstzeug für die 18 Kulturvermittlerinnen, die seit Bestand des Museums ein ständiges Empowerment durch museale Weiterbildung erfahren. Pitscheider Soraperra wies auch auf die realpolitische Auswirkung des Frauenmuseums hin: Während bei Start des Museums eine Frau im Gemeinderat vertreten war, gibt es derzeit eine Quote von 33%.

Mit *Was kann Kunst leisten?* leitete *Wolfgang Zinggl*, KünstlerInnengruppe Wochenklausur, Wien auf die Frage über, welchen Stellenwert Kunst in partizipativen Projekten einnehmen kann. Wochenklausur definiert künstlerische Gestaltung nicht mehr als formalen Akt sondern

als Eingriff in unsere Gesellschaft und nutzt Kunst zur Verringerung gesellschaftspolitischer Defizite. Zinggl stellte in Hall konkrete Projekte vor, um die Arbeitsweise und Ziele von Wochenklausur greifbarer zu machen.

Die Neugestaltung eines Klassenzimmers für eine Mittelschule (1996) etwa: Während Raumaufteilung und Möblierung keine großen Herausforderungen darstellten, war die Wandgestaltung ein Konfliktpunkt im partizipatorischen Prozess. Wer bestimmt die Ästhetik – eine Frage die auch in partizipativen Museumsprojekten immer wieder zum Tragen kommt. In einem Zwischenvorschlag wurde die Wandfläche auf die 19 SchülerInnen aufgeteilt, jeder/jede sollte selbst entscheiden, was damit geschieht. Auch dieser Vorschlag stieß bei den SchülerInnen auf wenig Gegenliebe, zumindest nicht bei den Minimalisten, wie Zinggl betont. Am Ende einigte man sich darauf, drei Wände weiß zu belassen. Für eine Wand konnten Entwürfe eingereicht werden. In einem zweiten Beispiel, dem Festival der Regionen in Ottenbach (1997), stellte sich die Frage nach den spezifischen Bedürfnissen der BewohnerInnen von Ottenbach. Als Methode wurden Postwurfsendungen mit einem Rücklauf von 80%, verwendet. Als Haupthemen kristallisierten sich die Gruppe der 15- bis 16-jährigen Ottenbacher heraus, ältere Menschen sowie der Ortskern von Ottenbach. In der Retrospektive führte das Jugendthema zu einem Skaterplatz, das Thema der Älteren in Ottenbach stieß auf wenig Widerhall, die sogenannte Ortskerngruppe führte zur Gründung einer Partei, die seitdem Stimmenstärkste ist. Zinggl wies in seinem Vortrag darauf hin, dass es für Partizipation und Mitbestimmung kein Rezept gibt und immer spezifische Bedürfnisse zu beachten sind. In Anlehnung an Zinggls Beispiele ließe sich Partizipation als Mediationsprozess definieren, der zwischen verschiedenen Gruppen vermittelt und dabei kreative Lösungen und Moderation erfordert.

Tischgespräche haben nach diesen sechs Impulsvorträgen die Möglichkeit geboten, mit den Verantwortlichen der vorgestellten Projekte zu diskutieren. In zwanzigminütigen Diskussionen wurden projektspezifische Fragen näher erläutert und Themen für das Kuratieren in partizipativen Settings abgeleitet. In einer abschließenden Diskussion wurde versucht, die im Zuge der Tagung aufgetauchten prinzipielleren Fragen nochmals zusammenzufassen: Was bedeutet Identifikation durch Partizipation? Ist Partizipation sich selbst Zweck, ein neues Facebook? Verändert Partizipation die Wahrnehmung des

Museums? Wer ist eingeladen zu partizipieren? Wer bestimmt die Spielregeln? Welche Wünsche von externen KuratorInnen gibt es an die Institutionen? Und zentral bei dieser Tagung: Was heißt Partizipation für unterschiedliche Häuser? Die zwei Tage boten vor allem die Mikroperspektive verschiedener Museen und somit Einblick, inwieweit Ideale einer Partizipation und Realität sich treffen. Die vorgestellten Projekte haben in ihrer Vielschichtigkeit gezeigt, dass sich dem Begriff der Partizipation nur unter Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes der praxeologischen Arbeit und des Ausstellungshauses zu nähern ist.

Kathrina Dankl

Weltenmaschine Museum. Österreichischer Museumstag 2011, Graz, 24.–26. November 2011

200 Jahre Universalmuseum Joanneum, die Neueröffnung des gleichnamigen Museumsviertels in Graz (»Joanneumsviertel«) und Österreichischer Museumstag – ein Großereignis. Genügend Gründe zum Feiern?

Nein, denn abgesehen von einer guten Konzeption und Organisation des Museumstages durch die Museumsakademie Joanneum (Bettina Habsburg-Lothringen und Team) erscheint Kritik angemessener. Die Tagung fand ausgerechnet im Grazer Volkskundemuseum statt, das nur wenige Wochen vorher in seinem Betrieb derart beschränkt wurde, dass es einer Schließung gleich kommt. Diese Restrukturierungsmaßnahmen wurden aus Kostengründen gesetzt, offenbar waren die Besucherzahlen auch nicht überzeugend. BesucherInnen sind aber Produkt der Werbung wie auch der Willensbildung und Interessensfelder des jeweiligen Museumsmanagements. Wer das Grazer Volkskundemuseum mit seiner Schausammlung und den stimmigen wie anregenden Konzepten Eva Kreissls, die dort die Sonderausstellungen in unterschiedlichen Formaten entwickelt, kennt, sah in der Vergangenheit prospektive und qualitativ hochwertige Museumsarbeit, die nunmehr der Öffentlichkeit vorenthalten bleibt.

»Weltenmaschine Museum« benennt das Konzept des Museumstages. Der Fokus der unterschiedlichen Veranstaltungsformate galt der Zukunft der Museen und der Frage, wie diese die Welt fassen können. Die Idee zu diesem Konzept spielte mit einer langfristig geplanten Initiative des Österreichischen Museumsbundes zusammen. Schon zu Beginn des Jahres 2011 begann die Planung einer Imagekampagne für die Museumsgemeinschaft (*InsMuseum.com,* 100 Tage – 100 Objekte – 100 Museen ist seit April 2012 online[1]).

In mehreren Schritten sollte an aktuellen wie zukunftsorientierten Grundlagen der Museumsarbeit in Österreich gearbeitet werden. Von Seiten des Museumsbundes wurde ein Initialpapier vorgelegt, das im Frühjahr 2011 in einer erweiterten Runde aus Proponenten des Museumsbundes und ICOM Österreich diskutiert wurde. Diese Evaluierungsrunde war (wieder einmal) überlagert von Animositäten zwischen den beiden Vereinigungen, eine Situation, die inhaltlich nicht förderlich und im Grunde nicht akzeptabel ist. Von Seiten ICOM Österreich war wenig konstruktive Kritik eingebracht worden. Dass beim Museumstag selbst im Rahmen der Abschlussdiskussion wieder entsprechende Misstöne am international besetzten Podium laut wurden, behinderte die sachliche Diskussion maßgeblich. Dort saßen neben *Peter Assmann* (Österreichischer Museumsbund) und *Wilfried Seipel* (ICOM Österreich), *Gianna Mina* (Präsidentin der Museen der Schweiz), *Othmar Parteli* (Koordinator der Südtiroler Landesmuseen) und *Volker Rodekamp* (Präsident des Deutschen Museumsbundes).

Am Beginn der Tagung standen zwei Vorträge von *Beat Wyss* (Schweizerisches Institut für Kunstgeschichte, Zürich) und *Clementine Deliss* (Weltkulturen Museum, Frankfurt).

Deliss erläuterte ihre Konzeption und Funktionalität des am Museum neu eingerichteten Labors. Es ist mittlerweile schon eines von vielen in der mitteleuropäischen Museumsszene und vergibt sich, wie sich aus ihren Darstellungen herauslesen ließ, leider die Chance, nachhaltig für Museumsarbeit wie Museumsstruktur wirksam zu werden. Die Konzeption bleibt auf der Ebene künstlerischer Interventionen und Interaktionen stehen, sie droht am Museum und seinen inhaltlichen Bedürfnissen vorbeizuarbeiten.

1 http://insmuseum.com

Beat Wyss bezog sich in seinem Vortrag auf das Joanneum im Kontext europäischer Sammlungsgeschichte, wobei er sich mit der historischen Etymologie des Museumsbegriffs und der Aktualität der Wunderkammern im Museumsdiskurs auseinandersetzte.

Einer der inhaltlichen Höhepunkte des Museumstages trug den Titel »Schauplatz des Wissens. Dreißig Objekte repräsentieren die Welt«. In einem messeähnlichen Ausstellungsformat präsentierten 30 Museen jeweils ein Objekt aus ihren Sammlungen.

Wer es schaffte, sich vom Mittagstisch zu erheben und den Weg zum Tagungsort zurückzulegen, überzeugte sich vom Engagement der Beteiligten, aber auch von der Vielfalt der Ansätze. Die Summe der museologischen Stellungnahmen in ihren unterschiedlichen Qualitäten war zumindest ein anregender Zwischenschritt zu einem wesentlichen Programmpunkt des Folgetages: der Diskussion in Kleingruppen anhand der vom Museumsbund vorgelegten inhaltlichen Grundlagen zur Erstellung eines Strategiepapiers zu einer besseren Positionierung österreichischer Museen. Das Ziel dieser Unternehmung liegt darin, sowohl Medien als auch die kulturpolitischen Verantwortlichen auf Leistungen und Bedürfnisse österreichischer Museen hinzuweisen. Das Setting organisierte wiederum Bettina Habsburg-Lothringen, und abseits der immerwährend kritischen Stimmen erbrachten die vielen Beteiligten brauchbare Inputs.

Auf Begrüßungsformeln und einleitende Worte bei einer Tagung würde normalerweise in einem Bericht kaum hingewiesen werden. Da aber vor kurzem, im Mai 2012, in Stuttgart – und damit vollziehen wir einen kurzen Ortswechsel – der Deutsche Museumstag unter dem Thema »Alle Welt im Museum? Museen in der Pluralen Gesellschaft« stattfand, soll dies doch geschehen.

Beim Deutschen Museumstag war das Line up der Eröffnenden beeindruckend: Vom Staatsminister für Kultur und Medien über den Staatssekretär des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden Württemberg bis hin zur Bürgermeisterin der Stadt Stuttgart reichte der politische Teil der Eröffnung. Das mag als Hinweis auf den hohen Stellenwert der deutschen Museen in der Kulturpolitik unserer Nachbarn verstanden werden.

Und wenn nur die Hälfte des Gesagten dort auch politisch gelebt wird, dann ist im Unterschied zu Österreich eine entsprechend hohe politische Verantwortung für die Anliegen der Museen zu spüren. Professionalität drückt sich bei den Nachbarn nicht durch vordergründige

marktwirtschaftliche Kommentare aus, sondern durch Wissen und Anteilnahme an der Rolle der Museen in der Gesellschaft. Diese unterstrich die ehemalige Bundestagspräsidentin *Rita Süssmuth* in ihrem Einführungsvortrag »Interkulturelle Bildung: Migration, Integration und Museen«. Sie kam auf Bildungsansätze bei Kindern und Jugendlichen zu sprechen und stellte dabei prägnant und einfühlsam den Wert der »kulturellen Bildung« als Grundlage für alle weiteren Lernschritte in das Zentrum ihrer Rede. Museen sind diese Orte für kulturelle Bildung. Zurück in Österreich stellt sich die Frage: Wird das auch hier verstanden und gelebt?

Matthias Beitl

Superstition – Dingwelten des Irrationalen. 16. bis 19. November 2011, Volkskundemuseum Graz

Vom 16. bis 19. November vergangenen Jahres wurde am Volkskundemuseum Graz das Phänomen des »Aberglaubens« verhandelt. Die Anführungszeichen deuten bereits darauf hin, was während der Tagung immer wieder diskutiert werden sollte, dass nämlich die Schwierigkeiten bei der Beschäftigung mit der Thematik bereits bei der Begrifflichkeit beginnen: Aberglaube, Magie, Superstition, Spiritualität, populäre Religion, Volksglaube und viele andere sind Bezeichnungen für widerspenstige Handlungs-, Denk- und Empfindungssysteme. In der Vergangenheit und noch heute wurden und werden »abergläubische« Vorstellungen und Praktiken mit (Ab-)Wertungen und Zuschreibungen belegt, da sie sich etablierten Rationalitätskriterien widersetzen. Wissenschaftliche Auseinandersetzungen jedoch müssen vorauseilende Urteile vermeiden, wenn sie ihren Forschungsgegenstand verstehen wollen. Die folgenden Ausführungen lassen die Tagung Revue passieren. Die Vorträge werden in chronologischer Reihenfolge skizziert und im Anschluss daran die zentralsten Punkte der Diskussionen resümierend zusammengefasst.

Die Tagung markierte den Abschluss eines gleichnamigen Forschungsprojektes des Grazer Volkskundemuseums in Kooperation mit dem Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie an der

Universität Graz, das im Rahmen des Förderungsschwerpunktes des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung *forMuse* (Forschung an Museen) durchgeführt wurde. Zwei Jahre lang widmeten sich Eva Kreissl, die auch die Tagung organisierte, Roswitha Orac-Stipperger, Gabriele Ponisch, Michael Greger und Matthäus Vobruba irrationalen (Ding-)Welten. Dass sich aus der geplanten »kleinen« Arbeitstagung ein umfangreiches Symposium entwickelte, an dem sich über 20 VertreterInnen aus verschiedenen Disziplinen beteiligten, deutet auf die Aktualität von parallelen Sinnkonzepten in der krisenhaften Alltagswelt hin, mit welchen sich nicht nur die empirische Kulturwissenschaft Volkskunde beschäftigt. Aus unterschiedlichen Perspektiven wurden Fragen nach den Logiken, Funktionen und Bedeutungen superstitiöser Weltaneignung gestellt und der methodischen Begreifbarkeit dieser Sinnwelten nachgegangen. Nicht zuletzt wurde auch das Problem der Ausstellbarkeit von »irrationalen« (Ding-)Welten in Museen diskutiert.

Nach Begrüßungsworten von *Wolfgang Muchitsch* (Universalmuseum Joanneum), *Roswitha Orac-Stipperger* (Volkskundemuseum Graz), *Johanna Rolshoven* (Institut für Volkskunde Graz) und *Ursula Brustmann* (BMWF) eröffnete *Christoph Daxelmüller* (Würzburg) am Mittwochabend die Tagung mit einem Reigen über den »kleinen Aberglauben« im Alltagsleben. Daxelmüller diagnostizierte Aberglauben als Irrglauben, der das jeweils Andere im Gegensatz zum eigenen Glauben sei, d.h. ein Standpunkt, den man selbst nicht einnimmt. Seine Historizität zeigt der Aberglaube als noch unbewiesene Wissenschaft von morgen, deren Legitimation durch die Gesellschaft noch aussteht. Mit dem Glauben habe der Aberglauben gemein, dass er Wissen ausschließe und gegen die Vernunft sei. Anhand unterschiedlicher Bildquellen beleuchtete Daxelmüller die Bildmächtigkeit des Aberglaubens. Er lasse sich als Konstitutive und Handlungsprinzip des Alltags und Erklärungsmodell für die Welt fassen. Fest stehe, so kam Daxelmüller zum Schluss, dass Aberglaube »unausrottbar« sei und sich selbst immer neu schaffe.

Martin Scharfe (Marburg) startete am Donnerstagvormittag mit grundlegenden kulturtheoretischen Überlegungen zum Phänomen »Aberglauben« das reguläre Tagungsprogramm. Dabei plädierte er dafür, das »verdorbene« Wort vom »Etikett des Irrationalen« zu befreien, um Aberglauben als Denk- und Empfindungssystem, das neben der allgemein anerkannten Wahrheit bzw. Vernunft existiert und über eine

eigene Rationalität verfügt, fassen und verstehen zu können. Als historische Hintergrundfolie dienten ihm die Epoche der Aufklärung und die These, dass Superstition als »Gebärde eines ursprünglichen Aufbruchs« anzuerkennen sei. Scharfe nimmt die Distanzbekundung des Begriffs ernst, wenn er ihn zu »Wider-Glauben« verschärft. Dies ermögliche, Superstition als ursprünglich doppelte kulturelle Opposition zu fassen: einerseits zur offiziellen Religion und andererseits zum Ausgeliefertsein an das Schicksal. Superstition wurde so kenntlich gemacht als alte Kulturtechnik des zivilisatorischen Fortschritts, die sich die Welt beherrschbar und verstehbar macht, z.B. als Bannung des Unbewussten und der Angst. Dies mache Superstition mit der Technik verwandt. Scharfes Konzeption des Aberglaubens als »Lokal-Philosophie« zur Welterklärung und -handhabung wendet sich nicht nur gegen das aufklärerische Vernunftmonopol, sondern auch gegen die bisherige wissenschaftliche Beschäftigung. Er plädierte für eine kulturwissenschaftliche Umschreibung und Neu-Einordnung des Phänomens. Ein Anliegen, das während des Symposiums immer wieder für viel Diskussionsstoff sorgte. *Angela Treiber* (Eichstätt) machte in ihrem Vortrag »Zum Wandel der Diskurse um Superstition – Irrationalität – Spiritualität« deutlich, dass es bei der Beschäftigung mit Aberglauben immer um die übergeordnete Frage nach der normativen Dichotomie zwischen Rationalität und Irrationalität gehe. Dass Superstition mit Semantiken des Irrationalen belegt wird, verweise auf westliche Deutungs- und (Ab-)Wertungskontexte: Superstitiöse Vorstellungen und Praktiken widersprechen dem fundamentalen Geltungsanspruch des Vernunfts- und Rationalitätsparadigmas der Moderne. Der Blick auf die alltägliche Praxis zeigt jedoch, dass der Großteil des alltäglichen Handelns nicht absichtsvoll erfolgt und in diesem Sinne als »irrational« bzw. nach Weber als »traditional« erkannt werden müsse. Anhand des Beispiels einer Ikone der Mutter Gottes, die an der Steuerkonsole eines ukrainischen Kernreaktors angebracht ist, zeigte Treiber auf, dass verschiedene Weltdeutungen in der Alltagspraxis auf natürliche Weise kombiniert werden. Technik und Glaube schließen einander nicht aus, sondern ergänzen sich auf sinnhafte Weise. Folglich wäre jede Beschreibung der Lebens- und Alltagswelt eine »Ethnografie des Irrationalen«, so Treibers These. Die sich daraus ableitende Frage sei, welcher erkenntnisleitende Stellenwert Irrationalitätsunterstellungen, wenn überhaupt, bei der Beschäftigung mit magischen Praktiken zugesprochen werden kann. Dem »magischen Narrativ« war *Anton Distelberger* (Wien) an-

hand dreier Lebensgeschichten auf der Spur. Dass die Erzählenden im Akt des Erinnerns den vergangenen Ereignissen Wundercharakter attestieren, veranlasste Distelberger zur These von der Magie als »Sinnkonstruktion im sozialen Raum«. Das Magische erhält in der Retrospektive der sich Erinnernden einen konstitutiven Stellenwert. Die weiteren Vorträge am Donnerstag beschäftigten sich aus historischer Perspektive mit dem Tagungsthema. Basierend auf Quellen-Studien lieferten die ReferentInnen Einblicke in historische »Lokal-Philosophien«, verstanden im Sinne Martin Scharfes als lokale Denk- und Handlungssysteme. *Christian Bachhiesl* (Graz) vom Hans-Gross-Kriminalmuseum referierte über den Paradigmenwechsel im Umgang mit Aberglauben, der sich um 1900 in der Kriminologie vollzog. Das naturwissenschaftliche Bestreben der Kriminalwissenschaften, Verbrechen empirisch-exakt aufzuklären, führte zur Rationalisierung des Irrationalen: Aberglaube als gängiges Motiv für Straftaten wurde im Zuge ihrer Pathologisierung um die Jahrhundertwende »abgeschafft« und zu einem irrelevanten Phänomen für die Kriminologie. Dem volksaufklärerischen Diskurs der Aberglaubenskritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert widmete sich *Nicole Waibel* (Augsburg). Der Eliten-Diskurs, der zur Bekämpfung des Aberglaubens beitragen sollte, zeigt die Widersprüchlichkeit der Praxis auf. Die akribischen Aufzeichnungen führten ungewollt zur Verbreitung von abergläubischen Praktiken, können sie doch als Anleitungen gelesen werden und fixierten abergläubische Wissensbestände. *Johann Tomaschek* (Admont) beleuchtete in seinem Vortrag Benediktus-Segen und Benediktus-Medaille. Die Volkskunde interessiere hierbei vor allem die Handhabung des Gegenstandes, die über christliche oder abergläubische Bedeutung entscheidet. *Elfriede Grabner* (Graz) wiederum dienten die Schriften des in der Steiermark wirkenden Arztes Adam von Lebenwaldt (1624–1696) als Quelle für magisches Denken und Handeln im 17. Jahrhundert. Aberglaube wird als widersprüchliches Faszinosum offenbar, an dem trotz Ablehnung festgehalten wird, da die Existenz von Hexen und Zauberern nicht bezweifelt wird. Den magischen Elementen in der steirischen Volksmedizin des 18. und 19. Jahrhunderts ging die Historikerin *Elke Hammer-Luza* (Graz) auf die Spur. Den Fokus richtete sie dabei auf den betrügerischen Umgang mit dem magischen Volksglauben. An den rechtlichen Sanktionierungen der Betrügereien, die als Quellen vorliegen, lasse sich die zugewiesene Wirkkraft der Volksmagie ablesen. Der Archäologe *Harald Stadler* (Innsbruck)

rückte anhand einer Fundgeschichte dem Aberglauben auf den Leib, und dies im wahrsten Sinne des Wortes: Eine in Tarrenz aufgefundene Tote kann aufgrund der Beifunde als Heilerin rekonstruiert werden, die Anfang des 17. Jahrhunderts vermutlich aus abergläubischen Motiven umgebracht wurde.

Karl-Heinz Götterts (Köln) öffentlicher Vortrag am Donnerstagabend arbeitete in einem profunden epistemologischen Überblick von der Antike bis zur Renaissance Aberglauben als Geschichtsprozess heraus. Der Blick in die Historie zeige, dass Verteidigung und Kritik des Magischen immer auf verschlungene Weise nebeneinander existierten und nicht von einem »konsequenten Erkenntnisfortschritt« des Wissens ausgegangen werden kann, der den Aberglauben ad absurdum führte. Vielmehr dienen Wissenschaft und Aberglauben gleichermaßen dem Fortschritt, so Göttert.

Die Vorträge von *Andreas J. Obrecht* (Wien) und *Andreas Hartmann* (Münster) näherten sich dem Aberglauben aus kulturvergleichender Perspektive. Am dritten Tag des Symposiums wurde der Versuch unternommen, den eurozentrischen Blick zu erweitern und über den Tellerrand der westlichen Selbstverständlichkeiten zu schauen. Ausgehend von Forschungsaufenthalten in ostasiatischen und ostafrikanischen Ländern stellte Obrecht die These auf, dass es »abertausende magische Kulturen« auf der Welt gebe. »Andere« Kulturen verfügen über ein magisches Weltbild, wobei Obrecht Magie als Wissen konzipierte, das ein Umgebensein von metaphysischen Mächten und Kräften meint. Dieses unterscheide sich von unserem »modernen« Wissen in den Dimensionen der Zeit, Abstraktion und Säkularisierung. Andreas Hartmann ging anhand eines Kulturvergleichs zwischen Deutschland und Thailand der Frage nach den alltagskulturellen Logiken so genannter abergläubischer Praktiken und der Bedeutung der dabei verwendeten Objekte nach. Dabei führte er den Begriff der »Ding-Lebendigkeit« ein. Da abergläubisches Handeln an die jeweilige Gesellschaftsordnung und spezifische kosmologische Vorstellungen gebunden sei, komme ihm je nach Kontext eine andere Bedeutung zu. Die beiden Referate zeigten auf, dass die Beschäftigung mit magischem Denken und Handeln der Kontextualisierung bedarf und bei den AkteurInnen ansetzen muss. Die Konzepte von »Irrationalität« und »Rationalität« mit ihrem wertenden Impetus entpuppen sich durch den kulturvergleichenden Zugang als nicht-universal. Sie müssen relativiert und in Frage gestellt werden. Das Aufbrechen der Grenze des europäischen Raumes

erweist sich als fruchtbar bei der Erforschung irrationaler (Ding-)Welten. *Anette Weber* (Heidelberg) diskutierte in ihrem Beitrag unter dem Aspekt des Kulturtransfers (aber-)gläubische Praktiken, die seit dem Mittelalter den christlichen wie jüdischen Umgang mit der Mazze bestimmen. Das Phänomen zeige auf, dass Aberglaube als Machtderivat der Kirche betrachtet werden kann, das Wissen zu Unwissen und letztlich zu Aberglauben mutieren und aus der Verwendung unverstandener jüdischer Rituale antisemitische Interpretationen ableiten lässt. Die Historikerin *Eva Labouvie* (Magdeburg) fragte in ihrem Vortrag nach der Beschaffenheit der »weiblichen Kultur um die Geburt« in der Frühen Neuzeit. Da die Zeit um Schwangerschaft und Wochenbett als gefahrvolle Übergangsphase begriffen wurde, versuchten die weiblichen Akteure sich und ihre Kinder mit einem Repertoire an Schutz- und Abwehrpraktiken zu schützen. Das Magische zeigt sich als eine wichtige und »gewöhnliche« Komponente bei der Bewältigung weiblicher Alltagsrealität. Anhand von Quellen zu Kindsmordprozessen, die häufig in Hexenprozesse mündeten, versuchte Labouvie die zauberischen und magischen Praktiken zu kontextualisieren und Semantiken offenzulegen. Auch *Sonja Maria Bachhiesl* (Graz) rückte das Weibliche ins Zentrum ihrer Ausführungen, indem sie Schwangere und Kinder betreffende Kriminalfälle um 1900 thematisierte, deren detaillierte Beschreibung vor allem die Positionen der Kriminologie dechiffrierte. Die Referate von *P. Benedikt Plank* (Stift St. Lambrecht) und *Michael Greger* (Graz) widmeten sich dem »Priester-Volkskundler« Romuald Pramberger (1877–1967). Während Plank einen Abriss über dessen Leben und Wirken gab, berichtete Greger von der volkskundlichen Monographie Prambergers in 42 Bänden, die dieser dem Volkskundemuseum stiftete, und von seiner umfangreichen Sammlung in Stift St. Lambrecht, deren Superstitiosa im Rahmen des Forschungsprojektes aufgearbeitet wurden. Der sogenannte »Volksglaube« findet auf materielle und immaterielle Weise Eingang in die Sammlung. Die beiden letzten Vorträge von *Adela Pukl* (Ljubljana) und *Peter Keller* (Salzburg) am Freitagnachmittag gaben Einblicke in die museale Praxis. Ausgehend vom superstitiösen Bestand des Slowenischen Ethnografischen Museums lieferte Pukl interessante Anregungen für eine gegenwartsorientierte Museumsarbeit: Aberglaube müsse als immaterielles Erbe verstanden werden, das an Praktiken und Vorstellungen der Akteure gebunden ist. Als solches könne es nur dokumentiert werden. Sobald superstitiöse Objekte im Museum ausgestellt werden, verlieren sie ihre

Funktion und werden dem Kontext entrissen. Im Zentrum von Ausstellungen sollen Fragen nach den individuell zugeschriebenen Funktionen und Bedeutungen von abergläubischen Praktiken und Artefakten stehen, so Pukl. Außerdem seien neue Formen des Aberglaubens, die sich durch Globalisierung und digitale Medien entwickeln, in die Museumspraxis zu integrieren. Die von Peter Keller kuratierte Ausstellung »Glaube und Aberglaube« (Dommuseum Salzburg 2010) versammelte circa 1800 Amulette, Medaillen und Andachtsbildchen aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. Keller hob die Wichtigkeit der historischen und theologischen Kontextualisierung der ausgestellten Objekte hervor. Nur so können ironische Distanzierung und Wertungen vermieden werden. Außerdem warf er die Frage auf, ob das Geheime, Gefährliche und Kuriose, das dem Aberglauben häufig anhaftet, als Türöffner für Ausstellungen benutzt werden dürfe.

Der letzte Vormittag der Tagung widmete sich rezenten Phänomenen des Aberglaubens. Die psychoanalytische Perspektive brachte *Bernd Rieken* (Wien/Paris) in den Aberglauben-Diskurs ein. Anhand zweier Fallanalysen zeigte er auf, dass Magisches Teil der Alltagsrealität sein kann. Zwar wären magische Prinzipien typisch für so genannte »archaische« Gesellschaften, doch auch in modernen, »individualistischen« treffe man sie an. Dies versuchte Rieken mit der Müller'schen Theorie des Egozentrismus zu erklären, die superstitiöses Denken als Wahrnehmungskompendium verschiedenster Erscheinungen mit dem Ich als kausalem Mittelpunkt deutet. Anhand des Wünschelrutengehens stellte *Hubert Knoblauch* (Berlin) die These von der Transformation der Religion auf. Die Religion sei nicht, wie in der Regel angenommen, in einem Prozess der Säkularisierung verschwunden. Da die Weber'sche »Entzauberung der Welt« nie stattgefunden habe, so Knoblauch, könne die Religion auch nicht wiederkehren. Stattdessen sei von einem Veränderungsprozess vom Aberglauben zur »populären Religion« auszugehen. Diese Transformation, Umdeutung und Durchmischung der Wissenssysteme erkläre beispielsweise, warum einstiger »Aberglaube« heute legitimiert sei.

Zum Abschluss präsentierten *Eva Kreissl* (Graz) und *Gabriele Ponisch* (Graz) das Forschungsprojekt »Superstition – Dingwelten des Irrationalen«, dessen Ziel es war, die superstitiösen Bestände des Volkskundemuseums aufzuarbeiten und in den Kontext von Umgangswissen und Praktiken aktueller Popularmagie zu stellen. Die am Museum beheimateten Textarchive von P. Romuald Pramberger und

Franz Ferk wurden aufgearbeitet und mit wissenschaftlichen Arbeiten von der Aufklärung bis heute kontextualisiert. Außerdem wurden Felduntersuchungen zu magischen Praktiken durchgeführt, um das Spektrum der populären Magie im Alltag auszuloten. Praktizierende HeilerInnen aus unterschiedlichen Generationen und Kinder bzw. Jugendliche verweisen auf den hohen Stellenwert des Dinggebrauchs und damit einhergehenden Deutungsprozessen. Die Perspektive der handelnden Akteure ermöglicht es, so Kreissl, superstitiöses Handeln und Denken als Logiken zu begreifen, die in Opposition zur hegemonialen Kirche und aufgeklärten Wissenschaft stehen. Es zeige sich, dass biographisch geforscht werden muss, da superstitiöse Dinge mit individuellen Deutungsgeschichten aufgeladen werden. Von den Forschungsergebnissen ausgehend wurde eine Sammlungssystematik entwickelt, die als Grundlage für die Fortführung der Sammlung im Volkskundemuseum dient und schließlich in einer Ausstellung münden soll.

Die Ziele der Tagung, die Diskussion um »Aberglauben« anzuregen und die Problematiken der wissenschaftlichen Beschäftigung abzustecken, wurden gemeistert – wenn auch nicht gelöst. Vieles blieb offen und der aktuelle Stand der Volkskunde in der Aberglaubens-Forschung ist nach wie vor ungeklärt. Scharfe bezeichnete die Diskussionen nicht zu Unrecht als »Berg- und Tal-Tour«: Da von keinem gemeinsamen Aberglaubens-Begriff und -Verständnis ausgegangen werden konnte, wurde immer wieder über die grundsätzlichen Aspekte der Historisierung und Kontextualisierung verhandelt. Nicht nur die Begrifflichkeiten, sondern auch der Aberglaube als Interpretament bedürfen einer genaueren Verortung als es bislang der Fall ist. Problematisch erwiesen sich auch Zuschreibungen wie Irrationalität, Rationalität oder modern, magisch. »Abergläubische« Praktiken stehen auf bezeichnende Weise in Verbindung mit bedeutungsvollem Ding-Gebrauch. Wie diese Dinge operationalisierbar gemacht werden können, stand ebenfalls im Mittelpunkt der Diskussionen. Von den Dingen als »Vexierbilder«, die je nach Verwendung ihre Bedeutung erlangen und letztendlich in eine Kontextdiskussion münden, sprach Scharfe. Hubert Knoblauch plädierte im Sinne Bruno Latours für die Betrachtung der Dinge in ihrem Vollzug, die erst *in actu* ihre Bedeutung erlangen. An der Volkskunde kritisierte er, dass sie die wichtige Position des Materiellen, die ihr eigen sei, im Bereich des »Aberglaubens« nicht ausspiele. Andreas Hartmann wiederum stellte die ernüchternde Vermutung an, dass

Aberglaube nicht museal ausstellbar sei, da dessen »Ding-Lebendigkeit« im Museum nicht dokumentiert werden könne. Wie eine museale Umsetzung dennoch aussehen kann, wird sich bei der Ausstellung im Volkskundemuseum, die im Mai 2013 eröffnet wird, zeigen. Für viel Diskussionsstoff sorgte schließlich noch Karl-Heinz Götterts Frage, ob die Volkskunde als »Verwalter des Aberglaubens« von der Krise der Wissenschaft profitiere. Schließlich zeige die populäre Kultur, mit der sich die Volkskunde unter anderem auseinandersetzt, der Wissenschaft auf, was diese falsch macht. Es lässt sich mit Gabriele Ponischs Worten schließen, dass eine Tagung oder ein begrenztes Forschungsprojekt nicht Punkte setzen kann und soll, sondern Fragezeichen. Neben vielen Fragen, die in Zukunft noch aufgeworfen und beantwortet werden, darf man sich zunächst auf den Sammelband zur Tagung, der im Herbst 2012 erscheint, freuen.

Maria Maierhofer

Neuerscheinung

Walter Deutsch und Gerlinde Haid
CHORDOPHONE
Musikinstrumente – Teil 2
In Zusammenarbeit mit dem Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie – Wien und dem Österreichischen Volksliedwerk unter Mitarbeit von Ernst Spirk und Nikolaus Blach mit einem Beitrag von Margot Schindler

Der zweite Teil des Katalogs zur Musikinstrumentensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien stellt ein Verzeichnis elementarer Formen innerhalb des Musikinstrumentariums vor: die Chordophone, die etwa ein Viertel des Bestandes an Musikinstrumenten repräsentieren und einen exquisiten Bestand an 38 Guslen v.a. aus dalmatinischen, bosnischen und serbischen Sammelgebieten beinhalten. Untersuchung und Beschreibung der Instrumente erfolgten vor allem im Sinne der bewährten Systematik von Curt Sachs und Erich Moritz von Hornbostel, ergänzt durch die jüngsten Ergebnisse der europäischen Volksmusikinstrumentenforschung. Die wissenschaftliche Verfügbarkeit der Sammlung für weiterführendes vergleichendes Arbeiten an mitteleuropäischen Beständen ist damit gewährleistet. Den einzelnen Instrumententypen sind allgemeine Anmerkungen und Zitate zu Geschichte, Herstellung und Funktion vorangestellt.

Inhalt
Margot Schindler: Vorwort; Walter Deutsch: Einleitung und Anmerkungen zur Katalogisierung, Katalogteil mit 150 Instrumenten, Literaturverzeichnis, Register der Namen, Orte, Regionen und Sachen

Wien, Verlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 2012
215 Seiten, zahlr. sw-Abb. und Ill.,
21,5 × 24, brosch.
(= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, 29)
ISBN 978-3-902381-20-0
€ 24,– (exkl. Versand), € 16.–
(für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Bestellungen
Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@ volkskundemuseum.at

Literatur der Volkskunde

Gerlinde Malli: »Sie müssen nur wollen«. Gefährdete Jugendliche im institutionellen Setting. Konstanz: UVK 2010, 198 Seiten.
Gilles Reckinger: Perspektive Prekarität. Wege benachteiligter Jugendlicher in den transformierten Arbeitsmarkt. Konstanz: UVK 2010, 180 Seiten.
Diana Reiners: Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft. Konstanz: UVK 2010, 236 Seiten.

Das DOC-Team-Programm der österreichischen Akademie der Wissenschaften macht die Kooperation von ForscherInnen sowie die Entwicklung eines integrativen Konzepts zur Auflage für eine Förderung. Wie außerordentlich gewinnbringend das teamorientierte Arbeiten sein kann, zeigen die drei Grazer Dissertationen von Gerlinde Malli, Gilles Reckinger und Diana Reiners. Alle drei Arbeiten sind im Kontext von einflussreichen Studien zur Prekaritätsforschung entstanden, allen voran Pierre Bourdieu: Das Elend der Welt (1993, dt. 1997), der auch für die Forschungen des Betreuungsteams wegweisend war, darunter Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.: Das ganz alltägliche Elend, 2003) und Franz Schultheis und Kristina Schulz (Hg.: Gesellschaft mit begrenzter Haftung, 2005). Die Ethnopsychoanalytikerin Florence Weiss supervidierte die Projekte. Das Ziel der drei Dissertationen ist es, mit ethnografischer Forschung ökonomische, soziale und kulturelle Transformationen anhand ihrer Auswirkungen auf Jugendliche und ihre spezifischen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster zu beleuchten und die Auswirkungen von Politik und Ökonomie auf die Lebenswelten der AkteurInnen sichtbar zu machen. Damit erhalten die Bücher ebenso kulturwissenschaftliche wie gesellschaftliche Relevanz.

Gemeinsam ist den Autorinnen und dem Autor zudem der empirische Zugang mittels qualitativer Interviews und teilnehmender Beobachtungen in einer dreijährigen Langzeitethnografie sowie der hochreflektierte Umgang mit der Subjektivität der Forschenden nach ethnopsychoanalytischen Anforderungen. Hierin liegt, soviel sei hier schon gesagt, eine große Stärke aller drei Arbeiten: Die Art und Weise, wie Herangehensweisen transparent gemacht, Konflikte offen gelegt und die Dynamiken der Beziehungen befragt und reflektiert wird, geht über Selbstreflektionen hinaus und zeigt wiederum das große Potential des vernetzten Forschens auf.

Zur Würdigung der Einzelprojekte: Gerlinde Mallis Buch trägt mit dem Titel »›Sie müssen nur wollen‹. Gefährdete Jugendliche im institutionellen Setting« bereits die Grundannahme des Gesamtprojekts (»Sie müssen nur wollen. Eine kulturwissenschaftliche Bestandsaufnahme sozialer Umbrüche in jugendlichen Lebenswelten«) in sich: Neo-soziale Selbsttechnologien werden zu Leitlinien der gesellschaftlichen Wahrnehmung wie der Sozialen Arbeit in ihrer institutionalisierten Form. Mallis ideologiekritisches Forschungsinteresse ist auf die Erfahrungen Jugendlicher in institutionellen Betreuungsmaßnahmen gerichtet, ihr thematischer Ansatz bezieht daher am stärksten von den drei Arbeiten aktuelle politische Entwicklungen in die Analyse mit ein. Die institutionellen Logiken des Ausschlusses, der Eingliederung und der Hilfe treffen dabei auf widersprüchliche Wahrnehmungen und Praktiken der Abwehr, des Widerstandes und der Delinquenz. Mit diesen Praktiken bereiten sich die Jugendlichen auf ein Leben in der Prekarität vor, Malli nennt dies »Learning for precarity« (S. 173). So zeigt das Fallbeispiel Andreas auf, wie in sozialen Einrichtungen gesellschaftliche Machtverhältnisse mit Strategien der Selbstproduktion kombiniert werden. Die Diskrepanz zwischen eigenverantwortlicher Lebensführung und eigenen Möglichkeiten führt zu einem paradoxen Bild: Andreas nimmt die Forderung nach Eigenverantwortung in erster Linie als Fremdbestimmung wahr und wehrt sich entsprechend. Ähnlich ergeht es auch Lena, die erfolglos versucht, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Ihre Jugend sieht die Sechzehnjährige nicht als Moratorium von Arbeit, sondern versucht, ihr durch Erwerbsarbeit zu entkommen. Dieser Weg führt sie aber nicht über eine Lehrstelle, sondern nur durch eine Warteschleife von Maßnahmen, die integrativ wirken sollen, die Akteurin aber in ihrer Wahrnehmung zur gesellschaftlichen Außenseiterin machen. Lena empfindet einen staatlich geförderten Kurs zur Lehrstellensuche als nutzlos, sie fühlt sich durch ihn vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt und damit stigmatisiert. Der starre Charakter von Eingliederungsmaßnahmen, die ein hohes Maß von Mitwirkung erfordern, bremst die Entwicklung der Jugendlichen und verweist sie auf »Familienkapital« (S. 167). Familie dient ihnen als Symbol für ein »ordentliches Leben«, sie stiftet Orientierung und Identität in der Erfahrung von Intimität und Aufgabe. Malli beobachtet, exemplarisch an ihrem Fallbeispiel des Paares Max und Sophia einen Rückzug ins Private durch die Konstitution familiärer Netzwerke gerade bei denjenigen, deren Herkunftsfamilie die Versprechen von

Sicherheit und Stabilität nicht einlösen konnten. Damit machen sich diese Jugendlichen unsichtbar in gesellschaftlichen Räumen und betreiben eine Selbst-Exklusion. Ihr bewusst rationales und aggressives Auftreten interpretiert Malli als Stigmamanagement in der jugendlichen Konstruktion von Ich-Identität: Indem sie sich umsichtig und schlau Zugang zu staatlichen Geld- und Dienstleistungen verschaffen, kompensieren die Jugendlichen ihre Scham über den sozial schwachen Status und demonstrieren in der Selbstwahrnehmung, dass sie könnten, wenn sie nur wollten.

Jugendliche aus der unteren Mittelschicht, bei denen sich aufgrund schlechter oder fehlender Schulabschlüsse und (damit verbundenen) Brüchen im Elternhaus ein Weg in die Prekarität abzeichnet, stellt Gilles Reckinger in den Mittelpunkt seiner Untersuchung mit dem Titel »Perspektive Prekarität. Wege benachteiligter Jugendlicher in den transformierten Arbeitsmarkt« und in den Fokus von begleitenden Filmen. Für diese bislang in der Sozialforschung wenig beachtete Gruppe der von der Bildfläche verschwundenen AbbrecherInnen lotet er Handlungsspielräume sowie Formen und Dynamiken von Widerständigkeit aus. Auch er stellt den Zusammenhang zwischen sozialen Transformationen und den *trajectoires* (Pierre Bourdieu), den »sozialen Flugbahnen« der jugendlichen AkteurInnen, her. Mit seinem Ziel, diese Bahnen als »sozial strukturiert, aber subjektiv [...] zusammengesetzt«, als »Wechselspiel von struktureller Bedingung und kultureller Praxis« (S. 13) zu begreifen, folgt Reckinger sehr überzeugend Bourdieus praxeologischem Zugang, und es gelingt ihm, den Zusammenhang von makrostrukturellen Bedingungen und Lebenswelt in seiner individuellen Habitualisierung herauszuarbeiten.

Konkret bedeutet das zum Beispiel eine Erweiterung des Arbeitsbegriffs durch illegale Formen des Gelderwerbs wie Drogenhandel, Prostitution und Schattenwirtschaften, welche aber ebenso durch Vorstellungen eines unternehmerischen Selbst geprägt sind. So schildert Reckinger in brillant beschriebenen Fallstudien, wie Drogenkuriere ihre Tätigkeit als neues Unternehmertum deuten und dabei ihre »Bosse« als »businessmen« für ihre Tugenden der Pünktlichkeit und Verlässlichkeit wie für ihre gepflegtes Auftreten bewundern. Die Parallelen zwischen der kapitalistischen Erfolgsgeschichte und den Strategien der Jugendlichen, ihre prekäre Situation zu kompensieren, sind plastisch und deutlich nachvollziehbar. Wenn, wie im Fallbeispiel Benjamin, unbezahlte Arbeit als Einstieg in den Arbeitsmarkt gedeutet wird, um zu

vermeiden, »dass ich so daheim sitze und nichts zu tun habe« (S. 67), zeigt sich, wie sich Selbstaktivierung als gouvernementale Strategie bezahlt macht. Günther führt seinen Schulabbruch, seine Arbeitslosigkeit und sein Alter von 26 Jahren als Grund für seine geringe Selbstachtung an. Erst mit einem Durchbruch zur Selbstaktivierung (»ich bin ja ein anderer geworden«) gelingt es ihm, an die Aktivierungslogik des Sozialstaates anzuknüpfen und einen Hauptschulabschluss extern nachzuholen. Manuela stammt aus einer Gasthausfamilie, deren Betrieb für sie nach dem ersten Schulabbruch die einzige Möglichkeit zur Erwerbsarbeit bietet. Nach einigen Versuchen in der Systemgastronomie und im Einzelhandel kehrt sie alternativlos und daher unzufrieden in den heimischen Betrieb zurück und lernt informell bei ihrer Großmutter kochen. Resigniert fühlt sie sich vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen und erlebt die Familientradition als ökonomischen Zwang. Reckingers letztes Fallbeispiel belegt am eindrucksvollsten, wie sich die Normen der neuen Ökonomien in das Selbstverständnis der AkteurInnen eingeschrieben haben. Georg, 20 Jahre alt, ist modisch gekleidet und legt viel Wert auf sein Äußeres. Nach schlechten Erfahrungen als angestellter Fahrer begibt er sich in eine prekäre Selbstständigkeit als Gebrauchtwagenhändler und schließlich als provisionsabhängiger Terminfahrer. In diesen Erfahrungen lässt sich die Entwicklung eines *entrepreneurial self* nachvollziehen, dessen Handlungen von dem Leitbild neoliberaler Subjektivierung geprägt sind. Indem er seine Leistungsbereitschaft unter Beweis stellt und seine Zeit und Ressourcen selbst managt, will er seine Beschäftigungsfähigkeit steigern. Reckinger zeigt an all diesen individuellen Entwicklungsstrategien überzeugend auf, wie sich die Modi der sozialen Reproduktion verändert haben und wie die neuen Formen der Selbstregierung den Blick auf Machtstrukturen verstellen.

Prozesse der Verinnerlichung untersucht auch Diana Reiners in ihrer Studie »Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft« und rückt mit dem Blick auf MigrantInnen mit geringer oder fehlender Mindestqualifikation eine weitere potentielle Stigmatisierung des Andersseins in den Vordergrund. Sie beginnt zudem mit einer äußerst informativen und präzisen Darstellung der Prekaritäts- wie der Migrationsforschung, in der sie Begriffe wie soziale Integration, Exklusion und nicht zuletzt auch Prekarisierung und Prekarität in ihrer materiellen und symbolischen Dimension einordnet.

Auch Reiners arbeite mit Fallstudien, in denen sie ihre GesprächspartnerInnen über einen längeren Zeitraum hinweg begleitet. Die siebzehnjährige Mariah machte früh Erfahrungen mit Alkohol, wodurch sie sich der Verantwortung für den Haushalt und für ihre jüngere Schwester entziehen wollte. Nach einer Reihe von unbezahlten Praktika erhält sie durch eine staatliche Maßnahme eine Lehrstelle, in der sie jedoch nur 150 Euro Lohn für 40 Stunden Arbeit pro Woche erhält. Der Einstieg in den Arbeitsmarkt war für sie nicht mit der erhofften finanziellen Unabhängigkeit verbunden, sie ist enttäuscht und frustriert und hat ihr Vertrauen in eine langfristige Lebensplanung mit existenzsichernder Ausbildung verloren. Mehr und mehr identifiziert sie sich mit ihrer Diaspora-Situation und träumt gleichzeitig vom Auswandern in die USA. Damit wird deutlich, dass gerade die Migrationserfahrung sie zur idealen neo-liberalen Arbeiterin macht: Sie ist hochmobil, flexibel und bereit zur selbstverantwortlichen Arbeit. Die Strategien der Abwehr gegen die Prekarität vertiefen damit ihre Prekarisierung. Reiners zweites Beispiel, der achtzehnjährige João, stammt aus einer privilegierten Familie in Angola. Seine Erfahrungen mit der Migration nach Österreich zu seinem Vater sind mit Entfremdung, Einsamkeit, Diskriminierung und sozialem Abstieg verbunden. Er reagiert mit gesteigerten Ansprüchen an sich selbst, so will er die durch die Migration verlorene Zeit mit extremer Leistungsbereitschaft aufholen und holt während seiner Vollzeitberufsausbildung die Matura nach. In diese Handlungsstrategien haben sich die neo-liberalen Forderungen nach Leistung, Effizienz und Flexibilisierung längst eingeschrieben. Fisnike hat mit sechzehn Jahren bereits traumatische Gewalterfahrungen im Kosovokrieg erlitten. Sie strebt nach Autonomie, welche ihr durch familiäre Konflikte verwehrt bleibt. Ihren Ausweg sieht sie – statt in einer existenzsichernden Ausbildung – in einer frühen Heirat, welche sie jedoch ökonomisch und symbolisch von ihrem Partner abhängig machen und von ihrem eigentlichen Ziel der Eigenbestimmtheit entfernen würde. Auch Kemals Selbstwahrnehmung ist von der Auseinandersetzung mit sozialen Rollenbildern geprägt. Er verdient sein Geld mit Gelegenheitsjobs, an Spielautomaten und in der Illegalität mit Hehlerei, Diebstahl und Drogenhandel. Dennoch sind seine Aussagen durch eine grundsätzliche Anerkennung von Normen geprägt. Diese ambivalente Kombination von entkoppeltem Verständnis von Lohnarbeit und Geldverdienen mit gleichzeitigem Respekt von Autorität und Norm machen ihn wiederum zum extrem flexiblen und risikobereiten

Idealarbeiter. Die Schilderung dieser Fallstudie – mit Auszügen aus dem Feldtagebuch – beeindruckt besonders durch die umfassende Beobachtungsgabe und die glasklare Analyse der Forschungsbeziehung. Reiners interpretiert in dichter Beschreibung Kemals Aussehen, sein cooles Auftreten, seine bruchstückhafte Sprache und seine schlagfertige, direkte Art ihr gegenüber und zeichnet ebenso einfühlsam wie nüchtern ein überaus lebendiges Bild ihres Forschungsfeldes. Schließlich analysiert Reiners dieselbe Gruppe von jugendlichen Drogenkurieren, die auch Reckinger beschrieben hat. Auch sie kommt zu dem Schluss, dass im Ethos der Jugendlichen eine Unternehmerlogik manifest ist, die sie Ressourcen wie Sprach- und Ortskenntnis, Netzwerke und die freie Verfügbarkeit von Zeit gewinnbringend nutzen lässt. Damit lösen sie für sich mit Statussymbolen wie Automarken das Wohlstandsversprechen ein, welches ihre Eltern nach Österreich gebracht hatte. Reiners hebt vor allem die Ambivalenz jugendlicher Handlungsstrategien hervor: Arbeit und monetäre sowie symbolische Anerkennung werden entkoppelt, der Umgang mit prekären Arbeitsbedingungen als Flexibilität und Risikokompetenz gewertet, Widerständigkeit als Selbstbestimmung gedeutet. Damit verwandeln die unter den Bedingungen der Prekarität leidenden Jugendlichen ihre Passivität in Handlungsmacht und Selbstakzeptanz. Sie haben gelernt, prekär zu leben.

Was die drei Untersuchungen inhaltlich verbindet, ist die Feststellung, dass die Erfahrung sozialer Benachteiligung zu Formen der Selbstregierung bei den AkteurInnen führt. Sie müssen sich ihre biografischen Brüche selbst zuschreiben und nehmen selbst »den Platz am Rande der Gesellschaft« (Reckinger, S. 168) ein. Erwerbsarbeit kommt dabei die Rolle der sozialen Platzanweiserin zu. Als Studien der Gouvernementalitätsforschung sind die Bücher lesenswert, als Ethnografien gesellschaftlicher Randbereiche sind sie herausragend. Sie bestechen durch die aufmerksame dichte Beschreibung ihrer sozialen Felder und durch ihre sensible und empathische Art der Repräsentation. Die Auszüge aus den Transkriptionen zeigen, dass Malli, Reckinger und Reiners mit ihren Gegenübern sprechen, nicht über sie. Dennoch driftet ihre teilnehmende Beobachtung an keiner Stelle in zu große Anteilnahme oder in den süßlichen Ton der Betroffenheit. Obwohl die ideologiekritische Parteinahme an manchen Stellen spürbar wird – vor allem bei Gerlinde Malli –, bleibt die analytische Distanz gewahrt, ohne kühl zu wirken. Dies gelingt den Autorinnen und dem Autor nicht zuletzt durch die konsequente Anbindung ihrer Beobach-

tungen an die Werke Michel Foucaults und Pierre Bourdieus. Mit den drei Grazer Dissertationen liegen damit Studien vor, die Theorien großer Reichweite, methodisch fundiert, empirisch nachvollziehen, eine Leistung, die vollste Anerkennung verdient.

Silke Meyer

Daniel Habit: Die Inszenierung Europas? Kulturhauptstädte zwischen EU-Europäisierung, Cultural Governance und lokalen Eigenlogiken (= Münchner Beiträge zur Volkskunde 40). Münster u.a.: Waxmann 2011. 328 Seiten.

Drei Kulturhauptstädte ethnographisch zu durchleuchten, die sich vor diesem Hintergrund etablierenden und artikulierenden Eigenlogiken offenzulegen und gleichzeitig mit den regulierenden EU-Programmatiken zu kontextualisieren, scheint ein kaum zu bewältigendes Unterfangen zu sein. Daniel Habit ist dies in seiner 2011 publizierten Dissertationsschrift gelungen. Mit drei assoziativ-narrativen Vignetten eröffnet Habit zunächst grundlegende kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Konzeptionen Europas und Praktiken der Europäisierung. Dabei bezieht sich der Autor etwa auf die Arbeiten Gisela Welz', die sich für die Konstruktionsprozesse Europas interessiert und die fordert, Wechselwirkungen zwischen Formen der EU-politischen Gouvernementalität und deren Effekten auf einer lebensweltlichen Ebene zu untersuchen. Gerade der Blick auf Formen und Formationen des Regierens zeigt – so etwa die Arbeiten Marc Abélès' –, wie heterogen letztlich Gremien, Bürokratien oder Institutionen »der EU« sind.

Dass sich aus dieser Heterogenität schließlich jedoch mehr oder weniger kohärente Strukturen oder Programme ergeben können, belegt Daniel Habit in einer Rekonstruktion des Kulturhauptstadtprogramms. Nach Initial-, Erprobungs- und Etablierungsphase – so Habits Analyse – wurden in einer Steuerungsphase Regeln der Auswahl kodifiziert, die Jury professionalisiert und Erwartungen an eine nachzuweisende europäische Dimension der Bewerbungen formuliert. Mit einem 2006 publizierten Leitfaden für Bewerbungen fanden die zum Start des Programms in den 1980er Jahren weitestgehend flexibel und offen gehandhabten Regeln eine neue, verbindlichere Form. Habit interpre-

tiert diesen Leitfaden als Zäsur in der Geschichte des Programms, welche sich durch eine fortschreitende Regulierung und Harmonisierung der Inhalte auszeichne. Grundlage des Leitfadens waren die Untersuchungen einer Brüsseler Beratungsagentur, die ergeben hatten, dass die am Wettbewerb teilnehmenden Städte selbst mangelnde Konkretisierungen kritisierten. (Die Reichweite der Expertise privatwirtschaftlich geführter Unternehmen im Kontext EU-politischer Steuerung wären im Übrigen ein höchst interessantes Forschungsfeld, über das kulturwissenschaftlich kaum geforscht wurde.)

Während sich Daniel Habit den kulturellen Logiken des Kulturhauptstadtprogramms überwiegend mithilfe publizierter, offizieller Dokumente nähert, basiert die Ethnographie der drei untersuchten Städte Patras, Sibiu und Luxemburg auf einer Vielzahl unterschiedlicher Quellen. Ausgehend von der These, dass die konkrete lokale Umsetzung und Interpretation des Titels »Kulturhauptstadt« auf den kulturellen Texturen der jeweiligen Städte beruht, hat sich der Autor auch mit ihrer Geschichte und ihrem »Habitus« auseinandergesetzt. In der Tradition einer vor allem durch Rolf Lindner konzeptualisierten kulturwissenschaftlichen Stadtforschung hat Daniel Habit deshalb auch narrative, ethnographisch beschreibende Stadtporträts in seinen Text eingeflochten, die die analysierten Städte greifbar machen sollen. Erst im zweiten Teil der Arbeit knüpft der Autor die Umsetzungsstrategien der Städte zusammen, um hier Differenzen und Parallelen herausarbeiten zu können. Während in Patras etwa parteipolitische Machtkämpfe zwischen Vertretern der Nea Dimokratia und PASOK sichtbar wurden, ging es in Sibiu vielmehr um inhaltliche Fragen der Ausgestaltung.

Der Vergleich der drei Kulturhauptstädte ist sicherlich einer der stringentesten Teile der Arbeit, in dem auch das kulturwissenschaftliche Potenzial der Analyse deutlich wird. Dabei fragt Habit etwa danach, welche personellen Strukturen sich herausbildeten, wie kulturelles Erbe begriffen und inszeniert wurde, wie die Bürgerbeteiligung aussah oder wie sich Lokalität manifestierte. Diese lokalen Spezifika wiederum wären ohne den vorher diskutierten Blick auf die Eigenlogiken und historischen Eigenarten der Städte kaum verstehbar. Analytisch schlägt Habit überzeugend vor, die Konkretisierungen des Kulturhauptstadtprogramms als Formen einer »Cultural Governance« zu begreifen, welche sowohl die Städte selbst als auch das Leben in diesen reguliert. Die Kulturalisierung der Städte bewege sich dabei in

einem Spannungsfeld zwischen einer weitestgehend offenen Programmatik (was ist europäisch?) und einem Zwang zur »Symbolproduktion, die unter dem Label des ›Europäischen‹ zur Machtetablierung und Selbstinszenierung der EU beitragen« soll (S. 284). Damit interpretiert Habit die von ihm analysierten Prozesse letztlich als Formen der Vergemeinschaftung. Das Kulturhauptstadtprogramm ist – so resümiert Daniel Habit – eine Strategie, ein abstraktes Plastikwort erlebbar zu machen.

Daniel Habit hat eine anregende Arbeit geschrieben, die Anknüpfungspunkte an zahlreiche kulturwissenschaftliche Forschungsfelder bietet: von der Politischen Anthropologie über die Stadt- bis zur Kulturerbeforschung. Die Etablierung und sukzessive Professionalisierung des Programms ließe sich etwa mit den verschiedenen Kulturerbeaktivitäten der UNESCO weiter kontextualisieren, die ja in gewisser Weise mit dem Kulturhauptstadtprogramm der EU in Konkurrenz treten. So grenzt sich das Kulturhauptstadtprogramm explizit von der UNESCO ab, indem es deren Programme als bloßes Label abtut. In dieser Hinsicht konkurrieren nicht nur die von Habit beschriebenen Städte in vielfacher Weise unter- und miteinander, sondern auch die unterlegten supranationalen Programme.

Der besondere Reiz in Daniel Habits Zugang liegt einerseits in einem in der Europäischen Ethnologie leider selten praktizierten Vergleich und andererseits in durchaus als experimentell zu beschreibenden Zugängen, die sich auch im Aufbau der Arbeit niederschlagen. Mitunter hätte man sich hier allenfalls etwas mehr Stringenz gewünscht (über das eigentliche Programm erfährt man im Grunde erst in der zweiten Hälfte der Arbeit). Die Reflektionen zum methodischen Vorgehen fallen vergleichsweise knapp aus: Doch wären gerade strukturiertere Informationen zu den beforschten Akteuren (welche »cultural brokers« wurden warum interviewt?) ebenso hilfreich gewesen wie forschungspraktische Überlegungen (z.B. zu Sprachkenntnissen, Feldzugängen etc.). Insgesamt erhält »Die Inszenierung Europas« mit Daniel Habits Arbeit jedoch eine wichtige kulturwissenschaftlich grundierte neue Facette.

Markus Tauschek

Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.
Referate der 25. Österreichischen Volkskundetagung vom 14.–17.11.2007 in Innsbruck (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 23).
Wien: Verein für Volkskunde 2009, 472 Seiten.

Der vorliegende Tagungsband zeigt in beeindruckender Form die Wirkmacht des Konzeptes Kulturerbe. Vom Klimawandel (Rieken) und Fasching (Tauschek, Vojnancová/Nosková) über Tourismus (Bakay, Fisher, Kaneshiro-Hauptmann, Lauterbach) und Museen (Steininger) bis hin zu Architektur (Scharnholz) und Pilzen (Stadelmann) scheint das kulturelle Erbe zumindest auf terminologischer Ebene Einzug gehalten zu haben. Ingo Schneider spricht in seinem Einführungsvortrag zurecht von Kulturerbe und verwandten Begriffen als »inflationär verwendete Modewörter in öffentlichen Diskursen« (S. 11). Die Konjunktur, die man dem Konzept wohl ohne zu zögern attestieren kann, ist dabei sowohl in der wissenschaftlichen wie auch in der gesellschaftlichen und politischen Verwendung des Begriffes anzutreffen. Damit – und auch das zeigt der Band – liegt jedoch bei weitem noch kein einheitliches analytisches oder theoretisches Konzept vor, mit dem die europäische Ethnologie jener Konjunktur entgegnen könnte, und sei es auch nur zwecks einer schärferen Bestimmung des Gegenstandes. Eher handelt es sich bei »Erb.gut? Kulturelles Erbe zwischen Wissenschaft und Gesellschaft« um eine Bestandsaufnahme von Forschungsansätzen, Feldern und Themen, bei denen die insgesamt 43 Autoren des Bandes die Kategorie Kulturerbe als fruchtbar erachtet haben. Für eine solchen »sammelnden« Charakter spricht auch die relativ kurze Einleitung (Schneider), in der zwar in groben Zügen grundlegende Aspekte und Unterscheidungen beleuchtet werden, nicht aber der Versuch unternommen wird, die zusammengeführten Beiträge weitergehend zu ordnen und auf Grenzen des Konzeptes, zentrale Thesen und Differenzen einzugehen. Die Unterteilung der Tagung in Sektionen (»Vom Nutzen und Nachteil des Erbes«, »Constructing Heritage«, »Tourismus«, »Umgang mit Kulturellem Erbe«, »Wiederkehr der Traditionen«, »Natur-Kultur-Diskurse« und »Erbfabrik UNESCO«) wurde für den Tagungsband bedauernswerterweise nicht übernommen, und auch auf eine Gruppierung thematisch verwandter Artikel wurde ver-

zichtet. Stattdessen finden sich nach den sechs Plenar- und Eröffnungsvorträgen 36 der 46 Sektionsvorträge in alphabetischer Reihenfolge im Band wieder. Da der Umfang des Bandes verständlicherweise keine vollständige Rezension erlaubt, sollen im Folgenden neben dem Eröffnungsvortrag einer der Plenarvorträge sowie insgesamt sechs Beiträge mit einem Fokus auf UNESCO-Prozesse näher betrachtet werden.

Im Eröffnungsvortrag der Erb.gut-Tagung spricht Martin Scharfe sich für ein »dreifaches Misstrauen« (S. 15) gegenüber dem Begriff des kulturellen Erben aus: Zum einen sei dieser als Teil politischer Praxis weniger analytisch als vielmehr strategisch zu gebrauchen; zum zweiten werde im Begriff die Dimension des Unbewussten zugunsten der bewussten Aneignung kulturellen Erbes nicht mitgedacht; und zum dritten ließe sich die dem Begriff implizite Dichotomie zwischen materiellem und immateriellem Kulturerbe nicht aufrechterhalten. Angesichts der Tatsache, dass die Virulenz des Immateriellen nachgerade aus der internationalen politischen Praxis entsprungen ist – und nicht etwa aus der kulturwissenschaftlichen Analyse – ist Scharfes These, dass »aller Sinn […] Leiblichkeit«, alle Immaterialität auch materielle Spuren braucht (S. 19), in ihrer Ausführung ein wichtiges Beispiel dafür, wie das Konzept des Kulturerbes und seine internationalen Kategorien für die europäischen Volkskunden zu lesen und fruchtbar zu machen sind: Das »Nachspüren« und Aufdecken von Sinnes- und Gestaltwandel kultureller Objektivationen, dessen unterschiedliche Formen Scharfe in den Blick nimmt, erfordert nämlich zum einen einen explizit volkskundlichen Kulturbegriff der sinngebenden Praktiken (und damit auch: Dynamiken), die in einem wechselseitigen Beziehungsgeflecht mit dem Materiellen stehen; zum anderen – und darauf verweist Scharfes erste Dimension des Misstrauens gegenüber dem Kulturerbebegriff – darf dieser Skepsis nicht der Fehlschluss folgen, dass ohne den Begriff der Gegenstand zu vernachlässigen sei. Denn wenn Kulturerbe als »Symptom […], das uns Veränderungen und Dominanten der kulturellen Stimmung anzeigt, […] auf tiefwurzelnde, meist unbewusste Bedürfnisse verweist« (S. 32), dann muss zwar der politische Gehalt des Konzeptes dezentriert werden, darf aber keineswegs aus dem Sichtfeld geraten. Demnach gilt es, folgt man Scharfes Argumentation, in der volkskundlichen Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe auch verstärkt eine analytische Rejustierung der politischen Dimension vorzunehmen.

Vor dem Hintergrund des »cultural-heritage-Booms« (S. 37) sieht Reinhard Johler in seinem Plenarvortrag die Möglichkeit für die europäischen Ethnologien, gewissermaßen wissenschaftspragmatisch von der »enormen politischen, ökonomischen und kulturellen Dynamik« (S. 45) des Kulturerbes zu profitieren. Mit Rekurs auf die Folklorismus-Debatten, hier vor allem durch Hans Moser und Hermann Bausinger, verdeutlicht er jedoch, dass an diesem Phänomen nicht viel Neues zu beobachten ist – die »›metakulturelle‹ Produktion von kulturellem Erbe [sei] bereits längst geläufig« (S. 44), und auch die spätmoderne oder globale Spezifik sieht Johler vor allem in den Effekten, die der gegenwärtige Boom des Kulturerbes hervorruft. Dazu zähle vordergründig die Umdeutung des Kulturellen als modern und zukunftsgerichtet, die in der Folge zwar kulturelle Diversität fördere, diese durch die wirkmächtigen institutionellen Rahmungen jedoch in ein vereinheitlichtes – und fachwissenschaftlich nicht zu tragendes – Kulturkonzept zwänge. Der in diesem Zusammenhang virulente Kulturbegriff, so Johler, schlage sich somit zum Teil darin nieder, dass »Hybridisierungen« (S. 45) des Kultürlichen negativ gedeutet würden. In dieser These zeigen sich nachdrücklich die Einflüsse der politischen Dimension des Kulturerbebegriffes, die in der Konsequenz auch stärker empirisch gefasst werden müssen. Das bedeutet jedoch nicht, und auch das zeigt Johlers Plenarvortrag, dass dabei von einer essentiellen Spezifik des Kulturerbes im Gegensatz zu anderen Themenfeldern der Volkskunde ausgegangen werden sollte. Eine solche Haltung zum Phänomen wäre dann auch imstande, den Begriff des Kulturerbes in vielen politischen wie auch wissenschaftlichen Bereichen vornehmlich als Leerformel zu sehen, die keinen analytischen Wert hat.

Die im Tagungsband veröffentlichten Beiträge mit Fokus auf UNESCO-Prozesse und Konventionen verdeutlichen die mannigfaltigen Erscheinungsformen und Einflüsse, die internationale Institutionen und Instrumente haben können. Mit Bezug auf die von Bernhard Tschofen konstatierte Paradoxie zwischen einem holistischen Kulturkonzept der UNESCO und der Hybridität lokaler Praktiken untersucht Dorothee Hemme in ihrem Artikel »lokale Aneignungen des Welterbe-Prädikats im Spannungsfeld lebensweltlicher und institutioneller Bedeutungskonstruktionen« (S. 233). In der empirisch dichten Darstellung, die auf den Ergebnissen eines studentischen Projekts basiert, wird im lokalen Umgang mit den UNESCO-gelisteten Sakralbauten in Hildesheim und dem Goslarer Bergwerk deutlich, dass es

gerade die mit den zertifizierten Artefakten verbundenen kulturellen Praktiken sind, also das Immaterielle, die im kulturell vertrauten Konzept von Erben und Tradieren nicht zu trennen sind (S. 241).

In einer Abkehr von der »Stein- und Ziegel-Mentalität« der Welterbekonvention von 1972 bezieht sich die UNESCO-Konvention von 2003 auf den Schutz immaterieller Kulturgüter. Der Frage nach der Institutionalisierung von Ideen in internationalen Organisationen geht Thomas M. Schmitt in seinem Beitrag nach. In einem kritischen Abgleich untersucht er, inwiefern neo-gramscische Theorien zu internationalen Organisationen und der Regulierung von Globalisierung auch für die UNESCO und ihre Kulturgovernanz anwendbar sind. In der Rekonstruktion des Entstehungsprozesses der Konvention kann er belegen, dass die Interaktionsrichtung nicht nur global-lokal verläuft, sondern dass Einflussnahme auf globale Akteure und Institutionen auch durch lokale Akteure und Settings geschieht.

Markus Tauschek setzt sich kritisch mit dem Nominierungsverfahren des Karnevals im belgischen Binche als immaterielles UNESCO-Kulturerbe auseinander. Er vertritt die These, dass das UNESCO-Prädikat nicht der kulturellen Performanz verliehen wird, sondern der narrativen Repräsentation des Karnevals in den schriftlichen Bewerbungsdossiers (S. 439). Mit dem Begriff Formatierung umschreibt er dabei den Prozess der bewussten Anordnung und Inszenierung kultureller Versatzstücke innerhalb vorgegebener Rahmenbedingungen, die die Narration bestimmen. Eindrücklich legt er den Quellenwert der UNESCO-Bewerbungsdossiers dar, an dessen Entstehungsprozess sich nicht nur Kommunikationsstrukturen der diversen Akteure, bestehende Wissenshierarchien und dabei stattfindender Wissenstransfer nachvollziehen lassen. Die im Dossier enthaltene Narration kann auf ihren Einfluss auf lokale Akteure und die Produktion von gesellschaftlichen Realität hin untersucht werden.

Einen Ausschnitt aus dem Nominierungsprozess eines Faschingsbrauchs in Tschechien dokumentieren Ilona Vojancová und Jana Nosková in ihrem Artikel. Sie verfolgen dabei die Frage, inwieweit eine geplante UNESCO-Listung als immaterielles Erbe die Deutung durch diverse Akteure verändert und fokussieren dabei insbesondere den Einfluss des Bewerbungsdossiers. Das von ethnologischem Personal verfasste Dossier stellt auf den »outstanding universal values« des Brauchs als auch auf die interne Relevanz für die betreffende Gemeinschaft ab (S. 453 f). Vojancová und Nosková ergänzen diese Ausführungen durch

die Sichtweise lokaler Akteure, die verschiedene Erwartungen an einen UNESCO-Titel knüpfen.

Helmut Groschwitz verwendet in seinem Beitrag ein dreiteiliges Markenmodell aus Produkt bzw. Dienstleistung, Markenzeichen und -mythos, um es an seiner empirischen Studien fruchtbar zu machen. Im Gegensatz zu konventionellen Handelsmarken oder touristischen und Kulturmarken sieht Groschwitz in dem UNESCO-Welterbeprädikat eine ideologische Marke, die über ökonomische Interessen hinaus ein gesteigertes Bewusstsein für die Verantwortlichkeit der Menschen fördern soll. Das an der Ausbildung der Marke »Welterbe Regensburg« vor allem eine gebildete, bürgerliche Minderheit beteiligt ist (S. 223), führt jedoch zu Ausgrenzungen anstelle eines »stadtübergreifenden Identitätssammelpunktes« (S. 222).

Ähnliche Spannungslinien lassen sich schließlich in dem Artikel von Sönke Friedreich ausmachen: Indem er Rolf Lindners Konzept eines städtischen Habitus aufgreift, untersucht Friedreich am Fall Dresden »Wie man ein Kulturerbe ausschlägt. Städtische Selbstbilder und urbane Pfadabhängigkeit im Streit um das UNESCO-Weltkulturerbe Dresdner Elbtal«. Der Konflikt lässt sich dabei nicht auf die Positionen »Modernisierer« oder »Bewahrer« beschränken, vielmehr sieht Friedreich im historisch gewachsenen Habitus von Dresden Dispositionen vorgegeben, auf die beide Parteien im Brückenstreit rekurrieren (können). Dabei bezeichnet er das »Dresdner Debakel« nur als Stellvertreterkonflikt, bei dem sich Widerstand gegen Einmischung von außen – die UNESCO als auch zugezogene »fremde Elitevertreter« (S. 177) – formiert.

Der vorliegende Tagungsband ist nicht nur in seiner großen Spannbreite an thematischen und theoretischen Zugängen sehr heterogen. Er enthält äußerst gelungene Beiträge, die ethnographisch dicht und in Referenz auf den aktuellen Forschungsstand das Phänomen des kulturellen Erbes kritisch beleuchten: Dem im Titel des Bandes benannten Spannungsverhältnis von kulturellem Erbe zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wird hier anhand sorgfältig aufbereiteten empirischen Materials nachgespürt. Bei einigen Artikeln wäre jedoch – und dies ist eine sehr verständliche Schwäche und Einschränkung des Genres Tagungsband – eine inhaltliche Straffung und Schärfung sowie eine intensivere redaktionelle Überarbeitung und Zusammenführung wünschenswert gewesen. In der vorliegenden Form bietet sich so eine reiche und anspruchsvolle Bestandsaufnahme volkskund-

licher Kulturerbe-Diskussionen, die überaus lesenswert ist, zum Teil aber auch fragmentarisch bleibt. Denn auch wenn man der Diagnose von Reinhard Johler zustimmt, dass Kulturerbe in »seine[r] Intensität, aber auch seine[r] Verlaufsrichtung von Fall zu Fall […] doch zu unterschiedlich und uneinheitlich« (S. 44) ist, so lassen sich doch gerade aus Sicht der Europäischen Ethnologien bestimmte Strukturen, Regelmäßigkeiten und Dynamiken herauslesen, die über die Analyse von Einzelfällen herausreichen – wie beispielsweise die hier betrachteten Beiträge mit Bezug auf UNESCO-Prozesse zeigen. Die Lektüre des »Erb.gut«-Bandes bietet in dieser Hinsicht viel zu entdecken.

Stefan Groth und Arnika Peselmann

Fernand Kreff, Eva-Maria Knoll, Andre Gingrich (Hg.):
Lexikon der Globalisierung.
Bielefeld: transcript Verlag 2011, 527 Seiten.

Es hat fast zehn Jahre gedauert, bis aus der ersten Idee zu einem Lexikon zum Thema Globalisierung ein fertiges Buch wurde. Dieses geht zurück auf einen Forschungsschwerpunkt »Lokale Identitäten und globale Einflüsse«, der in den Jahren 2001–2007 an der Universität Wien verankert war, und versteht sich nicht nur als Fachglossar, sondern auch als eine Antwort auf die Frage, »wie im Feld der Kultur- und Sozialwissenschaften Ergebnisse der Grundlagenforschung […] auch für eine breitere Öffentlichkeit nutzbar und zugänglich gemacht werden könnten« (S. 10). Nach Jahren akribischer Textarbeit – unter anderem im Rahmen von zwei Workshops – liegt nun das »Lexikon der Globalisierung« im Bielefelder transcript Verlag vor. Entstanden ist ein kapitaler Band, der nicht nur mit einer Perlenkette prominenter Autorinnen und Autoren glänzt, sondern sich schon von seiner durchdachten Anlage und thematischen Breite her als Standardwerk empfiehlt. Über das Globalisierungsthema hinaus ist hier sogar ein Handbuch entstanden, das als ein Kompendium aktueller Problemfelder der Sozial- und Kulturanthropologie gelesen werden kann und auch für die Europäische Ethnologie eine ausgezeichnete Arbeitsgrundlage darstellt.

Wie kann das mit dem Begriff »Globalisierung« angedeutete Themenspektrum auf gut 500 Seiten abgehandelt werden, ohne dass Ver-

kürzungen bis hin zur Inhaltleere in Kauf genommen werden müssten? Die Herausgeber Fernand Kreff, Eva-Maria Knoll und Andre Gingrich haben diese Aufgabe durch eine kluge Auswahl von nur 145 Stichwörtern gelöst, die das weite Feld in sehr sinnvoller Weise abstecken. Zur präziseren Begriffsklärung sind den einzelnen Artikeln nicht nur grau unterlegte Kästen mit Definitionen zum entsprechenden Lemma selbst, sondern z.T. auch weitere Stichworte beigegeben, die knapp erläutert werden und das Verständnis der umfassenderen Beiträge erleichtern. So finden sich etwa zu dem Artikel von Michael Schönhuth über »Entwicklungszusammenarbeit« konzise Informationen zu den Begriffen »Dependenztheorien«, »Empowerment«, »Entwicklung«, »Entwicklungshilfe«, »Entwicklungspolitik« und »Modernisierungstheorien« (S. 57–61). Auf diese Weise wird das Thema nicht in mehrere Einzelbeiträge zerhackt, sondern im Zusammenhang vorgestellt, ohne aber wichtige Begriffsklärungen zu unterschlagen. Als ein eminent hilfreiches Strukturprinzip erweist sich des Weiteren die Gliederung der Artikel in drei Teile zur Begriffsgeschichte, zur Diskussion und zu Beobachtungen aus der Praxis. Während in den Abschnitten zur Begriffsgeschichte das Stichwort historisch eingekreist wird, finden sich in den Abschnitten zur Diskussion dann wertvolle Zusammenfassungen aktueller Debatten, in denen auch Bewertungen ihren legitimen Platz haben. Der dritte Abschnitt liefert dann die empirische Fundierung des Themas: Fallbeispiele und konkrete Forschungsergebnisse machen die Begriffe anschaulich. Dieser Dreischritt lässt die Lektüre der Einzelbeiträge insofern zum informativen Vergnügen werden, als keine Spur von enzyklopädischer oder terminologischer Trockenheit aufkommt. Die Leserin bzw. der Leser wird in die z.T. ausgesprochen spannenden aktuellen Diskussionen eingeführt, zugleich wird die politische und alltagsweltliche Relevanz der eröffneten Themenfelder plausibel aufgezeigt.

Als ein Musterbeispiel für dieses Artikelformat sei hier der Beitrag herausgegriffen, den die drei HerausgeberInnen zu dem übergreifenden Lemma »Globalisierung« verfasst haben (S. 126–129). Dass dieser Text mit Verweispfeilen geradezu gespickt ist, versteht sich von selbst – auch dadurch wird die dichte und sinnvolle Verweisstruktur innerhalb des Bandes deutlich gemacht. Knoll, Gingrich und Kreff führen im ersten Abschnitt den in den frühen 1990er Jahren in Umlauf gekommenen Begriff »Globalisierung« ein und zeigen, wie dieser Begriff sowohl »überlokale Prozesse von Austausch und Diffusion« in

der Informationsgesellschaft benennt, als auch »unkritische Potentiale« birgt, etwa wenn er »einseitig homogenisierende Tendenzen einer weltweiten McDonaldisierung und einen vollständigen Bruch mit der Geschichte« suggeriert (S. 126). Die AutorInnen verweisen daher auf historisch ältere Formen von »Globalisierung« in ihren vorkolonialen und kolonialen Phasen und plädieren damit für eine differenzierte Lesart des Globalisierungsbegriffs. Im zweiten Abschnitt »Diskussion« werden unterschiedliche Teilaspekte des Themas aufgefächert: von der Entwicklung der Finanzmärkte über Transnationalisierungsprozesse und neue Herrschaftsverhältnisse bis hin zur weltumspannenden Mobilität und Migration. Diese Passagen bieten das Lexikon sozusagen als Komprimat dar, insofern sie souverän verknappend zeigen, welche Problemverkettungen und Debatten mit dem Komplex »Globalisierung« verbunden sind. Der dritte Abschnitt »Beobachtungen aus der Praxis« ist schließlich einem einzigen empirischen Beispiel vorbehalten, das auf einleuchtende Weise die neue Qualität globalisierten Kulturtransfers vorführt: Anhand des im vietnamesischen Hanoi 2007 öffentlich gefeierten Weihnachtsfestes wird gezeigt, dass sich lokale und translokale Kulturmuster und Festformen im Sinne eines bunten und kulturell hybriden »Kostümfestes« verbinden können: »Weihnachten in Hanoi wird als vorgestellte Gemeinschaft von Feiernden gestaltet, die dieses Fest als Teil der heutigen Weltkultur aufgreifen und es zugleich durch Elemente örtlicher Tradition anreichern und verändern« (S. 128). Gleichzeitig dient dieses Beispiel dazu, um auf die Bandbreite politischen Handelns »zwischen den Extremen defensiven Abschottens gegenüber der aktuellen Globalisierung und passivem Aufgehen in ihr« hinzuweisen (S. 129).

Hervorzuheben ist noch eine weitere Idee, durch die sich das »Lexikon der Globalisierung« von anderen, gelehrteren Wörterbüchern unterscheidet: Bei den Literaturreferenzen wird nämlich unterschieden zwischen allgemeinen Literaturhinweisen und einigen Titeln »zum Weiterlesen«. In letzterer Rubrik finden sich Grundlagenwerke, die für eine etwas breitere LeserInnenschaft zugänglich und nützlich sind, und mit deren Hilfe sich die im Artikel begonnenen Argumentationsstränge weiterverfolgen lassen. Leider ist diese Idee nicht von allen AutorInnen des Lexikons gleichermaßen sinnvoll umgesetzt worden, so dass sich zum Teil nicht erschließt, weshalb einzelne Titel nun in der Kolumne »Literatur« oder in der Kolumne »Zum Weiterlesen« gelandet sind. Als Prinzip aber könnte diese Unterscheidung auch für

andere Werke stilbildend wirken, die sich ebenfalls an eine breitere Öffentlichkeit wenden.

Es wäre – wie bei nahezu allen Lexika – ein Leichtes, die Stichwortauswahl der HerausgeberInnen im Detail zu kritisieren oder in Frage zu stellen: Warum weder »Mobilität« noch »Migration«? Warum dagegen ausgerechnet »Cyborgs« und »visuelle Inszenierung«? Eine solche Beckmesserei aber wäre unangebracht gegenüber einem Werk, das in innovativer und zugleich solider Weise wesentliche Strukturmomente spätmoderner Gesellschaften zusammenträgt und zu ihrer kritischen Diskussion beiträgt. Jedes Lexikon ist ein neues Füllhorn von Angeboten: Ärgern wir uns also nicht weiter über die fehlenden Artikel, freuen wir uns vielmehr über die vorhandenen! Denn die sind in vielen Fällen von bestechender Qualität. Schon die Galerie der 117 Autorinnen und Autoren spricht für sich: Von Arjun Appadurai und Ulrich Beck über Jean und John Comaroff, Maurice Godelier und Ulf Hannerz bis hin zu Marshall Sahlins und Ruth Wodak ist hier eine »crème de la crème« der internationalen Kultur- und Sozialanthropologie sowie angrenzender Fächer versammelt, die ihre Beiträge fast durchgehend als Originalbeiträge für dieses Lexikon verfasst hat. Den drei HerausgeberInnen ist damit ein Nachschlagewerk gelungen, das in den kommenden Jahren eine wichtige Referenz sein wird. Dass mit Wolfgang Kaschuba, Michi Knecht, Konrad Köstlin, Ramona Lenz und Bernhard Tschofen auch VertreterInnen der Europäischen Ethnologie mit dabei sind, wird von Seiten unserer Disziplin natürlich gerne zur Kenntnis genommen. Ein umfassendes, anregendes und nützliches Buch!

Jens Wietschorke

Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.): Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft. Bielefeld: Transkript Verlag 2010, 240 Seiten.

Es ist wohltuend, wenn in all dem Sprechen und Schreiben in Superlativen und Eindeutigkeiten, das auch in den Wissenschaften intensiv praktiziert wird, ein Buch anders, nämlich bescheiden tituliert ist: Mit ›einem‹ Wörterbuch, so die umsichtige Zuordnung zu einem Genre,

das leicht dazu verführt, allzu hoch zu greifen, wollen die Herausgeber Anna Kwaschik und Mario Wimmer Einblicke in die Werkstatt, in »Orte, Praktiken und Konzepte« (S. 15) des historischen Arbeitens geben. Theoretisches und Praktisches sollen in diesen drei Kategorien zusammenfließen. Ergebnis dieses gemeinsamen Nachdenkens über Forschen und Schreiben unterschiedlicher Generationen und Traditionen der Geschichtswissenschaft ist eine Sammlung von 38 Stichwörtern, von »Archivar« (Astrid M. Eckert) bis »Wahrheit« (Enrico Castelli Gattinara).

Die Freiheiten des Konzepts wurden von den Einzelnen sehr unterschiedlich genutzt. Für den historiographischen Diskurs zentrale Begriffe stehen neben Stichworten, die sowohl auf die individuelle Praxis als auch auf Routinen der zeitgenössischen Wissenschaftskultur verweisen. Das macht den Reiz dieses Wörterbuchs aus, schafft aber auch Irritationen. So wird, um bei einem fragwürdigeren Beispiel zu beginnen, das Stichwort »Quelle« von Anselm Haverkamp und Barbara Vinken in einer Art hermetischer Wissenschaftslyrik erledigt. Um nicht falsch verstanden zu werden: Es spricht sehr viel dafür, gerade dieses Stichwort entgegen der Konventionen akademischer Begriffsdefinition zu bearbeiten und grundsätzlich zu hinterfragen, doch was ist von Sätzen wie dem folgenden zu halten? »Die Qualquelle, Valérys Muse nach Derrida, ist der Name für den primären historischen Narzissmus, der in der literarischen Bearbeitung sich verkleidet findet und in der Verkleidung sein originäres Spiegelstadium verlässt.« (S. 162) – Ich hoffe immer noch, dass dieser wie andere Sätze des Kurztextes ironisch gemeint sind. Positive Gegenbeispiele in der Art und Weise des Umgangs mit Schlüsselbegriffen sind Philipp Sarasin mit dem Text zu »Diskursanalyse« und Reinhard Sieder mit »Subjekt«. Beide entwickeln in präzisen und feinsinnigen Darstellungen die Geschichte der Methode der Diskursanalyse bzw. der Idee des Subjekts unter Einbeziehung der Rolle der Wissenschaften in diesen Prozessen. Andere Texte, die sich mit ähnlichen, die Semantik der zeitgenössischen Geschichtswissenschaften beherrschenden Stichwörtern beschäftigen – etwa mit »Biographie« (Christiane Coester), »Ereignis« (Jean-Louis Fabiani), »Raum« (Mechtild Rössler) – oder Formate thematisieren – wie »Essay« (Anne Kwaschik) und »Museum« (Rudolf Kania) – wirken eher unentschieden und bewegen sich zwischen allgemeinem Überblick und spezifischem Ausschnitt, zwischen dem Anspruch, ein theoretisches Modell zu erläutern, und dem, die Praxis der Geschichts-

forschung zu reflektieren. Bestimmten Autoren, wie Enrico Castelli Gattinara mit einem Text zu »Wahrheit«, gelingt diese Gratwanderung: »Man könnte daher sagen, dass die Wahrheit ein zu einer bestimmten Zeit kollektiv geteilter Kohärenzhorizont ist. Es handelt sich eher um eine Praxis als um eine Definition.« (S. 217) Im Vergleich dazu wirkt der knappe Abriss von Natalie Zemon Davis zu »Imagination«, wenn man ihre sonstigen Texte kennt und schätzt, merkwürdig hölzern und wenig aussagekräftig. Wären da nicht die positiven Beispiele, so ließe sich fragen, ob es nicht vielleicht das Gewicht der großen Begriffe ist, das auch versierte Autorinnen und Autoren in spezifischer Weise befangen macht. Dieser Gedanke drängt sich gerade auch dann auf, wenn man sich die Anregungsqualität der »abseitigeren« Stichwörter zu Themen vor Augen führt, die den Alltag des historischen Arbeitens mindestens ebenso wie das kanonisierte Instrumentarium an Begriffen bestimmen. Hervorzuheben ist da etwa Josef Ehmers Miniatur »Buchhandlung, kleine«, mit der er so ganz en passant eine Skizze lokaler Agenturen von Geschichts- und Heimatforschung entwirft. Oder das Stichwort »Fußboden« von Klaus-Michael Bogdal, in dem der Autor aus einer selbstironischen Beschreibung eine kluge Analyse des historischen Arbeitens zwischen Pragmatik und Ästhetik entwickelt. Logiken und Mechanismen des Metiers werden auch von Alf Lüdtke (»Gutachten«), Christoph Conrads (»Peer review«) und Michael G. Esch (»Schreibwerkzeuge«) zum Thema gemacht. Und schließlich ist es auch der »Tunnelblick«, dem Jakob Tanner einen, negative wie positive Aufladungen des Begriffs sorgsam abwägenden Text widmet.

Die Arbeit des Historikers – man kann diese Zuschreibung auf alle historisch orientierten Forscherinnen und Forscher erweitern – bedeutet ja tatsächlich, dass wir alle uns zwischen Abstraktion und Konkretion bewegen. »Von der Arbeit des Historikers« bildet diese schwierigen Balancen ab: in der Auswahl der Stichworte und in den Texten der einzelnen Autorinnen und Autoren, in deren Perspektiven, aber auch in deren Qualitäten. So lässt sich dieses Wörterbuch in bestimmten Teilen sehr gut als Nachschlagewerk nutzen, in jedem Teil aber ist es ein spannendes Lesebuch, in dem sich die Möglichkeiten, aber auch die Mühen zeitgenössischer Historiographie abbilden.

Klara Löffler

Andreas Suttner: »Beton brennt«.
Hausbesetzer und Selbstverwaltung im Berlin,
Wien und Zürich der 80er (= Kulturwissenschaft 31).
Wien: LIT Verlag 2011, 373 Seiten, Ill.

Die Arbeit, eine am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien approbierte Dissertation, befasst sich mit Hausbesetzerszenen in Zürich, Berlin und Wien in den 80er Jahren. Der Autor untersucht die Bildung von im Widerstand zu etablierten Institutionen und Regierungen stehenden Gruppierungen und behandelt das Wechselspiel zwischen gegenkulturellen Bewegungen auf der einen und Polizei, Justiz und Politik auf der anderen Seite, wie es sich in Straßenschlachten, Räumungen, Verhandlungen und Zugeständnissen dokumentiert. Dabei versteht sich die Abhandlung mit ihrer genauen Recherche der Entstehung und Entwicklung der Hausbesetzerbewegungen im Kontext von Staatsgewalt und Öffentlichkeit auch als Archiv der Geschehnisse rund um die Szene.

Die *Neue soziale Bewegung*, wie sie sich in den 80er Jahren in vielen europäischen Städten ausgebildet hat, wurde in Zürich durch die »Jugendbewegung«, in Berlin durch die »Hausbesetzerbewegung« und in Wien durch die »Burggartenbewegung« repräsentiert. Suttner teilt sein Werk demnach in drei große Kapitel, in denen jeweils die Szenen von Zürich, Berlin und Wien behandelt werden. Alle drei Städte waren in den 80ern von Stadtteilrenovierungen, Umbau- und Erneuerungsmaßnahmen betroffen. Die jeweilige Hausbesetzerszene, die sich aus Menschen verschiedener sozialer Klassen und Interessen zusammensetzte, ist aus diesem Kontext heraus zu verstehen, wendet sie sich doch in ihrer Kritik – wie auch in ihrer Forderung nach autonomen, selbstverwalteten Jugendzentren – vor allem gegen die staatlich forcierten Stadtteilaufwertungsprozesse und die damit einhergehenden Mieterhöhungen, Schleifungen von Häusern und Spekulationen.

Der Autor geht detailliert auf einzelne Besetzungen und deren chronologische Abläufe ein und legt dabei sein Hauptaugenmerk auf die Organisation und die unterschiedlichen Aktionsformen sowie die jeweiligen Positionen der Aktivistinnen und Aktivisten innerhalb der Bewegung. Die Hausbesetzerszenen setzten sich in allen drei Städten aus unterschiedlich motivierten Gruppen zusammen: Involviert waren Hippies, Punks, Rocker, militante Autonome, politisch Engagierte,

Junkies und Trebegänger, und während die einen sich aus idealistischen Gründen engagierten und Widerstand gegen staatliche Institutionen zu demonstrieren, Missstände in der Wohnungspolitik aufzuzeigen und eine andere Form des Zusammenlebens zu kreieren suchten, partizipierten andere rein pragmatisch an der Bewegung, da die besetzten Häuser ihnen ein Dach über dem Kopf bieten konnten. Aufgrund dieser Heterogenität der Bewegung kam es häufig zu inneren Zerwürfnissen. Die Szene spaltete sich, grob gesprochen, in jene Mitglieder, die mit Politikern in Verhandlungen über Verträge oder Nutzungsrechte treten wollten, und in jene Aktivistinnen und Aktivisten, die solche Verhandlungen kategorisch ablehnten.

Grundsätzlich gingen ja Polizei, Justiz und Politik hart gegen die Hausbesetzerinnen und Hausbesetzer vor. Nur in seltenen Fällen, wie im Fall des AJZ in Zürich, des Kuckuck in Berlin und des autonomen Kommunikationszentrums in der Gassergasse in Wien konnten die Besetzungen länger gehalten werden. In den angeführten Häusern wurden autonome Zentren eingerichtet, die in ihrer Organisation von Suttner genauer beschrieben werden, da diese »Inseln« zentrale Orte der alternativen Infrastruktur darstellten, in denen Arbeiten, Wohnen und Freizeit zusammengeführt werden sollten und die somit als Reaktion auf ein zunehmend keynesianisches Politikverständnis gesehen werden. Zusätzlich sollten sie stabile Orte in den vom Stadtumbau betroffenen Sanierungsgebieten darstellen. Diese Zentren wurden von verschiedenartigen Gruppen geleitet, deren Interessen von der Verbreitung alternativer Medien wie Piratensendern oder autonomer Zeitschriften über die Planung alternativer Schulen bis hin zur Einrichtung von Drogenkonsumräumen für Abhängige reichten. Die Unterschiedlichkeit der Anliegen und die inneren Querelen führten teils zur freiwilligen Auflösung einiger Zentren, teils wurden die Besetzer staatlicherseits gegeneinander ausgespielt – wobei der Autor durch die genaue Herausarbeitung der verschiedenen Allianzbildungen innerhalb der Alternativbewegung in Zürich, Berlin und Wien die Wiedereingliederungsversuche der Stadtregierungen gut darzustellen vermag. Im Übrigen bediente sich die Bewegung verschiedener Aktionsformen, von Demonstrationen bis zu spontanen kreativen Interventionen im öffentlichen Raum, auf die oft mit Polizeigewalt und zahlreichen Verhaftungen reagiert wurde. Vor allem in Berlin kam es zu Straßenschlachten, bei denen ein brutales Vorgehen der Polizei und eine Radikalisierung der Autonomen verzeichnet werden kann.

Andreas Suttner will mit seiner Arbeit einerseits herausfinden, inwiefern »gegenkulturelle Bewegungen ein Umdenken in den Institutionen herbeigeführt haben« (S. 10) – wobei er sich in seiner Konklusion vor allem auf die machtanalytischen Überlegungen Michel Foucaults und die Jugendsubkulturtheorie Dick Hebdiges stützt. Und anderseits sucht er mit seiner Recherche – bei der er neben Archivmaterial auf die *oral* und *visual history* zurückgreift – die Selbstermächtigung Jugendlicher im ökonomischen Machtgefüge und die Strukturen und Praktiken solcher Gegenkultur »minutiös« festzuhalten. Beides ist ihm gelungen, und die Geduld, die die sorgfältige Dokumentation der einzelnen Etappen der Hausbesetzerbewegungen der Leserin, dem Leser zuweilen abverlangt, wird belohnt durch einen detaillierten Einblick in die Strukturen und Ziele der Hausbesetzerszenen.

Anna Orgler

Elsbeth Wallnöfer: Geraubte Tradition.
Wie die Nazis unsere Kultur verfälschten.
Augsburg: Sankt Ulrich Verlag 2011, 176 Seiten.

Der nationalsozialistischen Propaganda in Bezug auf (religiöse) Bräuche wurde bis dato von Seiten der Geschichtswissenschaften und von kulturwissenschaftlicher Seite wenig Beachtung geschenkt. Gerade in Anbetracht der aktuellen Regionalisierung und Rückbesinnung auf regionale Traditionen und Bräuche gewinnt eine fundierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit nationalsozialistischen Mythen an Bedeutung.

Elsbeth Wallnöfer widmet sich in ihrem Buch »Geraubte Tradition« einerseits den intensiven nationalsozialistischen Bestrebungen, das zeitgenössische christliche Brauchtum zur Tradition heidnischen Ursprungs umzudeuten und die vermeintlich germanische Kultur für eigene Zwecke nutzbar zu machen. Andererseits bemüht sie sich aufzuzeigen, inwieweit diese Maßnahmen nachhaltig Spuren hinterließen, wenn bis heute immer wieder verschiedenen Bräuchen germanische Wurzeln unterstellt werden.

Im ersten Kapitel »Il Reich Germanico und die Kümmernis der Kirche« geht die Autorin auf das Verhältnis der Nationalsozialisten

zur katholischen Kirche ein und stellt die wichtigsten Institutionen in der Bemühung der heidnischen Neuinterpretation deutscher Kulturgeschichte – bzw. der Zurückdrängung der (katholischen) Kirche und ihres Einflusses – vor. Wallnöfer muss hier allerdings gleich eingangs mangelnde Sensibilität für Begrifflichkeiten attestiert werden, wenn sie etwa christliche Traditionen als Ergebnis eines »zivilisierten Kulturalisierungsprozesses« bezeichnet (S. 17). Neben der unbeschwerten Verwendung des Begriffes der »Zivilisiertheit« scheut sie auch nicht den Gebrauch des wenig aussagekräftigen und zudem politisch vorbelasteten Begriffes »Kulturkampf« (z.B. S. 7). Die Autorin positioniert sich wiederholt klar auf Seiten der katholischen Kirche und lässt damit teils kritische Distanz zum Untersuchungsgegenstand vermissen.

Im zweiten Kapitel »Neue deutsche Mythen: die Proklamation des Heidentums« sowie im dritten Kapitel »Der Angriff auf die christlichen Bräuche« geht Wallnöfer detaillierter auf die Vorgehensweise der Nationalsozialisten ein und zeigt auf, wie man sich bemühte, neue heidnische Feiern anstelle christlicher Bräuche und Feiertage zu implementieren und durch »Lebensfeiern« die alten Traditionen (etwa in Bezug auf Übergangsriten) zu ersetzen. Der Widerstand der Bevölkerung gegen solche religionsfeindliche Maßnahmen und Verbote wird in den anschließenden Abschnitten »Herrgottswinkel und neue heidnische Idolatrie« und »Beschlagnahmungen und Verlegungen« thematisiert, in denen etwa ausgeführt wird, wie die Versuche, religiöse Feiertage zu verlegen oder Flurprozessionen zu untersagen, massive Proteste v.a. in stark katholisch geprägten Regionen Österreichs und Bayerns provozierten.

Im ausführlichsten Kapitel »Heilige Zeiten, heilige Feste« wählt die Autorin wichtige christliche Feste und Bräuche aus, an deren Beispiel sie die nationalsozialistischen Germanisierungsbemühungen und den Versuch, diese Bräuche umzudeuten und für die eigenen politischen bzw. kriegerischen Zwecke nutzbar zu machen, veranschaulicht. Dieses Kapitel gibt einen interessanten Überblick über einige der wichtigsten Bräuche im deutschsprachigen Raum, ihre regionalen Spezifika und ihre historische Entwicklung und zum Teil auch über theologische oder kunsthistorische Aspekte – verzichtet dabei aber leider durchgängig auf Belege oder Quellenverweise.

Unter dem Titel »Heilige Männer oder germanische Heroen?« zeigt Wallnöfer hierauf die Instrumentalisierung christlicher Heiliger zu nationalsozialistischen Zwecken auf: So erfuhr etwa die Figur des

Erzengel Michael eine Umdeutung zum kampferprobten kriegerischen Helden mit Schwert und Ross, während die Feuer am 24. Juni zu Ehren Johannes des Täufers der Idee eines germanischen Sonnenkultes entsprechend zu Sonnwendfeuern uminterpretiert wurden. In den letzten beiden Kapiteln »Neue Religion, nachhaltige Unwahrheiten und die paganische Wiederkehr des Gleichen« und »Moderne rückwärts gedacht« sucht die Autorin abschließend den Bogen zur Gegenwart zu spannen und die Relevanz der nationalsozialistischen Bemühungen um eine Germanisierung deutscher Traditionen für die Gegenwart aufzuzeigen. Dieser gerade für eine kulturwissenschaftliche Arbeit besonders interessante Teil, der die Relevanz der Vergangenheit für aktuelle Prozesse aufzeigen sollte, erfüllt leider nicht die schon im Klappentext erzeugten Erwartungen: Zwar gelingt die Andeutung der Persistenz nationalsozialistischer Ideologie durchaus, die Leserin wird allerdings gerade auf der Suche nach konkreten Hinweisen und Belegen (abgesehen von den drei Beispielen der Hexenverbrennungen, der vermeintlichen Kultplätze am Standort von Kirchen und der Rolle des Dirndls) bis zuletzt im Vagen gehalten.

Gerade angesichts des sehr interessanten und bis dato kaum aufgearbeiteten Themas, das Wallnöfer mit ihrer Monografie aufgreift, ist es besonders schade, dass die Autorin ihre Quellen (mit nur 64 Fußnoten im gesamten Buch) zumeist nicht nachvollziehbar macht, auf den Verweis auf relevante wissenschaftliche Literatur zum Thema verzichtet und auch keinerlei Einblicke in den aktuellen Forschungsstand gibt. Und die Verwirrung über die Quellen der Autorin wird noch erhöht, wenn sowohl Zitate als auch eigene Hervorhebungen und schließlich sogar Zitate ohne Verweise auf die Quelle einheitlich kursiv gesetzt und damit die Bezugsquellen gänzlich unnachvollziehbar werden. Auffallend viele Tippfehler weisen auf ein mangelhaftes Lektorat hin.

Das vorliegende Werk »Geraubte Tradition« wendet sich vor allem an ein populärwissenschaftliches Publikum, was allerdings keine Erklärung für mitunter polemische Formulierungen sein kann (etwa Einleitung S. 46). In einzelnen Fällen argumentiert die Autorin in Bezug auf die katholische Kirche regelrecht tendenziös und überschreitet damit die Grenze nicht nur wissenschaftlichen Arbeitens, sondern auch einer maßvollen Positionierung. Mehrmals im Buch kann sich die Leserin des Eindrucks nicht erwehren, dass der Autorin selbst daran gelegen sei, dass »Menschen nicht vom Christenglauben abgebracht« (S. 142) werden.

Wallnöfer gelingt es zwar, durch kurze, übersichtliche Kapitel die historischen Zusammenhänge klar und verständlich aufzuzeigen und ihre Argumentation nachvollziehbar zu machen. Durch die Kombination unzureichender Zitation und mangelnder Einbettung der Arbeit in den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs, teils polemische Formulierungen und wiederholter persönlicher kirchenpolitischer Positionierung beschneidet sie allerdings selbst die Reichweite, die ihre Arbeit schon aufgrund der spannenden Fragestellung und vor allem der hohen Relevanz des Themas haben könnte. Bei fundierterer wissenschaftlicher Arbeitsweise hätte das Werk »Geraubte Tradition« durchaus ein Grundlagenwerk zum Thema darstellen können, aktuell vermag es zumindest einen interessanten Überblick über Ziel und Vorgehensweise der Nationalsozialisten bei ihren Germanisierungsbestrebungen sowie über die wichtigsten Bräuche im deutschsprachigen Raum und ihre Rolle und Umdeutung im Dritten Reich zu geben.

Edith Hessenberger

Kaspar Maase: Die Kinder der Massenkultur.
Kontroversen um Schmutz und Schund seit dem Kaiserreich.
Frankfurt am Main: Campus 2012, 424 Seiten, zahlr. farb. und s/w Abb.

Der hier zu besprechende Band ist alles andere als ein Leichtgewicht: Er zieht die Bilanz aus 20 Jahren Auseinandersetzung des Autors mit seinem Thema. Wie kaum ein anderer Kulturwissenschaftler im deutschsprachigen Raum hat Kaspar Maase die Geschichte der modernen Massenkultur aufgearbeitet, vor allem aber hat er sie als eine Geschichte kulturkritischer und pädagogischer Debatten und Interventionen erzählt, in der sich soziale Positionskämpfe im Übergang zur Mediengesellschaft spiegeln. Nicht zuletzt durch seine Arbeiten ist deutlich geworden, dass sich das populäre Vergnügen kaum verstehen lässt, ohne dessen Gegner und Kritiker in den Blick zu nehmen: Volkserzieher und Pädagogen, Jugendpfleger und Pastoren, Polizisten und Zensoren, bildungsbürgerliche Hüter des guten Geschmacks und der »deutschen Kultur«, aber auch sozialdemokratische Kulturfunktionäre und Publizisten. Sie alle führten einen engagierten Kampf gegen den »Schmutz und Schund« in Wort und Bild. Besonders in der formati-

ven Phase der Medienkritik bis zum Ersten Weltkrieg manifestierte sich eine grundlegende Angst vor dem unkontrollierten Wissen, das die »unsittliche« Unterhaltungsliteratur und das frühe Kino in Umlauf brachten. Und nur allzuoft kippte die Sorge um die »Kinder der Massenkultur« in eine herablassende bis aggressive Haltung gegenüber all denen, die sich mittels der modernen Unterhaltungsindustrie »a bit o' colour« (Richard Hoggart) in ihren Alltag holten. »Nur dumme Menschen lesen solche Schundromane!« – so stand es 1910 im Schaufenster einer Münchner Buchhandlung zu lesen (S. 244).

Kaspar Maases Buch ist eine historische Studie. Dennoch ist das Erkenntnisinteresse ebenso auf die Gegenwartsgesellschaft und ihren Umgang mit Medien und Medieninhalten gerichtet: »Wie die Deutschen um 1900 die aufkommende Massenkultur behandelten, das lässt in einem fernen Spiegel Denk- und Verhaltensweisen erkennen, denen man auch in der Gegenwart begegnet« (S. 18). So beginnt Maase seine Einleitung mit einer kurzen Rekapitulation der öffentlichen Debatte über den Amoklauf in der Albertville-Realschule in Winnenden im März 2009. »In welcher Welt leben unsere Kinder?« fragte damals eine Lokalzeitung. Exzessiver Medienkonsum, Computerspiele, abgeschottete Communities – inwiefern konstituieren sich über die modernen Massenmedien Räume, die Jugendlichen zugänglich, aber aller zivilgesellschaftlichen Kontrolle entzogen sind? Maase historisiert diese Frage in seiner Untersuchung und diskutiert daran das Dilemma, das zwischen Medienfreiheit und Jugendschutz besteht. Er zeigt: »Hinter dem Streit um die Regulierung der Medien liegt ein allgemeineres (und wirklich unlösbares) Problem: die Sorge, dass unsere Kultur abstürzt, dass ihre Weitergabe an die nächste Generation scheitern könnte« (S. 14). Vor diesem Hintergrund zeichnet die Untersuchung nach, wie verschiedene Akteure und Deutungsinstanzen im späten deutschen Kaiserreich – mit Schwerpunkt auf der Zeit zwischen 1900 und 1918 – auf die Herausforderung der »Kulturrevolution« rund um »Öldruck, Tingeltangelmusik, Schauerroman« reagierten und dabei ihrerseits die etablierte bürgerliche Kultur in einem bedrohten Zustand sahen. Der Aufstieg der Massenkultur hatte neue Kräfte freigesetzt und Spielräume eröffnet, die man in der Tat nur schwer kontrollieren konnte. Maase demonstriert das anhand einer Reihe von Beispielen, u.a. an Literaturboykotten (S. 106–116), der Kinoregulierung und Filmzensur (S. 135–144) oder den Jugendschutzerlassen während des Ersten Weltkriegs (S. 207–210). Gleichzeitig – und diese Perpektive ist in der bisherigen Forschung stark vernachlässigt

worden – untersucht Maase den »positiven Schundkampf«. Vertreter einer »ästhetischen Volkserziehung« versuchten nämlich gezielt, sittlich einwandfreie und in vielen Fällen christlich motivierte Jugend- und Volksliteratur in Umlauf zu bringen. Der »wertvolle« Abenteuerroman wurde gegen Nick Carter und Buffalo Bill aufgeboten, Buchreihen wie die Wiesbadener Volksbücher sollten Klassiker unter das Volk bringen. Dass mit den Versuchen bürgerlicher Geschmackserziehung vor allem ein Kampf um kulturelle Hegemonie verbunden war, dass sich schließlich ein »instrumenteller, fundamentalistisch politisierter Umgang mit dem Schundargument« durchsetzte, der gegen die Weimarer Republik gerichtet war (S. 240), das alles rekonstruiert Maase genau, unaufgeregt und mit analytischer Klarheit.

In ihrer Bedeutung für den gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozess des späten Kaiserreichs können die damals geführten Mediendebatten kaum überschätzt werden. In der einen oder anderen Weise betrafen sie die Mehrheit der Bevölkerung: »Man konnte ab etwa 1908 nicht zur Schule gehen oder Kinder im schulpflichtigen Alter haben, ohne sich mit Schund und Schundkampf auseinander zu setzen« (S. 239). Damit beleuchtet das vorliegende Buch ein Thema, von dem aus sich die Gesellschaftsgeschichte der wilhelminischen Zeit in zentralen Aspekten erschließt. Zu einem echten Schlüsselthema wird die Schunddebatte aber vor allem dadurch, dass Kaspar Maase sie im Sinne einer komplexen kulturellen Konstellation liest, an der ganz unterschiedliche Akteure beteiligt waren. So werden nicht nur die Positionen der Schundkritiker wie des Hamburger Lehrers Heinrich Wolgast oder des bekannten Berliner Zensors Karl Brunner vorgestellt, sondern auch die Perspektiven der Verlage, der Buchhändler sowie der zahllosen Leserinnen und Leser der beargwöhnten Unterhaltungsliteratur mit einbezogen. Erhellend ist beispielsweise ein Abschnitt, in dem sich Maase ausgehend von einem autobiographisch gefärbten Roman des Schweizer Autors Paul Wehrli behutsam der Akteursperspektive lesender Jugendlicher vor dem Ersten Weltkrieg annähert. Sichtbar wird durch den multiperspektivischen Zugang »ein dichtes Netz von Praktiken, die in vielfältigen Beziehungen der Gegnerschaft und Kooperation miteinander standen« (S. 239). Was die populäre Unterhaltungskultur im ersten Fünftel des 20. Jahrhunderts bedeutete, das erschließt sich also erst, wenn man sie in dem gesamten Kräfte- und Konfliktfeld der wilhelminischen Gesellschaft situiert und als Produkt fortwährender Aushandlungsprozesse versteht. Besonders aufschlussreich ist in die-

sem Sinne das Kapitel über »Soziales Theater« und die soziale Konstruktion der Massenkünste. Hier behandelt Maase den Schundkampf als ein Bündel von Praktiken, über das die Aushandlung unterschiedlicher Lebensformen und sozialer Ordnung überhaupt sichtbar wird. Denn gerade die »symbolische Verlängerung des Problems in die Sphäre der Legitimation sozialer Ordnung hinein verleiht dem Schundkampf seine besondere Stellung in der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts« (S. 245). Verschiedene lebensweltliche Szenarien kommen hier in den Blick, die zugleich Kristallisationspunkte für den Schundkampf waren: die Selbstorganisation von Jugendlichen in Gruppen und Bünden, der Kinokonsum von Großstadtkindern, die lockenden Auslagen der Schaufenster oder die Funktion der Straße als Erziehungsraum. Das Kapitel schließt mit einem hochinteressanten Exkurs zur so genannten »Lesewutdebatte« zwischen 1780 und 1800, in der Maase eine Vorläuferbewegung zum Schundkampf sieht. Wenn man etwa bei Johann Heinrich Campe liest, dass Bücher für Kinder das »gefährlichste Seelengift« enthielten, gegen das die erzieherische Einwirkung machtlos sei (S. 301), dann wird deutlich, dass die eigenständige Mediennutzung durch Kinder und Jugendliche problematisiert wurde, seit es überhaupt erschwingliche und leicht greifbare Druckerzeugnisse gab. Das Spannungsverhältnis zwischen den Generationen wurde nicht erst seit 1900 auf dem Gebiet der populären Lesestoffe ausgetragen.

Kaspar Maase hat mit seinem Buch eine glänzende, aus umfassender Kenntnis der Originalquellen heraus geschriebene historische Kulturanalyse des gesellschaftlichen Umgangs mit Medieninhalten und Medienkontrolle vorgelegt. Dabei ist durchweg seine enorme interpretatorische Treffsicherheit und Sensibilität zu bewundern: Über die akribische und quellennahe Nachzeichnung der Schunddebatte hinaus steckt dieses Buch voll echter Gedankenarbeit eines Autors, dem es um sein Thema ernst ist, der aber zugleich mit dessen Leichtigkeit umzugehen weiß. Wie Maase in seiner Darstellung den popularen »Hunger nach Schönheit« und den »unwiderstehlichen Drang nach Freude«[1] zu

1 Vgl. Kaspar Maase: Hunger nach Schönheit. Überlegungen zur Ästhetik des Alltags. In: Beate Binder u.a. (Hg.), Ort, Arbeit, Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster 2005, S. 283-290; Ders.: «...ein unwiderstehlicher Drang nach Freude« – Ästhetische Erfahrung als Gegenstand historischer Kulturforschung. In: Historische Anthropologie 8, 2000, S. 432–444.

seinem Recht kommen lässt, ohne die Problematik von Jugendschutz und Medienkontrolle kleinzureden, das kann schon als ein wissenschaftliches Kunststück bezeichnet werden. Nie geht der Respekt vor den historischen Akteuren verloren – auch dort nicht, wo es ein Leichtes gewesen wäre, zähnefletschende Schundkämpfer und sauertöpfische Spaßverderber der Lächerlichkeit preiszugeben. Maase nimmt seine Protagonisten ernst – und das gilt nicht nur für die jugendlichen Leser und Kinogänger, sondern eben auch für die Zensoren und Sittenwächter wie Karl Brunner, dessen Perspektive kritisch, aber differenziert dargestellt wird. Was die vielgestaltigen und bunten Erzeugnisse der wilhelminischen Massenkultur selbst angeht, so erhält man als LeserIn des Buches ganz en passant einen informativen und unterhaltsamen Überblick – ein Gebiet, bei dem der Autor erkennbar aus dem Vollen schöpft. So bieten die »Kinder der Massenkultur« nicht nur eine fundierte Auseinandersetzung mit der historischen Vergnügungskultur, sondern auch ihrerseits ein bereicherndes Lesevergnügen.

Kritisch anzumerken wäre lediglich, dass der im Untertitel formulierte Anspruch, eine Geschichte der Kontroversen um Schmutz und Schund *seit* dem Kaiserreich zu liefern, nicht wirklich eingelöst wird. Trotz einiger Schlaglichter auf die Gegenwart bleibt die Untersuchung in ihrer empirischen Basis weitestgehend auf die Debatten des Kaiserreichs beschränkt: Das Kapitel »Weichenstellungen für das 20. Jahrhundert« nimmt zwei Drittel des Buches ein, die 1920er Jahre sowie die Zeit des Nationalsozialismus bleiben nahezu gänzlich ausgeklammert, die Entwicklung seit 1945 wird auf knapp 13 Druckseiten nur kursorisch abgehandelt. Diese Lücken in der historischen Darstellung sind zwar bedauerlich, allerdings hätte eine Arbeit, die sich den Jugendmedienschutzdebatten seit 1918 gleichermaßen gründlich zugewandt hätte, auch mindestens den doppelten Textumfang beansprucht. Insbesondere hätte eine Geschichte der Medienpolitik, Jugendschriftenkritik und Zensur im Nationalsozialismus nochmals einen anderen, spezifischen Interpretationsansatz erfordert. Dafür aber halten wir mit dem vorliegenden Buch eine konzise Problemgeschichte der Schunddebatte im Kaiserreich in der Hand, die in ihrem gedanklichen Zuschnitt über diesen historischen Referenzrahmen weit hinausweist. Wer sich für die Gesellschaftsgeschichte der Massenkultur und Mediennutzung, der Zensur und – last but not least – des schieren Vergnügens interessiert, kommt an diesem Buch nicht vorbei. Zusammengenommen mit Maases früheren Buchpublikationen zum Thema[2] bietet es eine

unverzichtbare Grundlage für das wissenschaftliche wie außerwissenschaftliche Nachdenken über den gesamtgesellschaftlichen Prozess, in den die populäre Kultur verwickelt ist und in dessen Rahmen sie ihre Spezifik entfaltet hat.

Jens Wietschorke

2 Kaspar Maase: Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970. Frankfurt am Main 1997; Wolfgang Kaschuba, Kaspar Maase (Hg.): Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Köln 2001; Kaspar Maase (Projektleitung): Prädikat wertlos. Der lange Streit um Schmutz und Schund. Tübingen 2001; Ders.: Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur. Herausgegeben von Anke te Heesen, Reinhard Johler und Bernhard Tschofen. Tübingen 2011.

Andrea Nießner: Arme Haut. Die Wiederkunft des Wasenmeisters mit einem Thesaurus zu Tier- und Menschenkörpern.

Weitra: Bibliothek der Provinz 2011, 368 Seiten, Farbabbildungen.

Der anzuzeigende Band, dies gleich vorneweg, ist weder wissenschaftliche Fachliteratur im engeren Sinne noch eine populärwissenschaftliche Darstellung. Gleichwohl ist er von volkskundlichem Interesse: Es handelt sich um ein im wahrsten Sinne merk-würdiges Hybridformat aus Prosa und lexikonartiger Fakten- und Materialsammlung, das die Salzburgerin Andrea Nießner, ihres Zeichens Physiotherapeutin und volkskundlich interessierte Autorin, vorgelegt hat. Das zentrale Thema des Bandes ist der randständige und wenig bekannte Bereich der Kadaververwertung – samt angrenzenden Phänomenen und Abgründen. In einer weit geschwungenen, vornehmlich historischen und teilweise auch abschweifenden Tour d'Horizon vom Mittelalter bis in die Gegenwart, präsentiert die Autorin eine Fülle an Wissenswertem, Skurrilem, Halbvergessenem und Entlegenem aus dem Umfeld des Abdeckergewerbes mit Ausflügen in die Bereiche Folter, Volksmedizin, Konservierung und Verwesung.

Der Band gliedert sich in zwei Teile: Den ersten, knapp 100 Seiten langen Teil bilden zwei Prosaerzählungen »Der Arzt« und »Der Wasenmeister«, von der Autorin »Realphantasie« genannt. Die ausführliche

und ausgeschmückte Berufsdarstellung des Abdeckers mischt sich mit einer Geschichte vom Verschwinden des Arztes, in der realistische und phantastische Momente fließend ineinander übergehen und in die inneren und äußeren Abgründe Salzburgs und des Waldviertels führen.

Den volkskundlich relevanteren, deutlich umfangreicheren zweiten Teil des Bandes bildet ein »Thesaurus zu Tier- und Menschenkörpern.« Hier hat die Autorin in einer Art kulturhistorischen Kompendium in dreizehn Kapiteln von A wie Anatomie bis W wie Wasenmeistergewerbe und auch zu Themen wie Häute, Häutungen, Tod, Volksmedizin, Gestank und Bestattung eine Fülle an Informationen und Episodenschnipseln in bunter, teilweise kruder und lustvoll unsystematischer Form zusammengetragen – Ab- und Ausschweifung ist durchaus Programm. Es fällt nicht ganz leicht, den Text zusammenfassend einzuordnen, denn teilweise orientiert sich die Autorin sehr eng an den verwendeten Quellen und Sekundärtexten, dann wiederum reiht sie unbelegte bzw. nicht exakt nachgewiesene Fakten und Anekdoten aneinander und verfasst so ein zwar interessant zu lesendes, aber in seiner Genese intransparentes Konvolut. Insgesamt handelt es sich bei dem Text (oder besser: den Texten?) über weite Strecken um eine Kompilation von bereits Vorgefundenem, eine teilweise wilde Ansammlung von Fundstücken oder auch um Referate von Inhalten bereits vorhandener Sekundärliteratur, keinesfalls jedoch um eine konzise, problemorientierte Abhandlung wissenschaftlichen Charakters mit einer konzeptionell haltbaren Fragestellung oder reflektiertem methodischem Zugriff. Aber das ist auch gar nicht der Anspruch des Textes. Er sucht vielmehr den bewussten Grenzgang zwischen Wissensdurst und Fabulierlust – quer zu den gängigen Kategorien. Volkskundliches, Alltagsweltliches sowie Medizin- und Sozialhistorisches ist hier in reicher, wenn auch unsystematischer Form eingeflossen. Und so stehen Ausführungen über die Alraune oder den Bär Moritz neben solchen über die Strafpraxis des Häutens oder einem Bericht über einen Tierkörperverwertungsbetrieb aus dem Jahr 2008. Bunt, heterogen, informativ (teilweise!) – in jedem Fall aber eine Anregung und Aufforderung für weiteres Forschen, in der thematischen Breite und Liebe zum (auch schockierenden) Detail jedenfalls bemerkenswert.

Fazit: ein ungewöhnliches, auf seine Weise faszinierendes Buch, das einerseits neben einer einschlägigen Bibliografie eine Fülle an Informationen, Episoden und plastischen Schilderungen bereithält, die inspirieren und neugierig machen können, und andererseits hinsicht-

lich seines Quellenwertes wegen des streckenweise fabulierend-literarisch-kursorischen Charakters mit deutlicher Vorsicht zu behandeln ist – doch VolkskundlerInnen, die sowohl mit HDA- als auch Wikipedia-Artikeln umzugehen wissen, werden auch hiermit zurechtkommen. In jedem Fall bietet der Band grelle Reize und stellt einen guten Ausgangspunkt für Ausflüge dar in die kulturwissenschaftlich noch längst nicht zur Gänze kartierten Gefilde des Ekels, der Abscheu und der vertieften Beschäftigung mit Kadavern aller Art und dem, was aus ihnen werden und gemacht werden kann.

Timo Heimerdinger

Eingelangte Literatur

Andraschek–Holzer, Ralph: Topographische Ansichten und Wahrnehmungsgeschichte. Eine Erkundung. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2011. – 400 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 51). – Literaturverz. S. 150–159

Bacher, Mike: Das Recht in den Sagen Obwaldens. – Halle an der Saale: Junkermann, 2011. – 71 S. – (Signa iuris; 9) Literaturangaben

Bogner, Peter [Hrsg.]: Paradigmenwechsel. Ost- und Mitteleuropa im 20. Jahrhundert. Kunstgeschichte im Wandel der politischen Verhältnisse. 15. Tagung des Verbands Österreichischer Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker, 5. bis 8. November 2009, Künstlerhaus Wien. – 1. Aufl. – Hohenems u.a.: Bucher, 2011. – 123 S. Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Bovon, Stéphane u.a. [Hrsg.]: Ultimitem. – Vevey: Castagnié, 2011. – 133 S. – (Accompagne et prolonge voire précède l'exposition ayant lieu du 29 septembre 2011 au 26 février 2012 dans la »fosse« du Musée d'ethnographie de Neuchâtel)

Brenko, Aida, Mirjana Brandic u. Marija Zivkovic: Vatra. Izlozbu = Fire. – Zagreb: Etnografski muzej, 2011. – 237 S.

Bukowskiej-Florenskiej, Ireny [Red.]: Etnologia na granicy. – Wyd. 1. – Katowice: Wydawn. Uniw. Slaskiego, 2011. – 335, [1] s: il.; 24 cm. – (Prace naukowe Uniwersytetu Slaskiego w Katowicach; 2771). Zsfassungen in dt. u. engl. Sprache

Cernokozeva, Elka Ch.: Sorbische Identität und Kultur in der Ortslage Proschim (Prozym) mit Karlsfeld. Gutachten. – Bautzen: Sorbisches Inst., 2011. – 160 S. – (Kleine Reihe des Sorbischen Instituts; 14)

Cerny, Heimo: Vierkanter. Wahrzeichen des Mostviertels. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2012. – 295 S.

Dean, Isabel: Die Musealisierung des Anderen. Stereotype in der Ausstellung »Kunst aus Afrika«. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2010. – 160 S. – (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 39). – Zugl.: Tübingen, Univ., Magisterarb., 2008

Deutscher Museumsbund e.V. [Hrsg.]: Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut. – Berlin [u.a.]: Deutscher Museumsbund, 2011. – 88 S.

Dietl, Werner, Martin Heintel, Norbert Weixlbaumer: Vierkanter Haag. Entwicklungsperspektiven eines regionalen Kulturgutes. – Wien: Inst. für Geographie u. Regionalforschung d. Univ. Wien, 2011. – 157 S.

Dombrowski, Julia: Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnographie des Online-Datings. – Bielefeld: transcript–Verl., 2011. – 377 S. – (MedienWelten; 5) – Zugl.: Bremen, Univ., Diss., 2009

Douglas, Norman: Selected correspondence. 4. Band: Italiam petimus. Letters of Edward Hutton to Norman Douglas and a selection of letters from Douglas to Hutton. With elucidations and commentary by Michael Allan, annotations by Arthur S. Wensinger and Michael Allan and a foreword by Arthur S. Wensinger. – Graz,

Feldkirch: Neugebauer, 2011. – XIX, 473 S. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek: Sonderband; 18,4)

Eberhard, Igor: Das blaue Weib und andere Zirkusfrauen. Theoretische Aspekte von Tätowierungen unter besonderer Berücksichtigung von »Tätowierten Damen« in Zirkus und Schaubuden untersucht am Beispiel der Sammlung Walther Schönfeld. IN: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 141(2011). – S. [305]–328. – Zsfassung in engl. Sprache

Edenhofer, Rene: Daisy – Liebling der Massen. Tafelgeschirr-Form von 1959–1991. Geschirr-Design der 1950er und 1960er Jahre. – Deutsch Wagram: R. Edenhofer, 2011. – 156 S.

Enzyklopädie der Neuzeit. Hrsg. von Friedrich Jaeger. Band 14: Vater – Wirtschaftswachstum. Stuttgart [u.a.]: Metzler 2011. – XXII S., 1188 Sp. Literaturangaben

Felgenhauer-Schmiedt, Sabine u.a. [Hrsg.]: Keramik und Technik. Internationale Fachtagung der Österreichischen Gesellschaft für Mittelalterarchäologie, zugleich 43. Internationales Symposium Keramikforschung des Arbeitskreises für Keramikforschung in Mautern an der Donau, 20. bis 25. September 2010. – Wien: Österr. Ges. für Mittelalterarchäologie, 2011. – 338 S. – (Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich; 27) (Aus dem Inhalt: Alice Kaltenberger, Kunstkeramik aus Österreich und ihre Verbindung zur Wiener Werkstätte. Von Michael Powolny zu Kirsche und Enzian. 79–86; Hermann Steininger, Ein Münztopf der Zeit um 1540 aus Linz an der Donau (Oberösterreich). 87–90; Claudia Peschel–Wacha, Mit Federkiel, Tinte und Streusand. Keramische Schreibzeuge aus drei Jahrhunderten. 232–241; Alena Kalinová, Die ältesten Belege der Volksfayencen aus Mähren. 242–247; Gabriele Scharrer–Liška, Erste Untersuchungsergebnisse zur Hafnerei Hehl aus der Zeit um 1900 in Pulkau, Niederösterreich. 297–305)

Fitschen, Jürgen und Jürgen Jensen [Hrsg.]: Das Thaulow-Museum vor 100 Jahren. Das Kunstgewerbe-Museum der Provinz Schleswig-Holstein auf dem Weg zum Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum. Das Kieler Thaulow-Museum in seiner exemplarischen Einrichtung durch Gustav Brandt (1901–1919) und seiner späteren Ergänzung durch Ernst Sauermann (1920–1947). Beiträge zur Geschichte des Hauses und seiner Sammlungen. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung »Das Erste Museum. Vom Thaulow-Museum zum Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Kiel – ein Rundgang durch die Kunst- und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins«, in der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf in Schleswig vom 1. Mai bis 26. Juni 2011. – Schleswig: Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf, 2011. – 344 S. – (Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte; 66)

Florin, Mario: »Cheese!« Fotos von Menschen aus Graubünden. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 7. Oktober 2011 bis 18. März 2012 im Rätischen Museum Chur. – Chur: Rätisches Museum, 2011. – 71 S.: zahlr. Ill.

Frauen Museum Wiesbaden [Hrsg.]: Aus dem Reich der Fülle. Von Erdgöttinnen und Kornmüttern. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. – Wiesbaden: edition frauen museum wiesbaden, 1998. – 94 S. Literaturverz. S. 85–87

Hemmers, Christian [Red.]: Restaurierung und Konservierung. Ein Praxisleitfaden. Mit Beitr. v. Manfred Koller u.a. – 2., überarb. u. erw. Aufl. – Leonding: Verbund OÖ. Museen, 2011. – 105 S.

Hois, Eva Maria [Red.]: 123 Jodler und Juchzer. – 1. Aufl. – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2011. – 167 S.

Hois, Eva Maria [Red.]: Weihnachtslieder selber singen ... In Griffschrift. – 1. Aufl. – Gnas: Weishaupt, 2011. – 120 S.

Jäger, Gerold und Hans Kiessling: Holzknechtmarterl in Österreich. Fotos von Wilhelm Lutz. – Wien: Land&Forst Projekte Österreich, 2011. – 45 S.

Jeřábek, Richard: Lidová výtvarná kultura. Dvacet dva přispěvků k teorii, metodologii, ikonografii a komparatistice. – 1. vyd. – Brno: Ústav evropské etnologie, 2011. – 239 S. – (Etnologické studie; 10) Sammelbd. mit Beiträgen die R. Jeřábek in div. Zss. und Festschriften veröffentlicht

Jerger, Thomas [Red.]: (Heimat-)Museen neu denken! 9. Oberösterreichischer Museumstag Mondsee, 2010. Berichtsband. – Leonding: Verbund OÖ. Museen, 2011. – 103 S. Literaturangaben

Johler, Reinhard [Hrsg.]: Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30 September 2009. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 596 S. Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Kaiser, Hermann: Von Dampfmaschinen und Traktoren. Landwirtschaft und Technik im 20. Jahrhundert. – 1. Aufl. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2011. – 133 S. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; 41). – Literaturverz. S. 133

Kalamar, Stefan: Das Bad des Fürsten Esterházy. Zur kunst- und kulturhistorischen Bedeutung des Badehauses von Großhöflein. – Eisenstadt: Amt d. Burgenländ. Landesregierung, Landesarchiv, 2012. – 128 S. – (Burgenländische Forschungen; 102)

Kälin, Detta: Zauberwahn und Wunderglauben. Amulette, Ex Voto und Mirakel in Einsiedeln. Katalog. – Einsiedeln: Museum Fram, 2011. – 106 S.

Karamanes, Euangelos: Organose tu choru, technikes kai topike tautoteta sta Kopatsarochoria ton Grebenon. – Athena: Akademia Athenon, Kentro Ereunes tes Hellenikes Laographias, 2011. – 429 S. – (Demosieumata tu Kentru Ereunes tes Hellenikes Laographias; 25). – Zsfassung in franz. Spr. – Literaturverz. S. 400–416

Karlsson, Kim u.a. [Red.]: On stage. Die Kunst der Pekingoper. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museum der Kulturen Basel, 7.9.2011–26.2.2012. – Basel: Museum der Kulturen, 2011. – 281 S. Literaturverz. S. 272–275

Karnicar, Ludwig [Hrsg.]: Thesaurus der slowenischen Volkssprache in Kärnten. Bd. 7: L–mi. Wien: Verl. der Österr. Akad. der Wiss., 2012. – II, 226 S. – (Schriften der Balkan–Kommission, Linguistische Abteilung / Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse: Sonderpublikation)

Koch Lars, Christer Petersen und Joseph Vogl [Hrsg.]: Störfälle. – Bielefeld: transcript, 2011. – 164 S. – (Zeitschrift für Kulturwissenschaften; 2011,2). Literaturangaben (Klappentext: Als es im März 2011 in Fukushima zur Havarie des Reaktorblocks 1 kam, wurde klar, was sich in Japan neben einem katastrophalen Erdbeben und einem fatalen Tsunami noch ereignet hatte: der Beginn einer Störfall–Kaskade, die die Verletzlichkeit der globalisierten Welt, ihre technischen Voraussetzungen und ihre medialen Rahmenbedingungen schlaglichtartig vor Augen führte. Damit wird der Störfall zu einer eigenen Kategorie der Wissensproduktion, der gemeinhin unhinterfragte Normalitätsvorstellungen irritiert und – Bundeskanzlerin Merkel

sprach schon am ersten Tag des Atom-Dramas von einem »Einschnitt für die Welt« – Praktiken der Evaluierung, der Prozessierung und der Prävention in Gang setzt. In diesem Sinne fragt das Heft 2/2011 der ZfK nach dem epistemologischen Status des Störfalls, nach seinen politischen Dimensionen, nach Verlaufskurven historischer Störfälle und nach ästhetischen Aneignungen, die ihn entgegen der Normalerwartung als ein Anderes ausstellen und in seinen Wirkungen reflektieren. Der Debattenteil des Heftes konzentriert sich auf Fragen nach der Autonomie der Migration)

Köhle-Hezinger, Christel: Alltagskultur: sakral – profan. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. von Anita Bagus und Kathrin Pöge-Alder. Unter Mitarb. von Stefan Kuhirt. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 292 S. Bibliogr. C. Köhle-Hetzinger: S. 275–290. – Literaturangaben

Köpke, Wulf u.a. [Hrsg.]: »Elmenhorst & Co.« 150 Jahre Hamburger Sammlungen zu den Maya aus Guatemala. – Hamburg: Museum für Völkerkunde, 2011. – 429 S. – (Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg; N.F., 41). Text dt. und span. – Literaturangaben

Kraft, Anne: »Das Schaufenster ist die Visitenkarte des Ladens!« Schaufenstergestaltung des Einzelhandels in den 1950er und 1960er Jahren am Beispiel Unterfrankens. – Würzburg: Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 2012. – 151 S. – (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte; 103)

Lacom, Harald: Die Hainburger Hexenprozesse, 1617–1624. – Hainburg: Sparkasse Hainburg Privatstiftung, 2011. – 147 S. Literaturverz. S. 143–147

Langreiter, Nikola, Klara Löffler u. Hasso Spode [Hrsg.]: Das Hotel. Berlin: Metropol, 2011. – 239 S. – (Voyage; 9) (Beiträge: Hasso Spode, Eine kurze Geschichte des Hotels. Zur Industrialisierung der Gastlichkeit. 10–31; Hans Heiss, Epochenspiegel und Erinnerungsraum. Das Grandhotel Toblach in Südtirol. 32–47; Florian Rohner, Der »Gute« und der »Schlechte Russentisch«. Varianten von Segregation und Integration im Kurort Davos der Belle Époque. 48–59; Silvia Scheuerer, Das Bellevue in Andermatt. Ein Hotel erzählt Kulturgeschichte. 60–72; Daniel Habit, »Das ganze Dorf ein Hotel«. Umnutzungsstrategien, Dorferneuerung und Raumkonzeptionen in einem Engadiner Bergdorf. 73–83; Dorothee Hemme, Fantastische Räume. Zum Zusammenhang von Kreativiät und Marketing in Themenhotels. 84–102; Ulrich Wieler, Reisen in eine schöne Zukunft. Berghotels in der DDR. 103–120; Peter F. N. Hörz und Marcus Richter, Zwischenlager: Das Motel zwischen Transit und Verortung. 121–136; Sarah Kröger und Andrea Vetter, Mein Sofa ist dein Sofa. Internet-Netzwerke und neue Beherbergungsformen. 137–155; Eric Burdon, Hotel Hell. 156–157; Martin Jonas und Anna Stoffregen, Hotel und Stadt. Das Hotel Bayerischer Hof in München und das Hotel Sacher in Wien – Beobachtungen. 158–169; Nikola Langreiter, Klara Löffler und Johanna Rolshoven, Das Hotel, das Reisen und der Alltag – im Dreieck besehen. 170–191; Birgit Johler, Das Hotel daheim. 192–197; Regina Bendix, Dauergäste: Bausteine zu einer Phänomenologie des immobilen Nichtzuhauseseins. 198–217)

Meurer-Bongardt, Judith: Wo Atlantis am Horizont leuchtet oder eine Reise zum Mittelpunkt des Menschen. Utopisches Denken in den Schriften Hagar Olssons. – Åbo: Åbo Akademis Förl., 2011. – 516 S. Zsfassungen in engl. und schwed. Spr. – Literaturverz. S. 464–489. – Zugl.: Åbo, Univ., Diss., 2011

Moravske Zemské Museum [Hrsg.]: Sousedé na talíri. O spolecném a rozdilném v kucharském umeni jizni Moravy a Dolniho Rakouska = Die Nachbarn auf dem Teller. Gemeinsames und Unterschiedliches in der Kochkunst Südmährens und Niederösterreichs. – Brno: Centrála cestovního ruchu – Jizní Morava, 2011. – 108 S: Ill. – Text in tschech. und dt. Sprache

Natter, Andreas: 150 Jahre Kolpingsfamilie Dornbirn. – Dornbirn: Stadt Dornbirn, Stadtarchiv, 2011. – 147 S. – (Dornbirner Schriften; 40)

Nußbaumer, Thomas [Hrsg.]: Volksmusik in den Alpen. Standortbestimmungen. Festschrift für Josef Sulz zum 80. Geburtstag. – 1. Aufl. – Innsbruck: Univ.-Verl. Wagner, 2011. – 320 S. + 1 DVD: 45 Ton- und 9 Videobeispiele. – (Schriften zur musikalischen Ethnologie; 1)

Nyman, Harri: Uloimmalla rannalla. Luotsi- ja majakkamiesperheet asemayhdyskunnissaan = On the furthest shore. – Helsinki: Suomen Muinaismuistoyhdistys, 2011. – 512 S. – (Kansatieteellinen arkisto; 54). Zugl.: Helsinki, Univ., Diss., 2009

Ostendorf, Thomas: Ein Stern geht auf. Die 71. Telgter Krippenausstellung. Katalog der 71. Krippenausstellung vom 13. November 2011 bis zum 28. Januar 2012 im Relígio, Telgte, mit dem besonderen Thema »Ein Stern geht auf« (234. Sonderausstellung). – Telgte, 2011. – 120 S.

Paar, Johanna: Rrratschen. Praktisches Handbuch zu Ratschenbau und österlichem Ratschenbrauchtum. Mit Bauplänen. – 1. Aufl. – Graz: Seirisches Volksliedwerk, 2012. – 104 S.

Perschy, Jakob Michael [Red.]: Insich(t) & Ansich(t) – Das Burgenland von 1921 bis 2011. Tagungsband des Symposions des Burgenländischen Landesarchivs vom 26./27. Mai 2011. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7, 2011. – 205 S. – (Burgenländische Forschungen; 101). – Literaturangaben

Pesch, Dorothee [Hrsg.]: Reiseandenken. Was vom Urlaub übrig bleibt. Begleitheft zur Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 25. März bis 7. Oktober 2012. Mit Beitr. von Xenia Brönnle u.a. – Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum, 2012. – 100 S. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 46)

Petzold, Leander: Magie. Weltbild, Praktiken, Rituale. – Orig.-Ausg. – München: Beck, 2011. – 175 S. – (Beck'sche Reihe; 6015). Literaturangaben

Pichler, Klaus: Fürs Leben gezeichnet. Gefängnistätowierungen und ihre Träger. – Salzburg: Fotohof Ed., 2011. – 184 S.

Plemmenos, Ionnes [Hrsg.]: Laographika symmeikta tes Korones Messenias apo tis sylloges (1938 – 1939) tes Georgias Tarsule. – Athena: Akademia Athenon, 2011. – 305 S. – (Peges tu laïku politismu; 6)

Plöckinger-Walenta, Veronika und Gerhard J. Winkler [Hrsg.]: Alltag und Handwerk im burgenländisch-westungarischen Raum. Festschrift für Wolfgang Gürtler. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum, 2011. – 383 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 118) (Beiträge: Wolfgang Gürtler Publikationen. 11–14; István Bariska, Das Fehderecht in Westungarn. 19–30; Elisabeth Bockhorn, Leben an der offenen Grenze. Ein studentisches Projekt in Kittsee im Jahre 1992. 31–40; Olaf Bockhorn, Zwischen Magie und Empirie: Tiermedizin im Seewinkel. 41–59; Zsigmond Csoma, Das wirtschaftliche und kulturelle Beziehungsnetz zwischen den Alpen und dem Plattensee. (Histo-

risch–ethnographische Beziehungen zwischen der Steiermark, dem Südburgenland und Westungarn vom 18. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg). 61–82; Péter Dominkovits, Zwei Goldschmiede-Testamente aus dem 17. Jahrhundert im Stadtarchiv Ödenburg/Sopron. 83–96; Norbert Frank, Eine Beschreibung des zur Herrschaft Eisenstadt gehörigen Berg- und Schlossgrundes aus dem Jahre 1802. 97–115; Karl Gruber, Im Gedenken an die Schlachten von Aspern und Wagram 1809: Die Feuerwaffen der österreichischen Infanterie. 117–126; Sándor Horváth, Der Zechmeister als Kirchenvorsteher oder Mesner. 127–143; László Kovács, Unterwegs von Ödenburg nach Rust und zurück. Johann Wohlmuths Tagebuch-Berichte aus Rust, 1685–1705. 145–156; Rudolf Kropf, Jüdische Handwerkerfamilien im südlichen Burgenland im Jahr 1848. 157–170; Gertraud Liesenfeld, Strategien gegen den »schönen Schein«: Interventionen in Freilichtmuseen. 171–184; Wolfgang Meyer, 35 Arbeits- und Dienstjahre des Wissenschafters, Forschers und Sammlungsleiters. Eine Laudatio eines Arbeitskollegen. 185–191; Jakob Michael Perschy, Drei Skizzen zu meiner Heimat–Kunde. 193–201; Veronika Plöckinger-Walenta, Das Ethnographische Museum Schloss Kittsee – über 30 Jahre lang ein »Fenster zum Osten«. 203–219; Harald Prickler, Ergänzungen zu den Uhrmachern des burgenländischen Raumes. 221–247; Gerald Schlag, Eszterháza – Draßburg – Eisenstadt – Halbturn – Kittsee. Burgenländisch-westungarische Schlösser in einem Reisebericht um 1765. 249–264; Susanna Steiger-Moser, »Wir, die wir keine Geschichte haben…«. 265–280; Hermann Steininger, Rechtsvolkskunde. Burgenländische Beispiele sowie Überlegungen zur rechtsarchäologischen Forschung im Burgenland. 281–296; György Tilcsik, Die Veränderungen in der Anzahl und Zusammensetzung der Handwerker in Szombathely in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 297–314; Felix Tobler, Eine Instruktion für den fürstlich Esterházyschen Hofstaat aus dem Jahr 1802. 315–325; J. János Varga, Heiducken im 16.–17. Jahrhundert in Ungarn. 327–338; Gerhard J. Winkler, »Volksmusik« und »Kunstmusik« – Aspekte einer problematischen Beziehung am Beispiel von Joseph Haydns »Sauschneider«-Capriccio. 339–354; Rüdiger Wurth, Die Erbpostmeisterei Deutsch Jahrndorf/Kittsee, 1558 bis 1850. 355–372)

Radványi, Diána u. László Réti: Ceramic art of the Habans. – [Budapest]: Novella, 2011. – 391 S. – (The ceramic art of the Carpathian Basin)

Schagerl, Hans u. Marita Teufl: Goldhaube und Kopftuch in Göstling im Spiegel der Zeit. Festschrift aus Anlass des 30jährigen Gründungsfestes Trachten- und Goldhaubenverein »Göstlinger Alpen«. – Scheibbs: Queiser, 2011. – 48 S.

Schindler, Margot [Hrsg.]: Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde 26. Oktober 2011 bis 12. Februar 2012 = Figurálna keramika zo Slovenska. Národný umelec Ignác Bizmayer. – Wien: Österr. Museum für Volkskunde, 2011. – 166 S. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 94). – Text in dt. und slowak. Sprache. – Literaturverz. S. 164–165

Sedlaczek, Robert: Wörterbuch der Alltagssprache Österreichs. Woher die Wörter kommen. In Zusammenarbeit mit Melita Sedlaczek. Wiss. Betreuung: Heinz-Dieter Pohl. – 1. Aufl., Orig.–Ausg. – Wien u.a.: Haymon, 2011. – 335 S. – (Haymon–Taschenbuch; 73)

Sedlaczek, Robert: Wörterbuch des Wienerischen. Woher die Wörter kommen. In Zu-

sammenarbeit mit Melita Sedlaczek. – 1. Aufl., Orig.-Ausg. – Wien u.a.: Haymon Verl., 2011. – 318 S. – (Haymon tb; 91). Literaturverz. S. 314–316

Siikala, Anna-Leena und Oleg Ulyashev: Hidden rituals and public performances. Traditions and belonging among the Post-Soviet Khanty, Komi and Udmurts. – Helsinki: Finnish Literature Society, 2011. – 365 S. – (Studia fennica folkloristica; 19). Literaturverz. S. S. 323–340

Sörries, Reiner: Was von Jesus übrig blieb. Die Geschichte seiner Reliquien. – Kevelaer: Butzon & Bercker, 2012. – 342 S. Literaturverz. S. 334–337

Spera, Danielle u.a. [Red.]: Museum = Museon. Mit Texten von Domagoj Akrap u.a. – Wien: Jüdisches Museum Wien, 2012. – 131 S. Text dt. u. engl.

Stark, Laura: The limits of patriarchy. How female networks of pilfering and gossip sparked the first debates on rural gender rights in the 19th-century Finnish-language Press. – Helsinki: Finnish Literature Society, 2011. – 263 S. – (Studia fennica: Ethnologica; 13). – Literaturverz. S. 244–252

Steiner, Erich [Hrsg.]: Kraut & Rüben. Menschen und ihre Kulturpflanzen. Erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Landesmuseum Niederösterreich, St. Pölten, vom 20.3.2011 bis 12.2.2012. – St. Pölten, 2011. – 62 S.

Strasser, Christian [Red.]: The sound of music guide 2011/2012. – Salzburg: Salzburger Nachrichten, 2011. – 26 S. – (Salzburger Nachrichten: Sonderthema). – Text dt. u. engl.

Streifzüge 2. Beiträge zur oberösterreichischen Musikgeschichte. Hrsg. vom Oberösterreichischen Volksliedwerk-Volksliedarchiv durch Klaus Petermayer u.a. – Linz: Oö. Volksliedwerk, 2011. – 212 S. – (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik; 11)

Szuhay, Péter u.a.: Gitanos d'Hongria. Museu Valencià d'Etnologia, 09.02.–26.06.2011. – Valencia: Museu Valencià d'Etnologia, 2011. – 189 S.: überw. Ill. – Text in span., katalan. u. ungar. Sprache . – Parallelt. Képek, cigányok, cigányképek

Tiefenbach, Josef [Red.]: Landeskulturpreise im Burgenland. Geschichte, Preisträgerinnen & Preisträger, Biographien. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum, 2011. – 232 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 138). Literaturangaben

Tietmeyer, Elisabeth u. Irene Ziehe [Hrsg.]: Kulturkontakte. Leben in Europa. Katalog zur Ausstellung im Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin. – Leipzig: Koehler & Amelang, 2011. – 200 S. – (Schriftenreihe / Museum Europäischer Kulturen; 10)

Tschaikner, Manfred: Herrenhof, Gemeinde, städtischer Vorort. Aus der Geschichte von Brunnenfeld. – Bludenz: Geschichtsverein Region Bludenz, 2011. – 76 S. – (Bludenzer Geschichtsblätter; 100)

Ulrich, Wilfried: Die Hummel. Geschichte eines Volksmusik-Instruments. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Museumsdorfes Cloppenburg, vom 10. April bis 10. Juli 2011. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2011. – 181 S. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; 42). – Literaturverz. S. 173–176

Voss, Ehler: Mediales Heilen in Deutschland.Eine Ethnographie. – Berlin: Reimer, 2011. – 416 S. Literaturangaben.

Waldner, Annegret: Emotionen im deutschen Schlager 1930–1949. – Wien [u.a.]: Studi-

enVerl., 2011. – 257 S. – (Innsbrucker Schriften zur europäischen Ethnologie und Kulturanalyse; 1) Zugl.: Innsbruck, Univ., Diss., 2007 u.d.T.: Waldner, Annegret: Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern ... .

Waldstätten, Alfred: Staatliche Gerichte in Wien seit Maria Theresia. Beiträge zu ihrer Geschichte. Ein Handbuch. – Innsbruck; Wien [u.a.]: StudienVerl., 2011. – 440 S. – (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte; 54). – Literaturverz. S. 411–427

Internationale Zeitschriftenschau

Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 17. Jg., 2011, Heft 2[33]. Zum Thema Migration wurden in dieser Ausgabe drei Ausätze versammelt. Veronika Winter: »This type of food is not my selection«. Ernährung, Identität und das Asylbewerberleistungsgesetz. 4–32; Christiane Lembert: Kulturelle und religiöse Verständigung in einer Welt der Vielfalt. Theoretischer Rahmen. 33–69; Marlene Herrmann: Kultursensible Altenpflege. Eine (neue) Herausforderung für die Altenpflege? 70–93

dérive. Zeitschrift für Stadtforschung. Nr. 46(2012). Schwerpunkt: Das Modell Wiener Wohnbau. Vom Superblock zur Überstadt.

Historische Anthropologie. Jahrgang 19, 2011, Heft 3. Thema: Persönlichkeiten / Individualitäten. Aus dem Inhalt: Thomas Etzemüller: »Freizeit soll harmonische Menschen schaffen«. »Ambivalente Moderne« und social engineering in der Demokratie –die Ausstellung »Fritiden« in Ystad 1936. 372–390; Dagmar Reese: Audienz beim Führer. BDM-Reichsreferentin Jutta Rüdiger, das BDM-Werk »Glaube und Schönheit« und die Einführung der neuen Führerinnendienstkleidung 1938. 411–432; Sandra Starke: Fenster und Spiegel. Private Fotografie zwischen Norm und Individualität. 447–474

Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde. Band 52, 2011. Unter dem Titel Blickpunkte I wird der Schwerpunkt dieser Ausgabe auf Fotografien als Quelle zur Erforschung der Kultur der Deutschen im und aus dem östlichen Europa gelegt. Beiträge: Marita Krauss und Sarah Scholl-Schneider: Heimatbilder. Multiperspektivische Zugänge zum Zusammenleben in der Mitte Europas. Fotografien aus dem Projekt »Sudetendeutsche Vertriebene in Bayern«. 7–39; Teresa Volk: Ein Bildarchiv geht online. Das neue Datenbankprojekt des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde, Freiburg. 41–59; Theresa Langer: Der Nachlass Seidel (Krumau/Český Krumlov) als Quelle für Volkskunde und Regionalgeschichte. 61–71; Wolfram G. Theilemann: Das Bildarchiv des evangelischen Zentralarchivs in Sibiu/Hermannstadt, Rumänien. Entstehung –Erschließungsstand –Recherchemöglichkeiten. 73–102; Magdalena Górniak-Bardzik: Die Schlesische Fotothek als Quelle zur Geschichte und Kultur der Region. Präsentation des Internetportals www.fototekaslaska.pl. 103–111; Elżbieta Berendt und Małgorzata Michalska: Geschichte und Geschichten. Interpretationsweisen von alten niederschlesischen Fotoaufnahmen. 113–136; Elke Bauer: Zwischen Inszenierung und Authentizität. Kontextualisierung ausgewählter Bildzeugnisse zum Alltagsleben der Deutschen

in Ostmitteleuropa vor 1945. 137–164; Vladimír J. Horák: Fotografien in der Ethnologie als Zeitdokument: der eingefangene Augenblick – Realität oder Fiktion? 165–175; Malwine Seemann: München-Landjahrlager in Schlesien. Fotografien als Quellen einer Biografiestudie zur Konstruktion von Geschlechterverhältnissen im Nationalsozialismus. 177–197

Lied und populäre Kultur / Song and Popular Culture. Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs. 56. Jahrgang 2011. Die darin enthaltenen Aufsätze umkreisen das Thema Original und Kopie

Schweizer Volkskunde. 101. Jg., 2011, Heft 4. Diverse Beiträge zur Volkskundlichen Methodenvielfalt

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 107. Jg., 2011, Heft 2: Mischa Gallati und Janine Schiller: Freizeit im Familiengarten. Zur regenerativen Funktion der Zürcher Kleingärten seit ihrer Gründung bis in die 1960er-Jahre. 121–143; Véronique Campion-Vincent: Bugarach (Aude) et la fin du monde en l'an 2012. 145–173; Claudia Hefti: »Statt Mensch ein Star?« Filmschauspielerinnen in der »Schweizer Illustrierten« zwischen 1950 und 2000. 175–190; Tobias Bernet: »Nicht-Orte«, Jugendzentren, Zeitzeugen. Zur Verortung von Shopping Malls. 191–216

Herman Hummer

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitl
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
matthias.beitl@volkskundemuseum.at

ao. Univ. Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
olaf.bockhorn@univie.ac.at

Mag.ª Dagmar Butterweck
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
dagmar.butterweck@volkskunde-
museum.at

Dr. Kathrina Dankl MSc.
Hiessgasse 7/15
1030 Wien
kathrina@danklhampel.com

Dr. Ina Dietzsch
Goethe-Universität Frankfurt
Institut für Kulturanthropologie und
Europäische Ethnologie
Grüneburgplatz 1
60323 Frankfurt am Main
dietzsch.ethnologie@web.de

Univ. Prof. Dr. Katharina Eisch-Angus
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
Attemsgasse 25/I
A 8010 Graz
katharina.eisch-angus@uni-graz.at

Dr. des. Stefan Groth
DFG-Forschergruppe Cultural Property
Heinrich-Düker-Weg 14
D-37073 Göttingen
sgrot@gwdg.de

Univ. Prof. Dr. Timo Heimerdinger
Institut für Geschichtswissenschaften
& Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52d
6020 Innsbruck
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

MMag.ª Edith Hessenberger
Institut für Geschichtswissenschaften
& Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Bereich Geschichtswissenschaften
Innrain 52d
6020 Innsbruck
edith.hessenberger@student.uibk.ac.at

ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
klara.loeffler@univie.ac.at

Maria Maierhofer Bakk. phil.
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
Attemsgasse 25/I
8010 Graz
maierhofer.maria1@gmx.at

Ass. Prof. Dr. Silke Meyer
Institut für Geschichtswissenschaften
& Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52d
6020 Innsbruck
silke.meyer@uibk.ac.at

ao. Univ. Prof. Dr. Alois Niederstätter
Vorarlberger Landesarchiv
Kirchstraße 28
6900 Bregenz
alois.niederstaetter@vorarlberg.at

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
herbert.nikitsch@univie.ac.at

Anna Orgler
Prof.-Franz-Spath-Ring 47/3
8042 Graz St. Peter
anna.orgler@edu.uni-graz.at

Arnika Peselmann M.A.
DFG-Forschergruppe Cultural Property
Georg-August-Universität Göttingen
Baurat-Gerber-Strasse 4-6
37073 Göttingen
apeselm@gwdg.de

Prof. Dr. Martin Scharfe
Eulenkopfstraße 23
35043 Marburg

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
margot.schindler@volkskunde-
museum.at

Prof. Dr. Markus Tauschek
Seminar für Europäische
Ethnologie/Volkskunde
Olshausenstr. 40
24098 Kiel
tauschek@volkskunde.uni-kiel.de

Univ. Ass. Dr. Jens Wietschorke
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien
jens.wietschorke@univie.ac.at

Editorial

Das vorliegende Heft leiten wir ein mit einer Geburtstagsrubrik bzw. einem Geburtstagsgruß. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Österreichischen Museums für Volkskunde widmen ihrer Direktorin Margot Schindler zum Jubiläum Beiträge zu Objekten aus den Sammlungen des Hauses – Objekte, die auf die eine oder andere Art und Weise mit ihrem Wirken im Haus zu tun haben. Erwähnt werden sollen in diesem Zusammenhang auch Restaurierung oder Objektinventarisierung, die für eine inhaltliche Beschäftigung mit den Dingen notwendige Voraussetzung sind und die oft unbemerkt und unbedankt bleiben – sie waren und sind für Margot Schindler elementarer Bestandteil zeitgemäßer Museumsarbeit und haben in ihrer Amtszeit eine stetige Intensivierung erfahren. Ebenfalls in direktem Zusammenhang mit der Jubilarin steht eine der folgenden Abhandlungen – als Teilergebnis eines mehrjährigen Forschungsprojektes am und über das Museum, das Margot Schindler in die Wege geleitet hat.

Mit der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* verbindet Margot Schindler eine jahrzehntelange Beziehung: Von 1992 bis 2008 hat sie die Redaktion der Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik-Berichte geleitet, seit 2007 trägt sie für die Veröffentlichung dieser Zeitschrift als Herausgeberin die Verantwortung. So sei ihr diese Doppelnummer als Festgabe überreicht.

Geburtstag

An dieser Stelle soll Margot Schindler zu ihrem 60. Geburtstag am 14. Dezember gegrüßt sein. Es soll sie, die Direktorin des Museums, die Generalsekretärin des Vereins, die Herausgeberin der Zeitschrift, ehren und ihr vor allem Dank sagen. Als Direktorin des Museums hatte sie 2006 ein Erbe angetreten, von dem man annehmen musste, dass es kein leichtes werden würde; das Ende einer lange für selbstverständlich gehaltenen Praxis hatte sich bereits abgezeichnet.

Über Jahrzehnte nämlich war das Museum in der Laudongasse ganz selbstverständlich wie ein Bundesmuseum behandelt worden. Dies geschah so ungeachtet der Tatsache, dass der Träger des Museums ein Verein ist und die Objekte des Museums sowie die umfangreiche Fachbibliothek Besitz des Vereins sind. Das Museum hatte einen Stellenplan wie andere Bundesmuseen und seine Direktoren waren ganz selbstverständlich zur Direktorenkonferenz der Bundesmuseen geladen worden. Gewiss war das Museumsgebäude im Besitz der Stadt Wien. Doch der Bund hatte zu Beginn der 1990er Jahre seine Zuständigkeit für das Haus durch die Finanzierung einer großzügigen Sanierung und einer Neuaufstellung der Sammlung deutlich sichtbar dokumentiert. Und so glichen die Bedingungen der Museumsarbeit in jeder Hinsicht denen eines Bundesmuseums: im Namen und im Selbstverständnis. Um die Jahrtausendwende war diese Verlässlichkeit, die der Bund seit 1946 so selbstverständlich praktiziert hatte, nach und nach aufgekündigt worden. Der Bund hatte sich wie durch eine Kindesweglegung vom Museum entfernt und machte das Museum zur alleinigen Angelegenheit eines x-beliebigen Vereins.

Dieses Ende der Selbstverständlichkeiten, auf das Margot Schindler traf, machte es schwer, jene Kontinuität zu wahren, derer eine gedeihliche und fachlich solide Arbeit bedarf. Die Bedingungen wissenschaftlicher Museumsarbeit verschlechterten sich deutlich und rapide. Ohne verlässliches Budget und personelle Bestandsgarantie – durch Pensionierungen frei werdende Stellen wurden nicht nachbesetzt – ließ sich argwöhnen, dass man das Museum langsam austrocknen wollte. Dazu gab der bauliche Zustand des Hauses immer häufiger Anlass zur Sorge. Die unansehnlich gewordene Außenhaut mit maroden Fenstern wirkte wenig einladend. Eine veraltete Heizung, ein undichtes Dach, Probleme, Fragen der Statik in der Bibliothek und Anderes drohten Schäden zuzufügen und die Nutzung einzuschränken. Die Stadt als Besitzerin des Palais kam kaum den notwendigsten Reparaturmaß-

nahmen nach. Gerüchte raunten von einer anderen Nutzung oder gar einem Verkauf des Gebäudes und schürten die Unsicherheit ebenso auch wie ein Mietangebot der Stadt, das die Möglichkeiten des Vereins überfordert hätte.

Schon diese skizzenhaften Notizen zeigen, dass Margot Schindlers Leitungstätigkeit durch dauernde und oft auch heftige Diskussionen um die Zukunft des Museums gekennzeichnet ist. Diskussionen und Evaluationen, die sich an wechselnden Perspektiven aus dem Ministerium entzündeten, lösten einander ab. Weit gediehen und viel Arbeitskraft beanspruchend, dabei im Hause engagiert aufgenommen, war der Plan, gemeinsam mit dem Völkerkundemuseum am Heldenplatz ein »Museum Neu« als selbstständige wissenschaftliche Anstalt zu errichten. Das zerschlug sich und mündete in ein Angebot, die inhaltliche Autonomie des Museums aufzugeben und das Haus dem Kunsthistorischen Museum zu unterstellen. Dem konnte Margot Schindler, unterstützt vom Vorstand, nicht folgen.

Warum dieses Aufzählen und die Erinnerung an die Probleme? Margot Schindler hat die fachlich fundierte Autonomie des Museums genutzt. Denn gerade dieser Autonomie des Museums ist eine Fülle von bemerkenswerten Ausstellungen und Projekten mit deutlich akzentuierten europäischen Perspektiven verdankt. Internationale wissenschaftliche Kooperationen, auch spontan aufgenommene, verweisen auf Margot Schindlers Fähigkeit, stilvoll, kritisch und selbstbewusst fachliche Fragen zu behandeln und dabei – trotz zunehmender Schwierigkeiten – die klassische, eigentliche Museumsarbeit nicht zu vernachlässigen. Sie hat mit Formen innovativer Museumsarbeit – wie etwa in der viel diskutierten und vor allem international beachteten Präsentation »Museum_inside_out« – Furore machen können. Diese Präsentation zeigte, wie man alte und neue Aufgaben des Museums reflektiert, ausprobiert und der Öffentlichkeit sichtbar macht. Unter ihrer Leitung hat das Haus seine Möglichkeiten, auch unkonventionell neue Wege zu gehen und dabei international Kontakte zu pflegen und Reputation zu gewinnen, immer wieder gekonnt ausgespielt. So ist Margot Schindler keine Verwalterin des Mangels (doch, den gab es leider auch), sondern eine Proponentin eines kulturellen europäischen Museumsdialogs geworden.

Mit seiner konzeptionellen Autonomie war das Haus in den letzten Jahren in der Lage, durch Ausstellungen, Tagungen und Kooperati-

onen in viele Richtungen sein Profil als ein europäisches Museum der Kultur des Alltäglichen und seiner Symbolik zu schärfen. Anregend waren auch jene Ausstellungen, in denen Objekten des Alltags mit Hilfe von künstlerischen Installationen neue Aspekte und neue Konturen zuteil wurden. Ein auf den ersten Blick verfremdender Kontext – wie der der Kunst – setzte den Dingwelten der Alltagskultur ein Glanzlicht auf und vermochte damit auch ein neues Publikum ins Haus zu holen.

Margot Schindler geht ihren Weg mit bewundernswerter Ruhe und manchmal auch störrischem Beharren, besteht auf für richtig erachteten Positionen. Sie ist guten Argumenten aufgeschlossen und bereit, auf sie einzugehen wie das in Kooperationen mit Wiener Institutionen, etwa dem Institut für Europäische Ethnologie, erprobt ist. Wenn sie dann in regelmäßigen und dichten Abständen eine der vielen Ausstellungen in ihrem Hause eröffnet, dann sieht man ihr und dem Hause nicht an, unter welchen Beschränkungen die Arbeit stand. Sie zeigt sich dann im Kreise ihrer Mitarbeiterschaft einfach glücklich und froh über das gemeinsam Erreichte. Diese schöne Stimmung sei ihr auch zum Geburtstag gewünscht.

Konrad Köstlin
Präsident des Vereins für Volkskunde

Madame la vache, connaissez-vous cette tradition?

Donnerstag, den 7. August 1913: Abfahrt um 10 h früh nach Ste Engrace, es geht immer bergauf ganz neuer [sic!] Strasse. Dort den Bürgermeister aufgestöbert, der mit einem von Kühen gezogenen Karren das Gepäck nach Ste Engrace bringt; bis zum Gasthaus in 2 Stunden, während wir in einer Stunde aufwärts gehen und anlangen. Nachmittags Ethnographisches Sammeln: Besuch des Blinden, der Holzsachen erzeugt, aber nichts für uns hat, weil er nur auf Bestellung arbeitet. Er geht ganz allein herum, ohne jede Schwierigkeit. Er ist sehr lustig und bedauert nur nichts zu haben, was uns interessieren könnte.[1]

Zeitsprung. Im Jahr 2008 konzentrierte sich ein Teil des Teams des Österreichischen Museums für Volkskunde gemeinsam mit PraktikantInnen darauf, die fast hundert Jahre museologisch nahezu unberührt in den Depots gelagerte Sammlung Trebitsch in ihrer Gesamtheit zu heben, zu konservieren und zu digitalisieren. Im Museumsarchiv fanden sich u.a. Reisetagebücher des Sammlers.

Kontakte zu den Museen in den Sammlungsgebieten wurden aufgenommen, im Zentrum des Interesses stand das französische und spanische Baskenland, woher über vierhundert der insgesamt achthundert Objekte der Sammlung Trebitsch des ÖMV stammen. Eine gemeinsame Tagung im April 2008 in Wien war ein Resultat dieser Aktivitäten. Aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven wurden die Sammlungsunternehmen des Rudolf Trebitsch einer kritischen Betrachtung unterzogen.[2] Nach einem knappen Jahrhundert war dem Museum der inhaltliche Bezug zu dem Material, das ursprünglich als

1 Transkript: Rudolf Trebitsch. Meine Baskenreise. Tagebuch Sommer 1913; Dauer der Reise: 18. Juli bis 7. September 1913, Bestand: Österreichisches Museum für Volkskunde, Archiv.

2 S. dazu: Matthias Beitl: Bericht zur internatonalen Tagung »Regional Culture as Reflected by Museums Collections. Analyses of the Collections of Rudolf Trebitsch (1876-1918) against the Background of European Regionalisation«, 18. April 2008, Österreichisches Museum für Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 111/LXII, Heft 3, 2008, S. 316–321; Bernhard Hurch: Zum Verständnis und Unverständnis von Rudolf Trebitsch. Der Beitrag eines Ethnologen zur Baskologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 112/LXIII, 1, 2009, S. 5–70.

Reliktsammlung vergangener kultureller Praktiken gesammelt wurde, weitgehend abhanden gekommen.

Das Bedürfnis, der Bedeutung dieses im Jahr 1913 in die Sammlungen des Wiener Museums gelangten Konvoluts in seiner Herkunftsregion nachzuspüren, war zu einer Voraussetzung für die weitere Beschäftigung mit den vorhanden Objekten geworden. Die KollegInnen aus den volkskundlich-historischen Museen in Bilbao und Bayonne stellten sich für eine Erkundung des Sammlungsgebietes zur Verfügung. Am 24. August 2008 begann eine zweiwöchige Reise an ausgewählte Orte entlang der Reiseroute Trebitschs, der seine eigene fast zweimonatige Reise in groben Zügen sowohl hinsichtlich der Etappen als auch der Objekterwerbungen dokumentierte. Dieser Umstand bot Gelegenheit für einen kuratorischen Versuch: Die Reisenden brachten zwei Objekte aus der Wiener Sammlung mit: einen Holzschwimmer (Oitschia) und einen gravierten »Hirtenbecher«, so die Inventarbezeichnung, aus Rinderhorn.

Beim Holzschwimmer handelt es sich um eine runde, durchbrochen gearbeitete Holzscheibe mit einem plastisch geschnitzten Hahn in der Mitte. Die Holzscheibe schmückt außerdem der ausgesägte Schriftzug »Fait Ste Engrace«. Der Schwimmer wurde zusammen mit einem zur Öffnung hin konisch zulaufenden, aus Holzdauben und Messingreifen gebauten Flüssigkeitsbehälter namens »Fereta« verwendet. Die Fereta wurde am Kopf getragen und der Schwimmer in die passende Öffnung auf die Flüssigkeitsoberfläche gesetzt. Dadurch gelang es, einen größeren Flüssigkeitsverlust beim Tragen zu verhindern.

Als sich die Reisenden am 28. August über den Ort Mauléon dem Weiler St. Engrace in den Basses Pyrénées näherten, fiel auf, dass »Feretas« als Ausstattungsdekor in Gaststätten reichlich vorhanden waren.

St. Engrace ist im Inventar des Museums als Herkunftsort des Holzschwimmers angegeben. Daher war für die Reisenden nun der Zeitpunkt gekommen, im Refuge dieses Ortes nachzufragen. Dem Gastwirt wurde Herkunft und Funktion des Schwimmers erklärt, worauf seine Frau eine dekorative Fereta aus der Gaststube holte. Eine Vorführung der Trageweise des Gefäßes folgte unmittelbar, allein der Holzschwimmer war Wirt und Wirtin unbekannt. Beide zeigten sich jedoch hoch interessiert an diesem Objekt. Ein weiteres Nachfragen bei einem Bauern entlang der Straße nach Iraty brachte ein ähnliches Ergebnis.

Abb. 1 Holzschwimmer (Oitschia). Scheibe mit dunkelgrüner und Hahn mit roter Farbe verziert, St. Engrace, Basses Pyrénées, vor 1914, D: 15 cm, H: 11,5 cm, ÖMV 33.274
© ÖMV/Peter Kainz

Abb. 2 Wassergefäß (Fereta). Gefäß aus Eichendauben mit drei Messingbändern konisch zusammengefügt, St. Jean Pied de Port, Basses Pyrénées, 19. Jh., H: 36 cm, D1: 19 cm, D2: 33 cm, ÖMV 33.284
© ÖMV/Peter Kainz

Abb. 3 Filmstill: Szene mit Bauer an der Straße in Richtung Iraty, Basses Pyrénées, 28.8.2008, Kamera: Matthias Beitl

Abb. 4 Filmstill: Szene mit befragter Kuh an der Straße in Richtung Iraty, Basses Pyrénées, 28.8.2008, Kamera: Matthias Beitl

Diese Erfahrung teilweisen Vergessens funktionaler Einheiten führte unmittelbar zu einem Feldversuch an der Straße, der die Reisenden auf einschneidende Art und Weise mit der Problematik kurzfristiger Forschungssituationen in zeitlich wie sammlungsgeographisch weitab liegenden Forschungsfeldern konfrontieren sollte.

Abb. 5 In einer Tischler-Werkstatt in der Nähe von Mauleon: das Museumsobjekt neben den Arbeiten nach Abbildungen aus dem Museumskatalog, Basses Pyrénées, 2.9.2008
Foto: Matthias Beitl

Am Straßenrand weidete eine Kuh, ein Umstand, der zu einer spontanen Interviewsituation führte, indem das Tier mit dem Hirtenbecher aus Rinderhorn und der Frage nach seiner Erinnerung an dieses Stück materieller Kultur konfrontiert wurde. Außer einem Kopfschütteln und dem Klang der Halsglocke war nicht viel zu erfahren.

Die Reisenden zogen weiter, um an einem der nächsten Tage mit einem pensionierten Tischler in der Gegend von Mauleon ins Gespräch zu kommen. Er zeigte der kleinen Gruppe Feretas, die er für die Ausstattung des Landhauses eines Rechtsanwaltes herstellte. Als ihm der Holzschwimmer gezeigt wurde, zog er ähnliche Produkte aus einer Lade und verwies auf einschlägige Abbildungen im Museumskatalog des Bayonner Stadtmuseums, die ihm als Vorlage für die Herstellung dienten.

Matthias Beitl

Für den Kaiser bestimmt, im Museum verwahrt

Der Tschibuk, eine gerade Tabakspfeife mit der Inventarnummer ÖMV 85.939 ist in hervorragender Silberfiligrantechnik gearbeitet, teilweise vergoldet, mit Schmucksteinen besetzt und hat ein Mundstück aus poliertem Holz.

Silberfiligranarbeit ist eine seit der Antike bekannte Goldschmiedetechnik, bei der feinste Silberfäden zu Seilen geflochten werden. Aus diesen Geflechten werden verschiedenste Gegenstände gefertigt. Dieser Tschibuk ist ein Prunkstück, er wurde nie benutzt. Das Bauprinzip gleicht aber gewöhnlicheren, zum täglichen Gebrauch gedachten Tschibuks. Der zierliche Pfeifenkopf nimmt nur wenig Tabak auf. Angezündet wird dieser mit brennender Holzkohle. Unterhalb des Pfeifenkopfes befindet sich eine kleine Rosette, die glühende Teile auffangen soll. Das winzige Mundstück erfordert kräftiges Ziehen, und die geringe Menge Tabak bedingt einen sehr kurzen Rauchgenuss. Begüterte Herren hatten einen Diener, der den Tschibuk trug und ihn bei Bedarf reichte.

Die Direktorin Margot Schindler initiierte ein großes Digitalisierungsprojekt am Österreichischen Museum für Volkskunde. Ziel dieses Projektes ist, in Zukunft sämtliche Objekte online abrufbar zu machen. Die Metallsammlung betraf dies in besonderer Weise, da sie am Dachboden des Museums gelagert war und eine Überbringung der Objekte in ein geeigneteres Depot anstand. Im Zuge dieser Übersied-

Abb. 1 Tschibuk/Tabakspfeife, Albanien, vor 1917, ÖMV 85.939
© ÖMV/Peter Kainiz

lung der Metallobjekte wurden sie digital erfasst. Dabei wird jeder Gegenstand fotografiert, und alle im Haus über dieses Objekt vorhandenen Daten laufen in einer Datenbank zusammen. Da die Metallsammlung im Vergleich zu anderen Sammlungen des Volkskundemuseums klein und überschaubar ist, wird die Digitalisierung derselben nächstes Jahr abgeschlossen sein.

2012 wurde der hier vorgestellte Tschibuk nachinventarisiert und in die Objektdatenbank aufgenommen. In die Sammlungen des Museums fand das Objekt bereits im November 1917 Eingang, gemeinsam mit einer Ampel und einem Bilderrahmen.[1] Die drei Objekte wurden vom albanischen Silberarbeiter Staka Marko aus Priština hergestellt und an den Wiener Kaiserhof geschickt. Kaiser Karl I. übergab sie via seines Oberstkämmerers sogleich dem damaligen k. k. Kaiser-Karl-Museum für österreichische Volkskunde, dem heutigen Österreichischen Museum für Volkskunde.

Die Nachinventarisierung mit einhergehender Nummernvergabe erlaubte die Präsentation des Objekts in der Langen Nacht der Museen 2012.

Dagmar Butterweck

1 Die Ampel mit der Inventarnummer ÖMV 85.940 und ihre Herkunftsgeschichte wurden bereits ausführlich beschrieben: Dagmar Butterweck: »Zuweisung an das k.k. Museum für österreichische Volkskunde.« Eine Silberfiligranarbeit in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXI/115, 1+2, 2012, S. 131–133.

Pressendruck

Wir haben hier ein Objekt, eine Schachtel. Ist sie nur ein Behältnis oder mehr? Selbstverständlich wurde sie gemacht, um etwas zu bergen und zu schützen. Aber die Schachtel selbst, man merkt es sogleich, wurde sehr sorgfältig gestaltet und hergestellt. Das Bild eines Bootes mit einem Ruder ist auf dem Deckel appliziert. Eine dünne, grüne Schnur mit der Funktion zum einfacheren Öffnen der Schachtel wurde an einer Seitenkante eingeflochten. Das Material: heller Karton, an den Kanten zur Verstärkung großzügig mit braunem Packpapier beklebt. Eine sowohl bedruckte als auch handbeschriftete Etikette an der linken oberen Ecke des Deckels gibt einen ersten Hinweis auf den ungefähren Inhalt: Österreichisches Museum für Volkskunde, Bibliothek, Nr. 46791, Standort N:33.

Offensichtlich birgt dieses Behältnis ein Objekt, vielleicht ein Buch oder ein anderes der Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde zugehörendes Medium. Ich öffne es: Darinnen liegt ein in Seidenpapier gehülltes, fast quadratisches Ding, vielleicht eine CD oder Ähnliches, sowie ein Objekt – wohl ein besonderes Buch, bemerkbar alleine durch die aufwändige Gestaltung, welche schon bei kürzester Betrachtung zu erkennen ist. Eigentlich sollte ich mir spätestens jetzt Stoffhandschuhe überziehen, denn mit diesen ist zwar die Handhabung dieses aus Mischmaterialien bestehenden Objektes erschwert, garantiert aber vortrefflich dessen Unversehrtheit.

Ich entnehme und entfalte die in Seidenpapier eingeschlagene CD-ROM. Auf ihr sind Fotografien abgespeichert, die die Herstellung des in der Schachtel liegenden Buches illustrieren. Nun entnehme ich das eigentliche Objekt, und es ist unschwer zu erkennen, dass es sich dabei um einen besonderen Pressendruck, wohl mit geringer Auflage, handeln muss. Beim sorgfältigen Durchblättern dieses unbeschnittenen Buchblocks mit 16 Blatt erhält man im ersten Teil anhand von kurzen historischen Texten und detailgetreuen Aquarellen einen Einblick in die Formen und Bauweisen von traditionellen irischen Fischerbooten, den so genannten Currachs. Mythen und Weisheiten irischer Fischer, liebevoll illustriert mit neu dafür entworfenen Holzschnitten, bilden den anderen Teil.

Der Buchblock besteht aus von Hand gehefteten Lagen Büttenpapier des Typs BFK Rives der französischen Firma Arches und

Abb. 1 Schachtel (H: 21 cm, B: 31 cm, T: 5 cm) und Buch
Signatur VKM-46791 N:33
© ÖMV/Peter Kainz

wurde mit rot durchwirktem Vorsatzpapier versehen. Die Einbandgestaltung des Buches wurde in beeindruckender Weise mit dem Thema und dessen gestalterischer Lösung zur Übereinstimmung gebracht: Das Überzugsmaterial des Buchdeckels besteht aus einem mit schwarzer Farbe bearbeiteten Textil, das an die gepechten Leinwände der originalen Bootsbespannungen erinnern soll. Hölzernes Treibgut, formal adaptiert und durch Laserschnitttechnik mit dem Buchtitel versehen, fungiert als spezielles Gestaltungselement. Aus dem Kolophon ist ersichtlich, dass es sich um einen Pressendruck des Ballagh Studio in Donegal, Irland, handelt – aus diesem Ort stammen auch die abgebildeten Currachs. Pressendrucke sind in der Tradition der Buchkunstbewegung geschaffene Druckwerke, die in meist kleinen, nummerierten und signierten Auflagen erscheinen. Dieses Buchobjekt ist das erste von zehn von den beiden Autoren signierten und nummerierten Exemplaren. Wie bei genauerer Inaugenscheinnahme zu erfahren ist, erinnert diese Publikation an den Bau eines Currachs im Österreichischen Museum für Volkskunde, der anlässlich

einer Ausstellung von traditionellen Booten aus Irland im Jahre 2006 von einem der Autoren und letzten Bootsbauer Irlands, Dónal Mac Polin, durchgeführt wurde.

Das Wesen einer Bibliothek zielt darauf ab, Leserinnen und Lesern und allen anderen nach Information Suchenden ihre Bücher frei zur Verfügung zu stellen. Unser Exemplar trägt einen Besitzvermerk, eine Signatur und zeigt seine Präsenz mittels Bibliotheks-OPAC der ganzen Welt. Es ist dadurch auffindbar und lokalisierbar. Bei diesem Buch von Mac Polin und Stampton handelt es sich jedoch zusätzlich um eine bibliophile Kostbarkeit, sie ist in der Bibliothek unmittelbar handhabbar, in ihrer haptischen Erfahrung steht sie außer Konkurrenz zu digitalen Informationsträgern.

Dónal Mac Polin, Tim Stampton: Curacha Dùn na nGall. Donegal Currachs. To commemorate the building of a Donegal Currach at the Volkskunde Museum Vienna Austria 2006. Malin, Co. Donegal: Ballagh Studio, 2006. – [17] Bl., überwiegend Illustrationen, signiert von Dónal Mac Polin und Tim Stampton – Ex. 1/10. Begleit-CD-Rom: »The Ballagh Book«. Making of the book at Malin, Co. Donegal, Strabreaga bay and Ballagh Studios, 2006.

Hermann Hummer

Eine regionale Variation zum Internationalen Frauentag

Anlässlich der 100. Wiederkehr des Internationalen Frauentages 2011 gelangte ein besonders kleines und leichtes Objekt in die Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Ein grüner Button mit weißem Text und weißem Icon wurde von den Grünen Vorarlberg dem Museum in Wien geschenkt.[1] 2005, zum 8. März, war im Rahmen einer Straßenaktion in Bregenz dieser Anstecker verteilt worden. Es dauerte nicht lange und die vierhundert produzierten Stück waren vergriffen.[2]

Als solidarisch organisierter Kampf- und Feiertag existiert der Internationale Frauentag seit 1911. »Alljährlich und möglichst gleichzeitig«, so erinnerte sich die österreichische Sozialdemokratin Therese Schlesinger Jahre später an die Anfänge des Frauentages, sollten »eindrucksvolle Veranstaltungen«[3] organisiert werden, um in der Öffentlichkeit entsprechend Gehör für die Belange der internationalen Bewegung zu finden. Der Anstecker zum Frauentag aus 2005 wirkt auf den ersten Blick recht bescheiden. Er ist aus Eisenblech, hat also kaum Wert und wenig Volumen, die Kehrseite eines Buttons ist ohnehin immer uninteressant. Bestimmend für ein Objekt dieser Art ist vielmehr seine Oberfläche, und in diesem Fall interessiert der kurze, aus dem regionalen Sprachalltag heraus entwickelte Slogan. »Vögla statt bögla« ist, auch wenn nicht für alle beim ersten Hinschauen als solche verstehbar, eine politische Forderung; in Kombination mit dem durchgestrichenen Textilpflegesymbol ist die Botschaft des Buttons aus Vorarlberg leichter zu dechiffrieren: Frauen sollen frei wählen dürfen, nicht nur die politischen Parteien, sondern auch ihre Tätigkeiten und Bedürfnisse.

1 ÖMV 86.225.

2 Mit Dank an Martina Eisendle für Informationen zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte des Objektes. S. auch Martina Eisendle: Halbe Stadt für ganze Frauen! 10.3.2005, http://vorarlberg.gruene.at/gemeindepolitik/artikel/lesen/50777/ (Zugriff: 15.10.2012).

3 Therese Schlesinger: Meine Erinnerungen an den ersten Frauentag. In: Arbeiter-Zeitung vom 28. März 1933, S. 6, zit. in: Heidi Niederkofler, Maria Mesner, Johanna Zechner (Hg.): Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition. Wien 2011, S. 39.

Abb. 1 Button zum 8. März 2005, ÖMV. 86.225
© ÖMV/Peter Kainz

Für Teile der Gesellschaft waren Frauen in der Öffentlichkeit von jeher gefährlich und mit der Forderung nach freier Sexualität erst recht suspekt. In Vorarlberg, einem traditionell katholisch orientierten Bundesland, war das Bild und auch das Selbstverständnis der Frau als Ehefrau, Hausfrau und Mutter bis in die 1990er Jahre vorherrschend[4], von politischer Seite wurde dieses Rollenmodell lange aktiv mitgetragen.[5] Der Aufruf zur Vernachlässigung der Haushaltspflichten zu Gunsten selbstbestimmter, lustvoller Sexualität beschied dem Button – so die Erzählung der Grünen Vorarlberg – gerade unter jüngeren Frauen reißenden Absatz, veranlasste aber insbesondere ältere zu ablehnenden Kommentaren. Weniger wurde dabei die in Text und Bild vorgebrachte Kritik am bestehenden Hausfrauenmodell als Kränkung empfunden, vielmehr rief die Aufforderung oder auch Einladung zum »Vögla« Assoziationen zur Prostitution hervor und wurde als »frauenverachtend« bzw. »herabwürdigend« ausgelegt.

4 Frau sein in Vorarlberg. Erste Empirische Grundlagenstudie. Hg. vom Frauenreferat der Vorarlberger Landesregierung. Bregenz 1993.

5 Vgl. etwa die Broschüre der Vorarlberger Landesregierung: Statt einsam, gemeinsam. Die Familie in Vorarlberg. Hg. von der Vorarlberger Landesregierung, Hard, o.J (um 1980). Die Vorarlbergerin wird hier mit ihrem »Einsatz« für Mann und Kinder als »ideale Frau und Mutter« vorgestellt, die Berufstätigkeit der Frau hingegen wird mit finanzieller Notwendigkeit in Verbindung gebracht.

Dass dieses Objekt mit der dialektal gereimten, also informell gehaltenen, gewollt auf die Situation in Vorarlberg abzielenden und eben auch polarisierenden Botschaft in die Sammlungen des ÖMV Eingang gefunden hat, verdankt das Museum seiner aktuellen Leitung. Margot Schindler war es, die die Verfasserin zum Erwerb eines solchen Buttons für die hauseigenen Sammlungen animiert hat. Das gesellschaftspolitisch aufgeladene, nun musealisierte Ding von kleiner Größe verweist damit nicht nur in das westlichste Bundesland Österreichs und kann als Reaktion auf herrschende Normen und Wertvorstellungen verstanden werden – ist somit also Teil eines regionalen politischen Aushandlungsprozesses –, mit ihm lassen sich auch aktuelle Orientierungen des Volkskundemuseums in Wien verbinden: Zahlreiche Themen, für die Margot Schindler als Direktorin steht, haben auch politische Relevanz. Das Interesse etwa an einer Aufarbeitung der eigenen Institution während der Zeit des Austrofaschismus, des Nationalsozialismus und der unmittelbaren Jahre danach, eine Ausstellung zur Geschichte des 1. Mai oder eben zum Internationalen Frauentag bezeugen diese ihre Interessenslagen.

Im Oktober 2012, im Rahmen der Langen Nacht der Museen, präsentierte das Museum den Button aus Vorarlberg in einer eigenen Vitrine. Das Objekt rief Interesse, vielfach Schmunzeln und Sympathie mit den Akteurinnen des Frauentages hervor und nur selten verständnisloses Kopfschütteln. Ob befürwortend oder ablehnend – der Button mit seinen 25 Millimetern Durchmesser und 1,5 Gramm Gewicht hat, dies bewies dieser Abend, Potential, Gespräche und Diskussionen über Rollenbilder, Frauenbewegungen oder Gleichbehandlungspolitik, aber auch über Regionalbewusstsein, über Relationen zwischen West und Ost bzw. Peripherie und Zentrum zu eröffnen. Das Objekt, nun musealisiert, ist ein Zeugnis zeitgenössischer politischer Protest- bzw. Streitkultur regionaler Varietät. In der musealen Vitrine hat es an Sendungskraft nur wenig eingebüßt.

Birgit Johler

Eine Spurensuche

Ein Archivkarton aus der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde. Darauf aufgeklebt vier Miniaturfotografien. Jede dieser Fotografien bildet fotografische Aufnahmen ab – insgesamt sind es 55. Dargestellt: Menschen. Menschen, in meist ähnlichen Posen. Zusammengestellt wahrscheinlich, um Tracht zu veranschaulichen.

Die Bilder stammen aus der »Coll. Prof. Wilh[elm]. Krump« – über die uns, außer der Bildunterschrift, nichts überliefert ist und die auch die einzige Quelle zu den Bildern darstellt. »Coll[ection]« in Verbindung mit »Prof[essor]« deutet an, dass hier nicht nur aus reiner Schaulust gesammelt wurde, sondern dass auch ein wissenschaftliches Interesse im Spiel war. Darüber hinaus können wir für den Moment feststellen, dass es sich bei den vier Fotografien um komplexe Verdichtungen handelt, in denen sich mehrere Ebenen überlagern.

Schon die Situation des Fotografierens der dargestellten Personen wirft einige Fragen auf. Wir können aus der Bildunterschrift schließen, dass es sich um Menschen handelt, die in den so genannten »Sokac-Ortschaften« gelebt haben. Wer sie waren, was sie taten, hofften, liebten, darüber werden wir nur sehr schwer etwas erfahren. Man müsste sich dafür wahrscheinlich mit den Fotografien vor Ort begeben, um Nachfahren zu finden – denen man damit vielleicht auch Bilder zurückgeben könnte, die deren Vorfahren nie gesehen haben. Wer in diesen Ortschaften mit der Kamera unterwegs war, um diese Aufnahmen (wieviele gab/gibt es sonst noch?) zu machen – Wilhelm Krump selbst, ein kommerzieller Fotograf, ein Forscher? – ist nicht klar. Wir wissen ebenso wenig nach welchen Kriterien die Personen für die Bilder gesucht und ausgewählt wurden. Wie wurden die Menschen dazu bewegt, sich fotografieren zu lassen? Erhielten sie Bezahlung?

Die nächste Ebene auf die wir stoßen, ist die der Auswahl der 55 Bilder. Wer stellte die Fotografien zusammen, aus welchem Ensemble wurden sie ausgewählt? War es eine kleine Auswahl aus einem großen Fundus? Auf unterschiedlichen Ebenen dieser Fotografien finden wir Spuren, die davon zeugen, dass jemand über die Anordnung der Fotografien nachdachte. Sieht man sich die handschriftlich auf das Fotopapier der beiden ersten Miniaturfotografien aufgetragenen Nummern von eins bis 30 an, dann sind auf diesen einzelnen Aufnahmen noch zarte Spuren anderer Zeichen auszumachen. Wahrscheinlich wa-

Abb. 1 »Miniaturfotografien von 55 Aufnahmen der Bevölkerung aus den Sokac-Ortschaften des Komitates Bacs-Bodrog in Ungarn. Coll. Prof. Wilh. Krump.«, zw. Ende 1880 und 1911, historisches Komitat Bacs-Bodrog, Königreich Ungarn, heute Ungarn und Serbien.
Maße in cm: H x B: l.o. 9,2 x 7,8; r.o. 9,3 x 8,1; l.u. 11,3 x 6,6; r.u. 7,8 x 9,5; aufgeklebt auf Archivkarton im Format A4; Silbergelatinepapier
Fotosammlung Österreichisches Museum für Volkskunde,
Inv. Nr. pos/14531

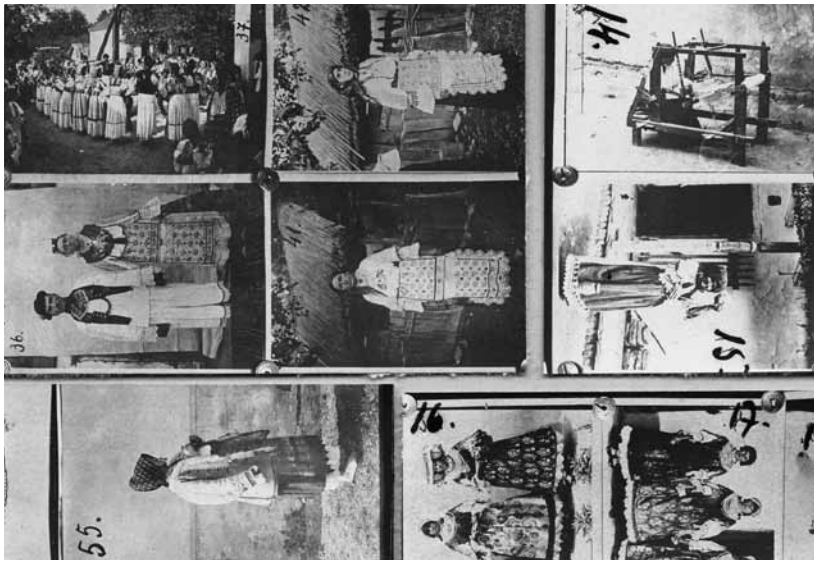


Abb. 2 Miniaturfotografien, Detail

ren dies in die Negative der Einzelaufnahmen eingeritzte Nummern. Damit könnten wir vermuten, dass der Fotograf der Bilder (zu jener Zeit sehr wahrscheinlich männlich) kein kommerzielles Interesse hatte – sonst hätte er die Negative nicht so behandelt – sondern eines, das von vorneherein auf ein Ordnen dieser Bilder ausgerichtet war. Bei den beiden anderen Miniaturfotografien wurden die Nummern (in einer anderen Handschrift) vor dem Abfotografieren direkt auf die 24 Einzelfotografien aufgetragen. Dabei sind die Nummern 31 bis 45 auf der dritten Miniaturfotografie kleiner als die Nummern 46 bis 55 auf der vierten. Berücksichtigt man hier den Unterschied in der Stilistik der Aufnahmen und den Unterschied in der Tracht, dann liegt der Verdacht nahe, dass diese Aufnahmen in anderen Ortschaften entstanden sind. Vielleicht sind diese Bilder zu unterschiedlichen Zeiten und von unterschiedlichen Personen fotografiert und/oder bearbeitet worden. Im Moment können wir nicht eruieren, wer welchen Schritt der Bearbeitung durchgeführt hat.

Die Ebene der mit Reisnägel ähnlich einer Pinwand an der Wand befestigten 55 Bilder, die wir auf den vier Fotografien erkennen können, selbst wirft die Frage auf, warum und wozu sie aufgehängt wurden. Diese Form der Präsentation ermöglichte es, sich einen Überblick

über eine größere Zahl von Fotografien zu verschaffen, sie gemeinsam zu sehen und zu vergleichen, sie damit aufeinander zu beziehen und voneinander abzugrenzen. Oder wurden sie nur für die Reproduktion als Miniaturfotografien so aufgehängt? Wir könnten es auch mit einer Art visuellem Inhaltsverzeichnis zu tun haben, denn die Zahlen können nicht nur für die Ordnung der Bilder wichtig sein, sondern auch auf externe Begleitmaterialien, wie zum Beispiel Aufzeichnungen zu den jeweiligen Einzelbildern, verweisen.

Wir wissen nicht, ob all dies Wilhelm Krump selbst war, oder nur einige Schritte von ihm durchgeführt wurden – vielleicht bekam er die vier Fotografien von jemandem anderen und schenkte sie dann aus seiner Sammlung an das Wiener Völkerkundemuseum (von dort wurden sie in den 1950er Jahren dem Volkskundemuseum übergeben).

Im Archiv kommt noch eine weitere Ebene dazu. Die Bilder sind hier isoliert und losgelöst von ihrer ursprünglichen Funktion. Dafür spricht auch, dass beim Aufkleben auf den Archivkarton der Numerus Currens nicht beachtet wurde und die Bildleserichtung nicht einheitlich ist. Wesentlich ist, dass Begleitinformationen fehlen.

Mit dieser Lücke stehen wir heute in der Fotosammlung des Volkskundemuseums einem Erbe von tausenden von Fotografien gegenüber, bei dem außer rudimentären Einträgen in den Inventarbüchern kaum Informationen erhalten sind. Dies zeugt einerseits von einer im Gegensatz zum Heute historisch differenten Auffassung von Fotografie und andererseits stellt es die gegenwärtige Bearbeitung vor große Probleme. Namen der Dargestellten sowie Formen von Selbstzeugnissen sind nicht erhalten. Die abgebildeten Personen wirken auf diesen Bildern wie StatistInnen oder reine Staffage. Dies stellt uns vor das Problem, kaum Möglichkeiten zu haben, den Menschen, die auf diesen Bildern dargestellt sind, in ihrer historischen Realität nachzuspüren und ihnen in ihrem Nachleben gerecht zu werden. Liest man heute Texte aus dieser Zeit und betrachtet dazu parallel diese Bilder, so ist die dort anklingende Erzeugung der Sprach- und Namenlosigkeit der behandelten Subjekte auffallend. Heute erscheint es – auch oder gerade dadurch – schwierig, diesen Menschen ihre Würde wiederzugeben.

In einem Ausstellungsprojekt zu »Volkstypen« für das Jahr 2013 und einer laufenden Dissertation werde ich versuchen, den Fragehorizonten, die in diesem Text anklingen, weiter auf die Spur zu kommen.

Herbert Justnik unter Mitarbeit von Birgit Johler

Kostüm einer Dame bei Hof als Sinnbild eines Lebenswerks

Die Textil- und Bekleidungssammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde umfasst rund 25.000 Objekte. Es handelt sich um einzelne Kleidungsstücke wie Hemden, Röcke, Unterwäsche und so fort, um Ensembles, darunter rund 200 Trachten, um Accessoires wie Kopfbedeckungen, Gürtel, Taschen etc. sowie um Gebrauchstextilien, also Wandbehänge, Tisch- und Bettwäsche, Fahnenbänder und ähnlichem. Ein Großteil der Objekte wurde in den ersten Jahrzehnten des Museums eingebracht, die von großer Sammelleidenschaft geprägt waren, jedoch gepaart mit knappen Ressourcen zur wissenschaftlichen Aufarbeitung. Als langjähriger Kuratorin dieses Sammlungsbestandes ist es Margot Schindler zu verdanken, dass die Objekte gesichert, zu einem ausgedehnten Teil umfassend beschrieben und gesamt in eine passende Depotlagerung überführt werden konnten, wo sie seit etlichen Jahren eine fachgerechte Betreuung durch Textilrestauratorinnen erfahren. Sie verfasste außerdem erste Sachinventare, die einen Überblick über den Bestand gewährten. Mit Ausstellungen wie »Unter der Bedeckung eines Hutes« oder »Dinge zum Tragen« machte sie Teile der Sammlung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich.[1]

Aber nicht nur den Altbeständen widmete sich Margot Schindler, auch etliche wichtige Neuzugänge konnte sie für das Museum erwerben. Unter diesen befindet sich eine Tracht der Malerin Maria Karolina – genannt Marita – Bartsch, die sich in den 1930er Jahren als Hofdame bei König Zogu I. in Albanien aufhielt. In einem ausführlichen Beitrag in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde[2], dem umfassende Recherchen vorausgingen, beleuchtete Margot Schindler die politischen Umstände in Albanien zur Zeit der Herstellung der Tracht und die persönlichen Lebensumstände von Marita Bartsch. Dabei wurde deutlich, wie Folklore durch Politik funktionalisiert wird

1 Leider konnte der Plan, in einem ergänzenden Teil zur 1994 neu eröffneten ständigen Schausammlung des Museums einen Überblick über die Textilbestände zu geben, aufgrund räumlicher Veränderungen nicht verwirklicht werden.

2 Margot Schindler: Kostüm einer Dame bei Hof. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVII/96, 1993, S. 419–446.

Abb. 1 Kostüm von Marita Bartsch, Hofdame bei König Zogu I. von Albanien.

Abb. 2 Das Kopftuch ist so wie das Gilet, die Hose, die Schärpe und das Hemd mit Gold- bzw. Silberstickerei versehen. Beide Abb.: ÖMV. 75.884, © ÖMV/Christa Knott

und zwar mit dem Ziel, die »Volkstümlichkeit« eines Herrschers zu demonstrieren und damit die Legitimation der Herrschaft zu unterstreichen sowie ihre Akzeptanz zu vertiefen. So kleideten sich auch König Zogu I. von Albanien, seine Schwestern und der restliche Hofstaat zu bestimmten Anlässen in traditionell albanisch anmutende Trachten.

Das Kostüm aus dem Nachlass von Marita Bartsch besteht aus sieben Einzelteilen, einem Gilet aus Samt mit dichter Goldstickerei, einer hemdartigen Bluse mit Silberstickerei, einem Unterrock, einer Pluderhose mit Buntstickerei, einem Kopftuch und einer Schärpe mit Goldstickerei und einem Handtäschchen. Das Ensemble ist – wie Margot Schindler zeigen konnte – jenem Trachtentypus nachempfunden, der sehr wahrscheinlich in Tirana und anderen Städten Zentralalbaniens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts – wiederum angelehnt an ländliche albanische Trachten – aus folkloristischen bzw. nationalistischen Motiven heraus kreiert wurde. Im Jahr 1912 hatte Albanien nach viereinhalb Jahrhunderten im osmanischen Herrschaftsgebiet seine Unabhängigkeit erlangt, die aber nur zwei Jahre lang dauerte. 1914 wurde

es unter Österreich-Ungarn, Italien, Griechenland und Frankreich aufgeteilt. Der Pascha des einflussreichen Bergstammes der Mati, Ahmet Muhtar Bej Zogolli-Mati, der spätere König Zogu I., unterstützte während dem Ersten Weltkrieg die österreich-ungarische Monarchie mit dem Ziel, Albanien wieder zu einen. 1920 wurde Zogu schließlich Innenminister Albaniens. Es folgten blutige Machtkämpfe im feudalen Stammessystem, in die Zogu tatkräftig verwickelt war. 1924 musste er fliehen, kehrte aber mit einer Armee wieder zurück und eroberte endgültig die Macht, indem er 1925 Ministerpräsident wurde. Mithilfe von italienischen Anleihen, die Zogu langfristig zum Abhängigen von Mussolini machten, versuchte er die Infrastruktur, das Bildungswesen und die Landwirtschaft des Landes zu reformieren und seinen persönlichen Reichtum und seine Macht zu mehren. 1928 ließ er sich zum König der Albaner ausrufen. Möglicherweise lernte er während eines längeren Aufenthalts in Wien 1931 Marita Bartsch kennen, die seinen Schwestern Zeichenunterricht erteilte. Jedenfalls reiste sie zu dieser Zeit nach Albanien, was für eine Österreicherin aufgrund des seit 1839 bestehenden Kulturprotektorats über Albanien nicht ungewöhnlich war.

Die Politik Zogus changierte zwischen Modernisierungsideen, die sich auch an den autoritär geführten Staaten bzw. Regimen Europas orientierten und die sich unter anderem in Bekleidungsvorschriften und Gleichschaltungsorganisationen äußerten, und der Bewahrung einer als national-albanisch empfundenen Gedankenwelt, wie sie die mächtigen Bejs der einzelnen Klans forderten – beides ausgedrückt einerseits in der westlichen und andererseits in der traditionellen Kleidung des Hofes. Höhepunkte von Zogus Amtszeit waren seine Heirat mit einer ungarischen Gräfin und das Fest zu seinem zehnjährigen Thronjubiläum, die mit prunkvollen Feierlichkeiten begangen wurden und in krassem Gegensatz zur Armut des Volkes standen. Auf zahlreichen Fotografien ist Marita Bartsch ganz in der Nähe des Königspaares zu sehen. Im April 1939 führte Italien schließlich die lang geplante Annexion Albaniens aus, und König Zogu I. floh ins Ausland. Marita Bartsch kehrte nach Wien zurück, wo sie 1969 starb. Unter ihrem Nachlass befanden sich das vorliegende Kostüm und Trachtenstudien aus ihrer Zeit in Albanien, die schließlich 1992 in das Österreichische Museum für Volkskunde aufgenommen werden konnten.

Kathrin Pallestrang

Eine Fußschale »Bianchi di Faenza« aus der Westslowakei von 1629. Das älteste datierte Fayenceobjekt in der Keramiksammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde

In den Jahren 2011/12 war das Volkskundemuseum Partner in einem von der Europäischen Union geförderten Projekt mit dem Akronym TRA-KER (Tradition aus Ton – Wege zur Wahrnehmung des keramischen Erbes/Tradície z hliny – cesty za poznaním keramického dedicstva). Margot Schindler unterstützte dieses Projekt von Beginn an. Ihre jahrzehntelangen Kontakte mit diversen slowakischen Institutionen sowie ihre positiven Erfahrungen, die sie aus einem EU-Projekt in Zusammenarbeit mit dem Slowakischen Nationalmuseum schöpfen konnte, waren für TRA-KER besonders wertvoll.

Das Projekt fand im Rahmen des bilateralen EU-Programms »creating the future – Programm zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit Slowakei-Österreich 2007–2013« statt.[1] Im Verlauf wurde der Bestand an westslowakischen Fayencen von wissenschaftlicher Seite neu bearbeitet und digitalisiert. Aus diesem Fundus entstand eine Ausstellung mit dem Namen »Keramisches Erbe. Westslowakische Fayencen aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien«, die zwischen 18. Mai und 19. August 2012 als erste Ausstellung im neu errichteten Museum der Slowakischen Keramikplastik, eine Dependance des Slowakischen Nationalmuseums – Ľudovít Štur Museum in Modra, Slowakei, gezeigt wurde. Zu den Highlights der Sonderschau zählte eine Schale auf hohem Fuß, die nach dem Vorbild der weißen Renaissanceware von Faenza gestaltet ist. Sie ist 6,9 cm hoch, der Bodendurchmesser beträgt 10,5 cm und der Randdurchmesser 19,7 cm. Sie entstand durch Drücken von Ton in eine Negativform, in der die letztendlich durchbrochenen Stellen erhaben hervortreten und die Tonstege in Vertiefungen geformt werden. Die Wand der Schale zeigt ein Rankenmuster mit vier darin integrierten stilisierten Lilien. Der Rand ist gerade aufgerichtet und wellenförmig gestaltet, am Boden der Schale wurde ein 3 cm hoher Fuß angesetzt. Im ersten Brand ergab sich ein heller graufarbener Scherben, der dann von einer strahlend weißen zinndioxidhaltigen Glasur bedeckt wurde – ein Charakteristikum der

1 Weiterführende Informationen unter http://www.snm.sk/?tra-ker

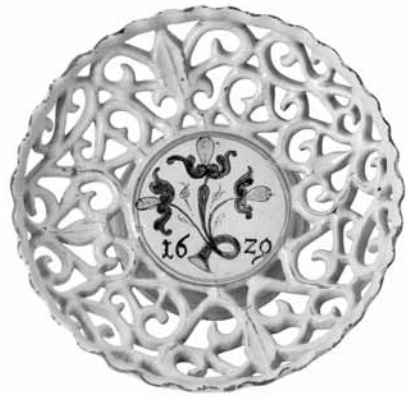


Abb. 1 Fußschale, im Stil »Bianchi di Faenza«
Westslowakei, vermutlich Sobotište, datiert 1629, ÖMV 36.030
© ÖMV/Ferenc Vörösváry

Fayence. Der Spiegel der Schale ist kreisrund und dient als Malgrund für eine feine Pinselmalerei in den Farben Blau und Gelb. Dargestellt ist eine dreiblütige Pflanze, wahrscheinlich eine Tulpe, die noch ganz den Stil der dekorativen Fantasiepflanzen der Renaissance verkörpert. Dazwischen findet sich die Jahreszahl 1629, die das Objekt als ein ganz besonderes und frühes Beispiel der Handwerkskunst eines Weißhafners auszeichnet. Die Zeichnung der Konturen und die umlaufende Doppellinie sind in manganvioletter Farbe gestaltet. Interessanterweise gibt es noch zwei weitere fast idente Schalen. Eine befindet sich im Internationalen Keramikmuseum von Faenza (I),[2] die zweite ist im Bestand der keramischen Sammlung im Ethnographischen Institut des Mährischen Landesmuseums in Brno (CZ).[3] Laut Expertise der slowakischen Ethnologin Marta Pastieriková wurde die Schale im Gebiet der

2 Jiří Pajer: Studie o novokřtěncích. Strážnice. In: ETNOS, 2006, S. 148 ff.

3 Claudia Peschel-Wacha: Umenie starých majstrov – bratský riad a habánska fajansa v inventári Rakúskeho národopisného múzea (Österreichisches Museum für Volkskunde) vo Viedni. In: Habáni a habánska keramika. Zborník z medzinárodného odborného seminára, konaného 3. septembra 2011 v Modre. Hg. vom Slowakischen Nationalmuseum – Múzeum Ľudovíta Štúra v Modre, S. 79–95, s. Abb. 5 auf S. 82; Alena Kalinová: Sbírka novokřtenské (habánské) keramiky v Moravském zemském muzeu v Brně. In: Ebd., S.57–67, s. Abb. 5 auf S. 59 (Schale mit der Inv.Nr. 20.408).

heutigen Westslowakei hergestellt. Gefertigt wurde sie von Täufern, also von Mitgliedern einer Glaubensbewegung, die sich im Zuge der Reformation im Gebiet der Schweiz, in Tirol und Norditalien gebildet hatte, und die über Mähren in die Slowakei eingewandert waren. Die älteste Ansiedlung der Täufer in der Westslowakei war Sobotište (deutsch Sobotischt). Dieser Ort wird auch als wahrscheinlicher Herstellungsort der Schale angesehen. Der in Norditalien zur Zeit der Renaissance entstandene *stile biancho* kam durch seine Reinheit und Schlichtheit den religiösen Vorstellungen der täuferischen Brüder entgegen. Laut Meinung von ExpertInnen ist die Schale ein Zeugnis der hervorragenden Kunstfertigkeit eines Weißhafners auf einem Bruderhof täuferischer bzw. hutterischer Lehre (benannt nach dem Gründer Jakob Hutter) im Gebiet der heutigen Westslowakei.
Die Fußschale trägt die Inventarnummer ÖMV 36.030. Laut Herkunftsakten war sie ursprünglich im Besitz des Kunsthistorikers Alfred Ritter Walcher von Molthein (1867–1928). Walcher von Molthein war eine wichtige Persönlichkeit in der Geschichte der Keramiksammlung des Volkskundemuseums: Der Kunstfachmann förderte den Verein für Volkskunde und schenkte dem Museum vor allem einen großen Bestand an Kacheln. Im Jahre 1917 fand eine öffentliche Versteigerung seiner privaten Sammlung statt. Der damalige Direktor des Volkskundemuseums, Michael Haberlandt, erwarb im Auktionshaus Wawra eine Gruppe von Keramiken, darunter auch diese besondere Fußschale, für die er damals 250 Kronen bezahlte.[4] Walcher von Molthein gehört zu jenen Sammlern, die im 19. Jahrhundert den Mythos der so genannten Habaner Fayencen begründete.[5] Heute gehört die Schale – neben den Gefäßen aus dem so genannten Kittseer Kellerfund und weiteren etwa 60 Fayencen aus dem 17. Jahrhundert – zu den wertvollsten Objekten im mehr als 300 Stück umfassenden Bestand an westslowakischen Fayencen im Österreichischen Museum für Volkskunde.

Claudia Peschel-Wacha

4 Sammlung Alfred Ritter Walcher v. Molthein. Deutsche Keramik des XV. bis XIX. Jahrhunderts, sowie Töpferarbeiten aus den angrenzenden slawischen Sprachgebieten. Katalog zur 244. Kunstauktion von C. J. Wawra. Wien 1917, s. Nr. 40 auf S. 7.

5 S. den Abschnitt Heroes & Victims: Alfred Walcher von Molthein. In: Eugene J Horvath, Maria H. Krisztinkovich: A History of Haban Ceramics. A privat view. A Canadian Collection of Hungarica. Volume IV. Vancouver 2005, S. 27 f.

Eine Kleinplastik von Ignác Bizmayer aus dem Jahr 2012.
Das jüngste datierte Fayenceobjekt in der Keramiksammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde

Der Sammlungsbestand an Keramikobjekten des Österreichischen Museums für Volkskunde ist im Oktober 2012 um eine kleine figurale Plastik reicher geworden. Es handelt sich dabei um einen 7 cm langen und 5,5 cm hohen Vogel aus Majolika mit der Inventarnummer ÖMV 86.241. Modelliert wurde er am 14. Juni 2012 auf einer Ranch in den Weinbergen von Modra in der Nähe von Bratislava. Der slowakische Nationalkünstler Ignác Bizmayer traf die SchülerInnen der Landesfachschule für Keramik und Ofenbau aus Stoob im Burgenland während ihrer Projektwoche, die hier im Rahmen des EU-Projektes TRA-KER[1] stattfand. Am Lagerfeuer sitzend, modellierten 14 Jugendliche und ihre Lehrer Figuren aus Stoober Ton und positionierten sie am Rand des Feuers zum raschen Trocknen. Der von Ignác Bizmayer an diesem Abend modellierte Vogel wurde von Edwin Faller, einem der Lehrenden, mit nach Stoob genommen, um ihn dort für das Österreichische Museum für Volkskunde zu brennen.

Neben einem umfassenden kulturellen Angebot absolvierten die SchülerInnen während ihres Aufenthaltes in der Slowakei auch Workshops in der noch bestehenden Keramikmanufaktur Slovenská ľudová majolika. Ignác Bizmayer selbst hatte in diesem Betrieb – allerdings noch am ursprünglichen Standort im jetzigen Hotel Majolika – in den 1930er Jahren den Beruf des Keramikers erlernt und bis 1957 dort in der Malwerkstatt gearbeitet, bevor er sich sein eigenes Atelier in Modra einrichtete. Gästen gewährt er gerne Einblicke in seine umfassende Privatsammlung. Hier befindet sich auch eine von der Form her sehr ähnliche Kleinplastik, die Bizmayer als Kind in Košolná auf dem Habanerhof, auf dem er aufwuchs, gemeinsam mit dem Keramiker Heřman Landsfeld ausgegraben hatte. Diese Vogelfigur weist eine blaue Grundierung auf, die Augen, die Konturen des Schnabels, die

1 Das Projekt TRA-KER (Tradition aus Ton: Wege zur Wahrnehmung des keramischen Erbes) ist ein Projekt des Slowakischen Nationalmuseums, dem Ľudovít Štúr Museum in Modra und dem Österreichischen Museum für Volkskunde. S. Beitrag von Claudia Peschel-Wacha in diesem Band.

Abb. 1 Vogel, Majolika, Ignác Bizmayer 2012, ÖMV 86.241
© ÖMV/Mirosláv Slámka

Flügel, das Gefieder und der Schwanz sind mit weißer Pinselmalerei aufgetragen.[2] Solche Figuren wurden zur Auffüllung der Töpferöfen mit Brenngut von den Nachfahren der Habaner im 19. Jahrhundert hergestellt und dienten wohl als Kinderspielzeug. Seit den 1940er Jahren formt Ignác Bizmayer Kleinplastiken und bemalt sie nach dem Schrühbrand auf einer weißen Grundglasur.[3] Neben naturgetreu bemalten Vögeln hat er Zeit seines Lebens eine schier unendliche Zahl an Fantasievögeln geschaffen und diese bunt bemalt. Manche stehen auf einer Bodenplatte mit fein modellierten Beinen samt Krallen, andere sitzen auf einem Ast bzw. stilisierten Baum, der auf einer Bodenplatte verankert ist. Wenn es rasch gehen soll, wie beim Lagerfeuer mit den Stoober SchülerInnen, formt er sitzende Vögel, die ihre Flügel eingezogen haben, ohne Äste bzw. Bäumchen.[4]

2 Eine Abbildung befindet sich im Beitrag von Sylvia Hrdlovičová: Habánska fajansa v súkromnej zbierke Ignáca Bizmayera. In: SNM-Múzeum Ľudovíta Štúra (Hg.): Habáni a Habánska Keramika (= Zborník z medzinárodného odborného seminára, konaného 3. Septembra 2011 v Modre), S. 31.

3 Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik (Hg.): Figurale Keramik aus der Slowakei. Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer (=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 94). Wien 2011, S. 98.

4 Vogelplastiken oder gemalte Vögel, etwa auf Keramikgefäßen, sind heute noch vielfach beliebte Geschenke, Souvenirs oder Mitbringsel. Sie waren auch als Liebesgaben oder Glücksbringer besonders beliebt. S. dazu: Franz Grieshofer, Margot Schindler (Red.): Papageno backstage. Perspektiven auf Vögel und Menschen (=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 88). Wien 2006, S. 122.

Im Zuge des von September 2010 bis Oktober 2012 laufenden EU-Projektes wurden insgesamt neun Arbeitspakete umgesetzt, darunter auch die erwähnten Projektwochen der Stoober SchülerInnen oder Ausstellungen in Wien und in Modra. Nach drei in Wien eröffneten Ausstellungen wurden zwei für das slowakische Partnermuseum vorbereitet. Im aus Projektgeldern neu errichteten Museum der slowakischen Keramikplastik wurde im Mai 2012 die Ausstellung »Keramisches Erbe. Westslowakische Fayencen aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde« eröffnet und Ende August die zuvor in Wien gezeigte Schau »Mit dem Gefühl der Hände. Zeitgenössische Töpfer aus dem Burgenland und dem Raum Bratislava«. Die burgenländischen Keramiker Kurt Pieber und Edwin Fraller brachten zur Vernissage in Modra die geschrühte Kleinplastik von Ignác Bizmayer aus Stoob mit. Der Künstler erklärte sich bereit, die Keramik fertigzustellen, im Oktober 2012 erhielt sie das Museum überreicht. Auf einer weißen Grundglasur weist Bizmayers Vogel einen gelben Schnabel, blaue Punkte rund um die Augen sowie am Schwanzende, blaues mit Pinsel bemaltes Gefieder, gelbe Flügel mit schwarzen Konturen der Federn und gelbe Punkte am Kopf auf. Die eingezogenen Beine sind in schwarzer Farbe aufgemalt. Auf der Unterseite befindet sich die Signatur IB und die Jahreszahl 2012. Ignác Bizmayer war etwas überrascht, dass dieses für Stoob gefertigte Studienobjekt seinen Weg ins Österreichische Museum für Volkskunde gefunden hat – er hatte es eigentlich den SchülerInnen aus Stoob als Studienobjekt geschenkt. Doch soll diese Kleinplastik nicht das einzige Werk aus seinen Händen in der Museumssammlung bleiben.

Katharina Richter-Kovarik

Vergessene Volkskunst auf zartem Gespinnst

Die aquarellierte Darstellung einer Pustertaler Tanzstube[1] wurde etwa um 1790 auf einem selten verwendeten Malgrund angefertigt. Die 1915 vorgenommene Inventarisierung als »Spinnwebbild« ist irreführend, und tatsächlich wurde lange Zeit vermutet, dass es sich bei dem Trägermatieral um Spinnweben handle. Zu diesem Trugschluss vermag auch die aufgemalte Spinne in der linken Bildecke beigetragen haben, deren lange Beine und der kleine, kugelige Körper aber eher an einen Weberknecht denken lassen. Außerdem verewigte sich der Urheber der Bilder, der Südtiroler Maler Johann Burgmann auch manchesmal mit einer aufgemalten Fliege auf seinen Werken. Burgmann, dessen Geburtsdatum unbekannt ist, stammte aus St. Georgen bei Bruneck in Südtirol. Verarmt starb er dort im Jahre 1825. Von ihm sind die meisten Werke der heute bekannten Raupengespinstbilder erhalten geblieben, darunter zahlreiche Heiligendarstellungen, volkstümliche Szenen und Porträts.

Den Forschungen Karl Toldts[2] zufolge ging die Kunst der Raupengespinstmalerei vom Südtiroler Pustertal (Bruneck und Umgebung) aus. Dort wurde auch das Material für den Malgrund gesammelt. Aber auch in Nordtirol und Salzburg wurde dieses Kunstgewerbe ausgeübt. Die Verwendung von Spinnweben ist aufgrund nachgewiesener Belege nicht gänzlich auszuschließen, aber doch vernachlässigbar selten, wie Toldt feststellte, der die verwendeten Gespinste erstmals mikroskopisch untersuchte. Bei dem zarten und durchscheinenden Untergrund des Bildes, der an feinstes Seidenpapier erinnert, handelt es sich

1 Raupengespinstbild: Pustertaler Tanzstube, Aquarell auf Raupengespinst, sign. Johann Burgmann fecit. 22,3 x 28 cm, Hartholzrahmen, unter Glas, Südtirol, um 1790, ÖMV 34.727.

2 Karl Toldt: Über die Tiroler Spinnweben- bzw. Raupengespinst-Bilder (=Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum). Wagner 1946/1949, hier bes. S. 169. Zu Spinnweb- und Raupengespinst-Bildern s. weiters: Karl Toldt: Zu den Forschungen über die Tiroler Spinnwebbilder«. In: Der Schlern 27, 4, 1953, S. 165–174; Ders.: Über die Spinnwebbilder-Maler. In: Tiroler Heimatblätter 25, 1950, S. 67–75; Ders.: Spinnen- oder Raupengespinste als Malgrund? Sonderabdruck aus »Zoologischer Anzeiger«, 1.9.1942, 139 (7/8); Eleonore Gürtler: Agnus Dei mit Kreuzfahne und Buch mit sieben Siegeln, um 1790, http://sammellust.tiroler-landesmuseum.at/objekte/1840a.html (Zugriff: 10.9.2012).

Abb. 1 Raupengespinstbild: Pustertaler Tanzstube von Johann Burgmann, ÖMV 34.727
© ÖMV/Peter Kainz

vielmehr um ein von den Raupen der Traubenkirschen-Gespinstmotte (*Hyponomeuta evonymella*) gefertigtes, filzartiges Gespinst. Die Raupen sind spezialisiert auf das Laub der strauch- oder baumförmig wachsenden, in Südtirol auch Elzen genannten Traubenkirsche (*Prunus padus*). Die im Schutz der zähen Gespinste kahl gefressenen Bäume treiben aber bereits im Sommer neu aus. Das Gespinst dieser Raupen ist wesentlich dichter als das der Spinnen, weshalb es sich besser als Malgrund eignet. Auf den abgenommenen Gespinstflächen wurde mit Wasserfarben oder Tusche, selten mit Ölfarben gemalt, aber auch gedruckte Kupferstiche und Radierungen sind bekannt.

Der Malgrund des hier ausgeführten Bildes ist rechteckig gehalten und zwischen zwei Papprahmen gespannt, wodurch auch die Rückseite frei liegt. Die Rahmung ist mit der für Johann Burgmann typischen, goldfarbig angelegten Zwiebelmuster-Randbemalung abgeschlossen. Zwischen zwei Glasscheiben liegend, ist die figurale Malerei auf dem stark durchscheinenden Grund spiegelbildlich beinahe ebenso deutlich sichtbar, wie an der bemalten Vorderseite. Die Tanz-

szene in einer Stube ist detailreich und bewegt gehalten. Tänzer und Musikanten tragen Pustertaler Tracht. Die drei Tanzpaare füllen den mittleren bis rechten Bildteil aus, links spielen die Musikanten Geige und Seitelpfeife. Beim rechten Paar im Vordergrund dürfte es sich um das Brautpaar handeln, denn die Frau trägt einen Schmuckgürtel mit Besteckscheide, wie sie auch als Brautgaben bekannt sind und ist festlich gekleidet. Das Bild ist am unteren Rand auf der rechten Seite signiert mit »Joann. Burgmann fecit«. Die erkennbaren Fehlstellen zeigen Risse, an denen sich das Material in der Folge zusammengezogen hat. Dadurch sind größere Fehlstellen entstanden. Der Rahmen aus Hartholz ist glatt gearbeitet.

Die Besonderheit dieses Objekttyps zeigt, dass es Teil der menschlichen Kulturleistung ist, immer neue Materialien als Träger für seine künstlerischen Werke zu finden. Die Fertigung dieser, seit dem 18. Jahrhundert ausgeübten Kleinkunst ist längst in Vergessenheit geraten, obwohl die Bilder bis Anfang des 20. Jahrhunderts als Reiseandenken für den beginnenden Tourismus gefertigt wurden. Der Rarität dieser Bilder und ihrem fragilen Malgrund entsprechend wird das Objekt nicht in der ständigen Präsentation gezeigt, sondern vor schädlichem Lichteinfluss im Depot des Museums aufbewahrt.

Nora Witzmann

Museum_inside_out: zwei kluge Köpfe

© Barbara Zeidler/ÖMV, 2007

Abhandlungen

Urbane Heimatkultur als ideologische und soziale Schnittstelle in der Ersten österreichischen Republik

Magdalena Puchberger

In der Ersten österreichischen Republik formierte sich in Wien eine spezifisch urbane Heimatkultur, die vor allem von den kleinbürgerlichen und proletarischen Trachtenerhaltungsvereinen getragen wurde. Der Beitrag setzt diese Vereine in Verbindung zu anderen Gruppierungen der Heimatkultur, etwa der Österreichischen Heimatgesellschaft oder dem Museum für Volkskunde. Über ideologische wie praxeologische Beispiele werden Unterschiede und Überschneidungen ebenso sichtbar wie die alltagskulturelle Ausgestaltung der Heimatkultur.

1971 machte der Mitarbeiter des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien und sein späterer Direktor Klaus Beitl in einem Beitrag die Feststellung, dass am Museum »seit einigen Jahren eine ganz bestimmte Gruppe von Großstadtvereinen, nämlich die bürgerlichen und Arbeiter-, Gebirgstrachtenerhaltungs- und Schuhplattler-Vereine, in das Blickfeld der Sammlung und Forschung getreten sind«[1]. Deren Nachlässe waren nach den jeweiligen Vereinsauflösungen im Laufe der

1 Klaus Beitl: Großstädtische Trachtenvereine des 19. und 20. Jahrhunderts. Möglichkeiten musealer Dokumentation. In: Günter Wiegelmann: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971 (=Studien zum Wandel der Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, 5). Göttingen 1973, S. 174–181, hier S. 174.

1960er gemäß den Vereinsstatuten ans Museum gekommen.[2] Beitl sah in der Beziehung zwischen dem Museum (ÖMV) und diesen Vereinen eine »anfänglich überraschende und auch heute noch irgendwie schicksalhafte anmutende, weil in ihrem Ursprung bis jetzt nicht ganz erklärbare Verbindung.«[3]

An dieser Stelle gilt es nun dieser bereits in den 1970er Jahren offenbar nicht mehr leicht herzustellenden Verbindung nachzuspüren. Denn eigentlich – um dem Ergebnis vorzugreifen – stellt sich diese über die Österreichische Heimat-Gesellschaft (Ö.H.G.) recht unmittelbar her, die in engstem Zusammenhang sowohl mit den Vereinen als auch dem Museum stand, an welchem sie ab 1934 ihren Sitz, ihre Verbandskanzlei hatte. Persönliche, inhaltliche und organisatorische Zusammenhänge lassen diese Verbindung weniger überraschend als folgerichtig erscheinen und sind dazu angetan, das Feld der großstädtischen Heimatkultur zu eröffnen. Die urbane Heimatkultur weist über die bisher teilweise zu engen und dennoch ungenauen Bereiche Volkskunst und Volkskultur hinaus und holt Personen und soziale Gruppen (wieder) in den Blick, die durch die Grenzen von Fach- oder Institutionengeschichte verloren gegangen sind.

Heimatkultur als Stadtkultur

Die Österreichische Heimat-Gesellschaft war im volkskundlich-heimatorientierten Wiener Gefüge der Ersten Republik bis 1934 und im Austrofaschismus bis 1938 eine bedeutende und zeit- wie milieutypische Vereinigung, die sich der volkskulturellen Betätigung und ihrer Ideenwelt verschrieben hatte. Sie war ein entscheidender Player

2 Am Museum befinden sich die Nachlässe: Alpiner Gebirgstrachten-Erhaltungsverein »D'Olmbrüada« (Wien), Salzburger G.T.E. Verein »D'Griabinga« (Wien), Alpine Schuhplattlergesellschaft »D'Iselberger« (Wien), Trachtlerausstattung der Mitglieder Franz Xaver und Franziska Kothbauer des Bayrischen Trachtenvereins »D'Schlierseer« (Wien), Alpine Schuhplattlergesellschaft »D'Bayrisch-Zeller« (Wien), Alpine Gesellschaft »D'Schuhplattler« (Wien XVI.), Tiroler Gebirgstrachtenerhaltungsverein »D'Jenbachtaler« (Wien), Gebirgstrachtenerhaltungs- und Schuhplattlerverein Tiroler Berghoamat (Wien). Ich danke Mag.ª FH Elisabeth Egger für diesen Hinweis.

3 Beitl (wie Anm. 1).

in einem urbanen Feld mit spezifischen Erscheinungs- und Ausdrucksformen, das ich im Folgenden als »Heimatkultur« bezeichnen möchte. Diese begreife ich als spezifisch städtische (Freizeit-)Kultur, die selektiv Elemente ländlich-dörflicher Unterhaltungs- und Lebenswelten aufnahm und zu städtischen, massentauglichen Formaten weiterentwickelte. Heimatkultur spannte den Bogen zwischen Stadt und Land, zwischen öffentlich und privat, zwischen Unterhaltung und ideologischer/politischer Handlungs- und Deutungsanweisung sowie zwischen sozialen Gruppen/Klassen. Die Heimatkultur war den einen willkommenes Hobby für freie Tage und Stunden, für andere jedoch auch die eigentliche Berufung neben dem Arbeitsleben, die sehr viel Zeit und materielle Ressourcen benötigen konnte. Die Bandbreite der diese Kultur auszeichnenden Praktiken und Veranstaltungen war entsprechend den Herangehensweisen, Motivationen und Zielsetzungen groß. Wichtiger Bestandteil waren die meist wöchentlich stattfindenden Vereins- und Heimabende mit Volkstanz(übungen) oder volkskundlich orientierten Vorträgen in den Vereinslokalen und Restaurationen. Bei Vereinsfesten wie Kränzchen oder Gründungsfesten wirkten das kollektive Tragen von Tracht, das zuvor einstudierte Vorführen von Volkstänzen, -liedern oder -spielen verbindend und stärkten das Gemeinschaftsgefühl ebenso wie sie zum individuellen Vergnügen beitrugen. Dabei wirkte und missionierte man nicht nur in den eigenen Reihen sondern versuchte auch in der Stadt sichtbar zu sein. Durch die Teilnahme von einzelnen Mitgliedern oder ganzen Vereinen an öffentlichen Jubiläums-Trachtenhochzeiten, Fahnen- und so genannten Kirtabuschenweihen, an Trachtenumzügen oder Volkstanzvorführungen an prominenten Wiener Orten war diese Kultur in der Stadt präsent, besetzte öffentlichen Raum und warb um Aufmerksamkeit und neue InteressentInnen und AktivistInnen.

In diesem Beitrag versuche ich das heimatkulturelle Feld zu fassen, das sich seit Mitte der 1920er Jahre etablierte und welches grob schematisierend drei Gruppen miteinander verband. Diese wurden in der volkskundlichen Fachgeschichte wie in der Alltags- und Kulturgeschichte bisher weitgehend getrennt voneinander behandelt, obwohl sie doch sowohl inhaltlich als auch organisatorisch eng verknüpft waren. Dazu gehörten zum einen die wissenschaftlich-akademische Volkskunde, wie sie in Wien vor allem am Museum für Volkskunde betrieben wurde, die ihr nahestehende (bildungs)bürgerliche Volkskunde und Heimatpflege, die eine anwendungs- und erneuerungsorientierte

Ausrichtung mit erzieherischem, nationalem bis völkischem Mehrwert verfolgte und letztlich die erwähnten Traditions- und Heimat-Geselligkeitsvereine.[4] Die VertreterInnen dieser Vereine waren zumeist der Arbeiterschaft und dem Kleinbürgertum zuzurechnen, bei ihnen standen vor allem Unterhaltung und Ablenkung vom Arbeitsalltag bzw. von Arbeitslosigkeit in den 1920er und 30er Jahren im Vordergrund. Diese »anderen« AkteurInnen eröffnen eine neue Perspektive auf Volkskunde, auf Volksbildung, Heimatpflege und speziell auf heimatlich-kulturelles Vereins- und Sozialleben. Neben den arrivierten ProponentInnen der groß- und bildungsbürgerlichen Vereinigungen verhalfen gerade sie der städtischen Heimatkultur zum Durchbruch und hatten an ihrer Etablierung und Ausgestaltung teil. Sie bildeten die namhafte, zahlenmäßig relevante Basis dieser affektiven, atmosphärisch anheimelnden Kultur des postuliert Eigenen und Authentischen.

Der Beitrag skizziert die Entwicklungen, die sich in den drei Gruppen vollziehen und sie in Beziehung zu einander setzen. Er beginnt mit der Gründung des »Bundes der Arbeiter-GTE.- und Schuhplattlervereine«[5] 1922 und rückt somit die proletarische Trachten- und Traditionsbewegung, ihre Aktivitäten, Ideale und Probleme in den Mittelpunkt. Mit der Schwerpunktverlagerung der Vereine in die Hauptstadt Wien Ende der 1920er Jahre gerät auch die Ö.H.G. ins Blickfeld, die von Anfang an eine zentrale Mittlerrolle im heimatkulturellen Feld einnahm und sich eine Führungsposition erkämpfte bzw. selbst gab. Mit den proletarischen Traditionsvereinen und der Ö.H.G. werden zwei wichtige Stränge vorgestellt, die zeigen sollen, dass Heimatkultur sowohl national (völkisches) als auch sozialistisch (sozialdemokratisches) Gedankengut bediente. Auch wenn politisch-ideologische Differenzen das Feld teilten, werden hier die Gemeinsamkeiten herausgestellt, die mit dem für viele AkteurInnen dramatischen Verlauf der Weltwirtschaftskrise und der hohen Arbeitslosigkeit an Bedeutung gewannen und neue Zusammenschlüsse und strategische Allianzen erforderten. Der Abschluss des Beitrages behandelt die Umgestaltung der Ö.H.G.

4 Diese Vereine nennen sich je nach ideologischer oder sozialer Ausrichtung unterschiedlich, prinzipiell sind in diesem Beitrag Vereine (mit)angesprochen, die sich Heimat und Volkstum, einer bestimmten Herkunftsregion, Geselligkeit, Traditions- und Trachtenerhaltung, alpiner Kultur oder Volkstanz bzw. dem Schuhplattler verschrieben haben.

5 »GTE.« steht für Gebirgstrachtenerhaltung.

zur Dachorganisation aller österreichischen Traditionsvereine im Rahmen der organisatorischen Umwälzungen, die der Regimewechsel zum autoritären, katholisch-konservativen Austrofaschismus 1933/1934 mit sich brachte und der alle drei Gruppierungen (Traditionsvereine, angewandte Volkskunde/Heimatpflege und wissenschaftliche Volkskunde) vereinte und an der Adresse des Museums für Volkskunde in Wien auch räumlich zusammenführte.

Ausgangspunkt dieses Beitrages sind die am Österreichischen Museum für Volkskunde befindlichen Direktionsakten, die derzeit für die Jahre 1930 bis 1950 aufgearbeitet werden[6] und die mehrfach Hinweise auf die engen Verbindungen innerhalb des heimatkulturellen Feldes geben. Hauptquelle sind aber die zur Verfügung stehenden Vereinsorgane und Zeitschriften der HauptakteurInnen der Heimatkultur, also die Zeitschrift *Der Arbeiter-Trachtler, Organ des Bundes der Arbeiter-GTE.- und Schuhplattlervereine Österreichs*, die von 1922 bis 1934 erschien und die Zeitschrift *Heimatland. Monatsschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich* der Österreichischen Heimat-Gesellschaft, die 1929/1930 und wieder ab Anfang 1934 bis 1938 erschien. Diese belegen nicht nur die inhaltliche und weltanschauliche Bandbreite von Arbeitertrachtlern oder Mitgliedern der Heimat-Gesellschaft, ihre Hoffnungen und Ziele in Bezug auf Traditions- und Trachtenerhaltung, sondern geben auch Aufschluss über soziale Netzwerke, den Vereinsalltag und Vereinsfeste – allgemein über die Ausgestaltung der Heimatkultur in der Großstadt Wien.

Durch Heimatkultur zu einer besseren Welt

Die erste Blütezeit der Heimatkultur in Österreich und vor allem in Wien fällt mit einer allgemeinen Krisenstimmung zusammen, die besonders durch die Weltwirtschaftskrise geprägt ist. Wenn man Krise als »dauerhaften Übergangszustand« begreift, »den man zwar emanzipatorisch wie kompensatorisch als Fortschritt finalisieren kann, der

6 Das Österreichische Museum für Volkskunde ist Forschungsstätte für das FWF-geförderte Forschungsprojekt »Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche. Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950«, das von Mag.ª Birgit Johler und von mir bearbeitet wird.

aber strukturell betrachtet nichts anderes ist als der Übergang von einer funktionierenden Ordnung zu irgendeiner anderen«[7], so könnte man die urbane Heimatkultur als Krisenphänomen sehen. Die österreichische Zwischenkriegszeit bedeutete vielfache Übergänge, nicht nur allgemein den Zusammenbruch der alten Ordnung der Donaumonarchie und die Errichtung der Republik mit den wenig erprobten demokratischen Regeln, die Etablierung von neuen Verwaltungs- und Organisationseinheiten, sondern auch neue persönliche wie kollektive Gestaltungs- und Teilhabemöglichkeiten.

Die Heimatkultur stellte eine Ordnung und ein Bezugssystem zur Verfügung, das jene »neuen« WienerInnen ansprach, die erst in erster oder zweiter Generation in der Großstadt lebten und noch immer ›ankamen‹. Manche stammten aus Ländern der ehemaligen k. u. k. Monarchie, manche auch aus den österreichischen Bundesländern, viele aber aus ländlich-dörflichen Strukturen, die man in der Heimatkultur in gewissem Sinne imitierte, vor allem aber urban adaptierte. Die urbane Möglichkeit der freiwilligen Teilhabe an dieser sich entwickelnden Kultur, das Geselligkeits- und Unterhaltungsmoment zeichneten diese Kultur aus der im Gegensatz zum Zwangscharakter dörflicher Strukturen oder überlieferter Ordnungen stand. Wien als Hauptstadt und einzige tatsächliche österreichische Großstadt war Schauplatz einer »Simultanpräsenz verschiedener nicht selten disparater Möglichkeiten der Lebensführung«[8], die verschiedene kulturelle Angebote stellte. Eine davon war die Heimatkultur, die unterschiedliche Elemente kombinierte und so beispielsweise proletarische Ideale mit heimatlichen Traditionen verband.

Lager- und ideologieübergreifend lässt sich in den Publikationen des heimatkulturellen Feldes erkennen, dass man hoffte, über Erziehung und Hinwendung zu Volkstum und Heimat nicht nur das eigene Leben und das persönliche Umfeld zu verbessern und zu verschönern, sondern auch gesamtgesellschaftliche Ziele verfolgen zu können. Speziell die Vordenker der Bewegung wie etwa der Grazer Volkskundler Viktor Geramb, die in den Zeitschriften besonders präsent waren, wid-

7 Michael Makropoulos: Robert Ezra Park (1864–1944). Modernität zwischen Urbanität und Grenzidentität. In: Martin Ludwig Hoffmann e.a. (Hg.): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt am Main 2004, S. 48–66, hier S. 60.

8 Ebd., S. 61.

meten sich einer anwendungsorientierten, praktischen Volksbildung. Wie allgemein in der österreichischen Volksbildungsarbeit, deren Zentrum Wien war, verfolgten dabei die einen die Befreiung und Emanzipation der arbeitenden Klassen durch Informiertheit und Wissen, während andere auf eine christlich-moralische Wendung zum Neuen Menschen bzw. auf völkisches Erwachen und Bewusstsein drängten. Diese Strömungen lassen sich alle in der Heimatkultur nachweisen, wobei die weltanschauliche Gemengelage so bunt ist, dass sich beispielsweise zu dieser Zeit kein eindeutiger Weg (in den Nationalsozialismus) ergibt. Ambivalenzen und Vieldeutigkeiten ermöglichten den AkteurInnen einen breiten Interpretations- und Gestaltungsspielraum von Heimat, Tradition und damit verbundenen gesellschaftlichen Zielen, die zwischen den Polen volkstümliche Unterhaltung und völkische bzw. nationalpädagogische Mission zu finden waren.

Die hohe Anzahl an Gebirgstrachten- und Traditionserhaltungsvereinen, die vielen Veranstaltungen und Angebote zeigen, dass Volkskultur in den späten 1920er und 1930er Jahren in Wien hoch im Kurs stand. Vereinsfunktionäre[9] wie VertreterInnen von Volkskunde und Volksbildung versuchten deshalb das heimatliche Interesse und Bedürfnis in geregelte Bahnen zu lenken, zu überwachen und zu bewerten. Städtische Kulturen und vor allem Massenkulturen standen ihnen in Generalverdacht, das Volk und speziell die Jugend zu verführen und zu demoralisieren. Jene, die »moderne populäre Künste und ihr Publikum [...] von Anbeginn an [...] mit Verbrechen und Gewalt, Unzucht und Jugendgefährdung, Kulturlosigkeit und Verdummung in Verbindung gebracht«[10] hatten, fanden in der Volkskultur, die sie erforschten, sammelten und zur Heimatkultur neu zusammensetzten, ein breites Betätigungsfeld. Man stellte sich in den Kampf gegen sittlichen Verfall und für die Rückbesinnung und Rückkehr zu – wie es genannt wurde – »Volkseigenem« und wollte über Information, Bildung und Erziehung die junge, zumeist urbane Trachten- und Volkstanzbewegung weiterentwickeln und festigen. Die AkteurInnen der Heimatkultur

9 Ideologische Vordenker der Bewegung und auch in den Publikationen und Organen sind tatsächlich vorwiegend männlich. Eine geschlechtergerechte Untersuchung des Vereinslebens bzw. der Funktionen, die in Vereinen und Bewegungen von Frauen übernommen wurden, kann hier leider (noch) nicht geleistet werden.

10 Kaspar Maase: Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970. Frankfurt am Main 1997, S. 165.

gingen mit gutem Beispiel voran, indem sie nicht nur selbst an Veranstaltungen und Darbietungen teilnahmen, Tracht trugen und in die Stadt transponierte Bräuche und Spiele darboten, sondern auch indem sie in den Kommunikationsorganen der Bünde und Vereine klare Deutungs- und Handlungsanweisungen gaben. Dabei bestätigten sich ForscherInnen, SammlerInnen und AnwenderInnen gegenseitig in ihrer Bedeutung als ExpertInnen in diesem auch zum nationalen Anliegen erkorenen Bereich der Ersten österreichischen Republik. Authentizität und Originalität standen in der Prioritätenliste weit oben, wobei der Konstruktionscharakter des eigenen Tuns, des Erneuerns und Anwendens volkskundlicher und volkskultureller Praktiken unthematisiert blieb bzw. als notwendiger Schritt zu einer ›verbesserten‹ Heimatkultur erachtet wurde.

Der Arbeiter-Trachtler und die proletarische Trachtenbewegung

Franz Grieshofer stellte hinsichtlich der Traditions- und Trachtenvereine fest, dass es sich bei diesen »um keine Weiterentwicklung der traditionellen bäuerlichen Kultur, sondern um ein städtisches Phänomen«[11] handelte. In Österreich fanden jene Trachtenvereine, die zum Großteil von der Arbeiterschaft getragen wurden, ihre vorrangige Verbreitung in Wien, den größeren Städten und Industrieorten. Wie auch in der Volkskunde oder der Volksbildung kamen viele Impulse zur Ausgestaltung der Heimatkultur aus der Großstadt Wien, deren Funktionäre im Laufe der Zeit die Meinungs- und Deutungsführerschaft übernahmen. Es ist anzunehmen, dass die (relativ) breite und ausführende Masse der österreichischen Volkstanz- und Trachtenbewegung und der städtischen Heimatkultur mit der proletarischen Freizeitkultur und Lebenswelt in Verbindung und mit dieser in Wechselwirkung standen.

11 Franz Grieshofer: Heimat im Verein. Die Gebirgs-, Trachtenerhaltungs- und Schuhplattlervereine als städtisches Phänomen. In: Ders.: Der Weg als Ziel. Ausgewählte Schriften zur Volkskunde (1975–2005). Festgabe zum fünfundsechzigsten Geburtstag. Herausgegeben von Margot Schindler unter Mitarbeit von Dagmar Butterweck, Monika Habersohn und Hermann Hummer (=Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 5). Wien 2006, S. 122–132, hier S. 123.

Heimatkultur war also nicht nur eine Angelegenheit völkischer oder klerikal-konservativer Kräfte, sondern fand auch in proletarischen und sozialdemokratischen Kreisen AnhängerInnen. Die Arbeitertrachtler, wie sie sich selbst und auch ihr Kommunikationsorgan nannten, versuchten in ihrer Interpretation von Heimatkultur, von Trachten- und Volkstanzbewegung ihre Ideale von persönlicher und kollektiver Freiheit, von Selbstbestimmung, Frieden und Demokratie mit Tradition und eigenem Volkstum zusammenzuführen bzw. praktisch anzuwenden. Sie passten ihre Positionen den politischen und sozialen Gegebenheiten an und integrierten die immer zahlreicher zur Verfügung stehenden volkskundlichen Erkenntnisse.

Am 20. August 1922 gründete sich in Bruck an der Mur der »Bund der Arbeiter-GTE.- und Schuhplattlervereine Österreichs«[12]. Am 1. Mai 1923, am »Weltfeiertag« der Arbeiterschaft, erschien erstmals ihre Zeitschrift *Der Arbeiter-Trachtler.*[13] Die Gründung des Bundes war das Ergebnis der Abspaltung der proletarischen VertreterInnen der Trachtenbewegung von ihren konservativ-völkischen KollegInnen, die im Reichsverband in Salzburg organisiert waren. Klassenbewussten ArbeiterInnen sollte mit der Gründung des Bundes eine Betätigung als Trachtler möglich sein, »ohne als Staffage für oft rein bürgerliche, kirchliche oder monarchistische Veranstaltungen dienen zu müssen.«[14]

Die Arbeitertrachtler verstanden den Bund als »Kulturorganisation«, die ihren Mitgliedern »mit Achtung und Anstand« entgegenkam und »auf sie bildend und belehrend« einwirken wollte.[15] »Friede, Freundschaft und Freiheit soll in unseren Vereinen die Parole sein, ehrliche, aufrichtige Geselligkeit die Würze nach schwer vollbrachter harter Arbeit, ein Hort der Gemütlichkeit für die organisierte Trachtlerschar.«[16] Mit Ende des zweiten Jahrganges war auf den Titelseiten des *Arbeiter-Trachtler* das Bundesmotto gedruckt: »Gmüatli und herzli, offen und treu / Trachtlerisch, alplerisch, ehrli und frei!«

Obwohl sich Bundesobmann Karl Raftl und Schriftführer Karl Leitner redlich bemühten, den TrachtengenossInnen Mut in ihrer Sache zuzusprechen, sah sich der Bund von Beginn an schwer zu

12 K.L.: Ein Jahr! In: Der Arbeiter-Trachtler 5, 1, 1923, S. 1–2, hier S. 1.
13 Ebd.
14 K.L.: Aufbau. In: Der Arbeiter-Trachtler 7, 4, 1926, S. 1–2, hier S. 1.
15 Karl Raftl: An alle Arbeitertrachtler! In: Der Arbeiter-Trachtler 1, 2, 1924, S. 5.
16 Ebd.

überbrückenden ideologischen wie organisatorischen Problemen ausgesetzt. Bei der Bundeskonferenz im Dezember 1923 berichteten Vertreter der fünf Gaue und 45 Bundesvereine über ihre Tätigkeiten. Im Vordergrund standen die als bedrückend und demütigend empfundene Nichtbeachtung durch die sozialdemokratische Partei sowie die oftmals existenzbedrohenden Auswirkungen der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit unter den Mitgliedern. Diese gefährdeten das Vereinsleben und den Austausch innerhalb des Bundes, weil sich die ArbeitertrachtlerInnen die Anreise zu den Kirtabuschenweihen, den Trachtenhochzeiten, Gründungsfesten und Vereinsabenden anderer Bundesvereine ebenso wenig leisten konnten wie Trachten, die den Anforderungen der österreichisch-bayrischen Trachtenbewegung zumindest annähernd entsprachen. Zudem standen sie in Konkurrenz mit den bürgerlichen Trachtenverbänden und -vereinen, die ihnen Authentizität, ausreichendes Wissen und adäquates Heimatbewusstsein absprachen. Differenzen ergaben sich auch in der Tatsache, dass die »Unpolitischen«, wie sich die klerikal-konservativen und völkisch-nationalen Vereinigungen gern selbst bezeichneten, an Veranstaltungen und Festen der »Hakenkreuzler«[17] und des paramilitärischen Heimatschutzes teilnahmen und damit »in die Arme der Gegner der Arbeiterklasse, der Gegner unserer Republik«[18] zielen würden – eine Befürchtung, die sich retrospektiv als begründet erwies. Auch innerhalb der Arbeitertrachtenbewegung kam es zu Streitigkeiten, die einerseits den Eitelkeiten der Funktionäre geschuldet gewesen sein mögen, andererseits aber über die ideologische Ausrichtung innerhalb des Bundes geführt wurden. Die stolze, unabhängige, trachtentragende Arbeiterschaft, die sich mit »Tracht heil!« grüßte, konnte sich nur schwer auf einen gemeinsamen Standpunkt einigen, wie man denn heimatbewusst und gleichzeitig international, traditionsbewusst und gleichzeitig jenseits verhasster kirchlicher Rituale agieren könnte.

In diesem Zwiespalt wandte sich die Schriftleitung an (selbst)berufene Autoritäten in Trachten- und Traditionsfragen und erhoffte sich von diesen Auswege aus den ideologischen Dilemmas. So wurde Ende

17 Karl Liebmann: Großes Erntefest. In: Der Arbeiter-Trachtler 7, 1, 1923, S. 5.

18 K.L.: Die Tätigkeit der sogenannten unpolitischen Trachtenvereine. In: Der Arbeiter-Trachtler 7, 1, 1923, S. 5.

1925 in *Der Arbeiter-Trachtler* eine »Fragecke für Trachten«[19] eingerichtet und der Volkskundler[20] und Lehrer Hans Gielge aus Bad Aussee gab Einblicke in »Die Seele des Volkes«. Er forderte von den Arbeitertrachtlern mehr Genauigkeit in Fragen der Trachten- und Brauchtumsüberlieferung, den Kampf gegen die »Unwissenheit und Selbstüberhebung« innerhalb der Bewegung und gemahnte an eine »Pflicht des Forschens und Erlebens« für Mitglieder wie Vereine.[21] Gielges Kompetenz war soweit anerkannt, dass er etwa seinen Vorschlag den bisherigen Gruß »Tracht frei!«, den er für »keinen echten Volksgruß«[22] hielt, durch den Gruß der Kinderfreunde »Freundschaft!« zu ersetzen, letztlich durchsetzen konnte.[23] Zu Beginn des Jahres 1925 beugte sich der Bund den volkskundlichen Erkenntnissen und Expertisen als er, um endlich den – auch von Gielge kritisierten – »Schuhplattler«, der von vielen in der Trachtenbewegung als traditions- und volksseelenloser Schau- oder Varietétanz betrachtet wurde, aus dem Titel entfernte. Der Bund nannte sich fortan »Bund der Arbeiter-Alpine-Gebirgs-Trachtenerhaltungs- und Volkstänzervereine Österreichs«.

In diesen Jahren lässt sich allgemein eine Hinwendung von Bund und Zeitschrift der Arbeitertrachtler zur Volkskunde und ihrer akademischen oder anwendungsorientierten VertreterInnen bemerken. Die unterschiedlichen Gruppen der Heimatkultur nahmen also Fühlung auf, um die volkskundlichen Erkenntnisse den Vereinsmitgliedern und breiteren Bevölkerungsschichten näher zu bringen. So wurde mit Bewilligung von Viktor Geramb dessen Buch *Deutsches Brauchtum in Österreich*[24] herangezogen, um beispielsweise Auskunft über »[a]lte

19 N.N.: Fragecke für Trachten. In: Der Arbeiter-Trachtler 2, 3, 1925, S. 4.

20 Da die Volkskunde zu diesem Zeitpunkt noch keine universitäre Disziplin war, werde ich die Bezeichnung »Volkskundler« je nach zeitgenössischer Eigen- oder Fremdzuschreibung anführen.

21 Hans Gielge: Die Seele des Volkes. In: Der Arbeiter-Trachtler 6, 3, 1925, S. 1–2, hier S. 2.

22 Ebd.

23 In den Jahrgängen 1926 und 1927 waren die Forderungen Gielges, seine Belehrungen und Anweisungen nicht unumstritten, letztlich zogen sich aber eher die Kritiker zurück und Gielge setzte sich durch.

24 Viktor Geramb: Deutsches Brauchtum in Österreich. Ein Buch zur Kenntnis und zur Pflege guter Sitten und Bräuche. Graz 1924.

Volksbräuche im Ostermonat April«[25] zu geben, später stießen auch die führenden Wiener Volksliedforscher Raimund Zoder[26], Hans Magnus Klier[27] und Georg Kotek[28] dazu.

Arbeitertrachtler und Wien

Bereits bald nach der Gründung des Bundes zeigte sich, dass österreichweit die Wiener VertreterInnen an Bedeutung gewannen. Nachdem über die Jahre des Bestehens in »Graz eine Atmosphäre geschaffen [worden war], welche ein gedeihliches Arbeiten der Bundesleitung für die Zukunft nicht erwarten ließ«[29], wurde der Bundessitz 1927 nach Wien verlegt. Der Wechsel wurde mit infrastrukturellen Überlegungen, also mit der Nähe zu Staatsämtern, Behörden und auch der Parteizentrale begründet. »Wien, die Hauptstadt der Republik«[30] war inzwischen auch die Hauptstadt der Arbeitertrachtenvereine geworden. 1934, kurz vor der Auflösung des Bundes, verfügte er über 39 Bundesvereine, davon 14 aus Wien, wo sich die Vereine besonders in den Arbeiterbezirken außerhalb des Gürtels konzentrierten – allein in Ottakring (16. Bezirk) waren vier beheimatet.[31]

Ausdruck des Neuanfangs waren auch Veränderungen in der Zeitschrift *Der Arbeiter-Trachtler*, dessen Schriftleitung nun Karl Weiß, wohnhaft in Wien 9 (Alsergrund), übernahm, der vor allem Disziplin in Hinsicht auf Bezug des Bundesorgans und der rechtzeitigen Zahlung

25 Viktor Geramb: Alte Volksbräuche im Ostermonat April. In: Der Arbeiter-Trachtler 4, 3, 1925, S. 3–4.

26 Raimund Zoder: Österreichische Volkslieder. In: Der Arbeiter-Trachtler 5, 4, 1926, S. 4–5.

27 K.M. Klier: Ziele der Trachtenbewegung. In: Der Arbeiter-Trachtler 8, 5, 1927, S. 1.

28 1928 kündigt Hans Gielge die zukünftige Mitarbeit Georg Koteks an, in dem er verkörpert sieht, »was echtes Volkslied genannt wird, ja er selbst ist wie eine Quelle, aus der tausende Volksseelen klingen und singen, jauchzen und jubilieren«. Hans Gilge [sic]: Dr. Georg Kotek. In: Der Arbeiter-Trachtler 2, 6, 1928, S. 1.

29 Jaroslav Travnicek und Karl Weiß: Zur Bundessitzverlegung. In: Der Arbeiter-Trachtler 2, 5, 1927, S. 1–2, hier S. 1.

30 Ebd.

31 N.N.: Adresse und Liste der Bundesvereine. In: Der Arbeiter-Trachtler 1, 12, 1934, S. 1.

der Zeitschrift einmahnte, um den Bestand von Bund und Zeitschrift zu sichern. Spezifische Bildungsmaßnahmen sollten verstärkt zur Hebung des Trachten- und Brauchtumsbewusstseins anregen, etwa wenn in der neu eingeführten Rubrik »Bücherschau« ausgewählte Literatur und Anweisungen zu Volkstanz, Volkslied oder Brauchtum beworben wurden.

Durch die immer drängendere Wirtschaftskrise trat in den Kreisen der Vereine eine umfassende Verschärfung ein. 1934 verzeichnete Österreich 545.000 Arbeitslose (25,5%)[32], der *Arbeiter-Trachtler* schrieb dazu: »Ist die allgemeine Weltlage schon schlecht, sind die Verhältnisse in unserem geliebten Oesterreich noch schlechter für die Arbeiter im wirtschaftlichen Sinne.«[33] Die Trachten- und Heimatvereine und ihre Mitglieder waren kaum mehr in der Lage das persönliche Überleben zu sichern und so blieb kaum Geld, um an den Vereinsabenden teilzunehmen, weil man sich etwa die Konsumation von Getränken in Gaststätten nicht mehr leisten wollte oder konnte, geschweige denn die Unterstützung anderer Vereine und Organisationen, vor allem in den Bundesländern. Auch der sich stetig verteuernde Musikschutz, der die Rechte und Einnahmen der Komponisten auf ihre Werke sichern sollte, führte zu Veränderungen und Einschränkungen im Vereinsleben. Er wurde von den ArbeitertrachtlerInnen als willkürliche »indirekte Steuerstrafe« für jenen Bevölkerungsteil aufgefasst, der »sich herausnimmt, in dieser trüben, trostlosen Zeit zeitweise fröhlich zu sein, um die Sorgen ein wenig zu vergessen«.[34] Manche Vereine, wie

32 Emmerich Tálos: Sozialpolitik im Austrofaschismus. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer (Hg.): Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933 – 1938. S. 222–235, hier S. 232.

33 N.N.: Betrachtungen. In: Der Arbeiter-Trachtler 3, 10, 1932, S. 1.

34 N.N.: Musikschutz. In: Der Arbeiter-Trachtler 4, 10, 1932, S. 1–4, hier S. 3. Entgegen der heutigen Annahme wurden die »Tantiemen« nicht für jeweils gespielte Einzelstücke eingehoben, die dem Komponisten oder Verleger zukommen sollten, sondern für ganze Veranstaltungen, weil wie der *Arbeiter-Trachtler* kritisch anmerkte »die Veranstalter meist anderes zur Erhaltung ihres Lebens treiben, als sich mit ›Musikkunde‹ zu befassen, deshalb auch nicht imstande sind anzugeben, ob sie geschützte oder ungeschützte Stücke gespielt haben«. Außerdem ging »der Musikschutz« davon aus, dass »alle Stücke von gedruckten Noten gespielt werden und dass diese nur bei den Verlegern zu haben sind«. S. dazu N.N.: Musikschutz! In: Der Arbeiter-Trachtler 3, 10, 1932, S. 2–3.

etwa »D'schneidigen Hauer« aus Wien informierten sich soweit, nur mehr »ungeschützte« Werke zu spielen. So mancher Purist der volkskundlichen Elite oder der jugendbewegten Avantgarde mag den Vereinen vorgeworfen haben, mit diesen komponierten Musikstücken, die dem Schlager oder volkstümlichen Lied nahestanden, authentisches, »echtes« und damit urheberloses Volksliedgut zu verdrängen. Die von den Arbeitertrachtlern getragene Heimatkultur scheint damit weniger ein Problem gehabt zu haben, was auch daraus ersichtlich ist, dass dezidiert die unterhaltungsorientierten »Praterunternehmen«, die sich durch spezielle Liedauswahl dem Musikschutz entzogen, als Vorbild genannt wurden.[35]

Annäherungen der Lager in der Krise

Obwohl Wien das Zentrum der österreichischen Heimatkultur war, scheinen die Kreise und Aktivitäten so weit überschaubar geblieben zu sein, dass zumindest die führenden Personen unweigerlich aufeinandertrafen. Die finanziellen Nöte, die die Wirtschaftskrise mit sich brachte, trafen alle kulturellen Bereiche hart, Geld und Subventionen waren nur schwer aufzutreiben. Deshalb galt es Kräfte und Aufmerksamkeit zu bündeln, wollte man der eigenen Bewegung Präsenz, Bedeutung und letztlich Zuwendungen sichern.

Im November 1928 tauchte erstmals die Österreichische Heimat-Gesellschaft in *Der Arbeiter-Trachtler* auf, wo Robert Mucnjak, bezeichnenderweise, in einer über zwei Seiten langen und auffällig platzierten Darstellung für Besuche im Museum für Volkskunde warb, die er speziell Trachten- und Heimatvereinen nahelegte.[36] Der Vorstand der Heimat-Gesellschaft lud sie ein, das Museum als »Mutterinstitut für österreichische Volkskunde«[37] anzuerkennen und zu unterstützen.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt – 1928 – beginnen sich die drei Gruppen (wissenschaftlich-forschende Volkskunde, erneuerungs- und anwendungsorientierte Volkskunde und Heimatpflege sowie Tra-

35 Vgl. N.N.: Musikschutz! In: Der Arbeiter-Trachtler 4, 10, 1932, S. 1–4.

36 Robert Mucnjak: Museum für Volkskunde. In: Der Arbeiter-Trachtler 11, 6, 1928, S. 5–7, hier S. 6.

37 Ebd.

ditionsvereine) angesichts der Krise und des eigenen Sendungs- und Missionsbewusstseins trotz (partei)politischer Unstimmigkeiten anzunähern und zusammenzuarbeiten. In den nächsten Jahren – so legen die Quellen nahe – scheint die Österreichische Heimat-Gesellschaft zum umtriebigen und wirkungsvollen Mittelpunkt der Wiener Heimatkultur geworden zu sein. Arthur Haberlandt charakterisierte die Heimat-Gesellschaft und ihre Mitglieder als eine Vereinigung, die zwar »keine große Anzahl«, dafür »aber durchaus künstlerisch begabte und selbst ausübende Menschen in kleinbürgerlichen Berufsständen«[38] umfasse. Diese Vereinigung stand über ihre Veranstaltungen, die erzeugte Stimmung und über ihre Wirkung in die Wiener Bevölkerung mit dem Museum für Volkskunde in Wechselwirkung und bot Anregungen und Vorbild für andere Vereine hinsichtlich der Gestaltung heimatkultureller Praktiken. Für die Mitglieder der Heimat-Gesellschaft und speziell für Robert Mucnjak stand neben dem Unterhaltungsaspekt der völkisch-erzieherische Gedanke im Vordergrund, der die Ö.H.G. in die Nähe anderer völkischer Vereine und Verbände setzte, die Volkstum und Heimat zusehends als Kampfbegriffe werteten und verwendeten.

Heimat in Gesellschaft: Robert Mucnjak und die Österreichische Heimat-Gesellschaft

Im September 1929, knapp ein Jahr nach Gründung der Österreichischen Heimat-Gesellschaft[39], erschien die erste Nummer von *Heimatland. Monatsschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich,* vorerst nur für vier Hefte in zwei Jahrgängen (von September 1929 bis Jänner/Februar 1930). Als Herausgeber fungierte die Heimat-Gesellschaft, die sich als Verein der »Pflege heimatlicher Trachten, Sitten und

38 Arthur Haberlandt am Institut International de Cooperation Intellektuelle, 10.11.1931, Österreichisches Museum für Volkskunde (ÖMV), Archiv, Ktn. 17/1931, Mappe C.I.A.P.

39 N.N.: Zum Geleite! In: Heimatland. Monatsschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich 1, 1, 1929, S. 1–2, hier S. 1. Gertraud Liesenfeld hat im nunmehr endlich erschienen Band »Volkskunde in Österreich« in ihrem Beitrag auch die Österreichische Heimat-Gesellschaft behandelt. Sie verbindet die Intentionen und Aktivitäten der Heimat-Gesellschaft mit anderen volksbildnerischen oder

Bräuche«[40] widmete. Die Adresse im Impressum lautete Wien, VII., Burggasse 19, und ist mit der Wohnadresse von Robert Mucnjak, Restaurator am Museum für Volkskunde in Wien identisch.[41] Mucnjak war bis 1938 Vorstand der Ö.H.G. und von 1929 bis 1930 und wieder ab April 1938 verantwortlicher Schriftleiter und wichtiger Beiträger von *Heimatland*. Er wird an dieser Stelle besonders erwähnt, weil er zwischen den unterschiedlichen Ausrichtungen der Heimatkultur anzusiedeln ist und sich als Vermittler anbot. Durch seine engen Beziehungen zum Museum und dem anwendungsorientierten volkskundlichen und heimatpflegerischen Feld und sein persönliches und organisatorisches Engagement bei Veranstaltungen des eigenen aber auch anderer, politisch und ideologisch recht unterschiedlicher Vereine, wurde er zu einer Zentralfigur der Wiener Heimatkultur. Seine Person, seine Beziehung zu Museum und Volkskunde sind ebenso ein Schlüssel zum Verständnis der Handlungs- und Deutungslogiken der Heimatkultur in Wien wie die Ideologie und die Praktiken der Heimat-Gesellschaft und das dort gepflegte Vereinsleben.

Der am 22. November 1901 in Wien geborene Robert Mucnjak wurde von Leopold Schmidt retrospektiv als der »vielleicht beste Kenner des Museums, aber auch der böse Geist Arthur Haberlandts«[42] beschrieben. Mucnjak stand in vielerlei Hinsicht mit dem Museum in der Laudongasse und der Volkskunde in Beziehung; Herbert Nikitsch sieht in Mucnjak und Haberlandt ein »eingespieltes und durchaus von gegenseitiger Sympathie getragenes Team«[43]. Beider Väter, sowohl Franz Mucnjak als auch Michael Haberlandt, hatten für das Museum

volkskulturellen Bestrebungen in Österreich und zeichnet das Anwendungspostulat der Volkskunde historisch bis in die 1990er Jahre nach. Gertraud Liesenfeld: Zwischendrin. Heimatpflege im Spannungsfeld von Volkskunde und Volkskultur. In: Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart, Dorothea Jo. Peter: Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Innsbruck 2011, S. 529–550, hier S. 540 f (ebook: http://vio.volkskunde.org).

40 Heimatland. Monatsschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich 1, 1, 1929.

41 Vgl. Herbert Nikitsch: Auf der Bühne früher Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945), Wien 2006, S. 217. Dr. Herbert Nikitsch sei an dieser Stelle für seine zahlreichen Hinweise und für Hilfe gedankt.

42 Vgl. Leopold Schmidt: Curriculum Vitae. Wien 1982, S. 22.

43 Nikitsch 2006 (wie Anm. 41), S. 227.

und seine Interessen zusammengearbeitet.[44] Auch war Robert Mucnjak seit 1924 mit Leopoldine Nepras verheiratet, deren Bruder Ludwig seit 1925 als Aufseher im Museum arbeitete.[45] Der Mucnjak-Clan gestaltete also in der Zwischenkriegszeit parallel zur Familie Haberlandt das Geschehen am Museum und in volkskundlich interessierten Kreisen aktiv mit, mit dem Unterschied, dass die Tätigkeiten der Direktorenfamilie besser dokumentiert sind.[46]

Schon früh kam der »Volksdeutsche«[47] Robert Mucnjak mit völkischen Vereinigungen in Berührung, engagierte er sich doch jahrelang als Führer und Mitarbeiter einer Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins[48] und gehörte 1918–19 zuerst dem Volkswehrbataillon Wien – also einem bewaffneten Verband – und später dem Bataillon Klagenfurt an, »welches bei den Kärntner Abwehrkämpfen eingesetzt war«[49]. Der gelernte Drogist Mucnjak arbeitete bis 1923 als Hilfspräparator am Naturhistorischen Museum und wurde erst nach seiner dortigen Entlassung am Museum für Volkskunde aufgenommen, wo er ab 1925 eine Stelle als vollbeschäftigter Restaurator erhielt. Früh nahm er seine volkskulturellen und heimatschützerischen Tätigkeiten auf, die speziell vom Museum unterstützt und genutzt wurden und die die kulturpolitisch Verantwortlichen sowohl der Ersten Republik wie des Austrofaschismus oder Nationalsozialismus zu schätzen wussten.[50]

44 Ebd.

45 Fragebogen der Alliierten Kommission, 15. 5.1946, ÖMV, Archiv, Personalakten, Mappe Ludwig Nepras.

46 Herbert Nikitsch geht in seinem Buch über den Verein für Volkskunde auf die Heimat-Gesellschaft und Robert Mucnjak ein. Eingearbeitet ist ein Interview, das er mit dessen Sohn führen konnte. Auch Fotografien aus dem Privatbestand der Familie Mucnjak sind abgedruckt. Nikitsch 2006 (wie Anm. 41).

47 Personal-Fragebogen Robert Mucnjak der Nationalsozialistischen Arbeiter-Partei, Wien, 24.5.1938, Bundesarchiv Berlin (BAB), PK: Robert Mucnjak (MF I 150). Mit Dank an Dr. Christiane Rothländer.

48 Schreiben zur Anerkennung der NS-Mitgliedschaft, Wien, 22.7.1938, BAB, PK: Robert Mucnjak (MF I 150).

49 Robert Mucnjak, Lebensbeschreibung, Wien, 4.10.1946, ÖMV, Archiv, Personalakt Robert Mucnjak.

50 Mucnjak war offiziell Mitglied der Vaterländischen Front 1934 bis 1938 und der NSDAP nach 1938. Genauere Forschungen zur ambivalenten, jedoch österreichtypischen Person Robert Mucnjak stehen noch aus. Quellen und Literatur deuten darauf hin, dass Mucnjak mit der Ö.H.G. und der Volkskultur-Konjunktur sich an jedes Regime weitgehend anpassen konnte, eine politische oder ideologisch eindeutige Zuordnung kann an dieser Stelle nicht erfolgen.

Die von ihm federführend gegründete Österreichische Heimat-Gesellschaft vereinigte unterschiedliche Intentionen. Sie war zum einen ein Geselligkeitsverein, der seine Mitglieder mit Heim(at)-Abenden unterhielt, zum anderen spielte und tanzte man auch auf Veranstaltungen ähnlicher Vereine auf. Mit Mucnjak hatte die Ö.H.G. einen arbeitswilligen und sendungsbewussten Organisator und Vorstand, der seinen Verein von Anfang an als ersten unter gleichen der Trachten- und Traditionsvereine in Wien und Österreich begriff. Er verstand die Heimat-Gesellschaft durch die große inhaltliche wie personelle Nähe zum »Haus des deutschen Volkstums«[51], also dem Museum für Volkskunde, selbst als maßgebliche Instanz in Sachen Volkskunde und Volkskultur zu positionieren. Die noch nicht universitär verankerte Volkskunde konnte mit Mucnjak und der Heimat-Gesellschaft auf eifrige Mitstreiter zählen, die sich zeitintensiv und publikumswirksam für die Volkskunde, für Heimat und Volkstum einsetzten. Bemerkenswert ist Mucnjaks Darstellung in einem Brief 1938, in welchem er seine bisherige NSDAP-Mitgliedschaft bestätigt haben wollte. Abgesehen von der Funktion des Briefes, der den neuen Machthabern seine völkischen Verdienste in der »Systemzeit« (also im austrofaschistischen Ständestaat) anpries, erklärte er seine volkspädagogischen Beweggründe zur Gründung der Heimat-Gesellschaft. Er hätte sich mit ausgewählten Mitstreitern um die »arg vernachlässigte« »Kulturarbeit der Ostmark« kümmern wollen und versucht »sich von Wien aus für die deutsche Volkstumspflege einzusetzen […], um den Kitsch, der das Bauerntum zu überschwemmen droht, einzudämmen.«[52]

Strategische Allianzen im Namen der Heimat

Die Heimat-Gesellschaft und ihr Organ *Heimatland* sahen ihre Bestimmung darin, den »kostbaren, gemütstiefen, herzinnigen Geist der Vergangenheit weiter[zu]pflegen«, um den nationalen und völkischen Aufgaben der späten 1920er Jahre gewachsen zu sein, die, wie

51 Orthografische Besonderheiten wurden nicht ausgebessert. Schreiben zur Anerkennung der NS-Mitgliedschaft, Wien, 22.7.1938, BAB, PK: Robert Mucnjak (MF I 150).

52 Ebd.

sie es ausdrückten – »die Wiedergeburt überlieferter seelischer Werte [braucht], um erst so recht den technischen Fortschritt zu vervollkommnen.«[53]

Der Bericht über die erste Hauptversammlung vom 23. April 1929 gibt Aufschluss über die Funktionäre und die Arbeitsweise der Heimat-Gesellschaft, die die enge Verflechtung mit dem Museum für Volkskunde, dem Verein für Volkskunde und anderen volksbildnerischen und heimatpflegerischen Funktionären und Vordenkern offenbart, mit denen die Vorrangstellung der Heimat-Gesellschaft untermauert wurde. Manche Namen lassen aufhorchen, etwa wenn neben dem Vorstand Robert Mucnjak, dem Schriftführer Fritz Wurdack und dem Säckelwart Franz Mucnjak als Beiräte die wissenschaftliche Mitarbeiterin und Bibliothekarin des Museums für Volkskunde, Adelgard Perkmann[54] und der Wiener Volkstanzlehrer und -forscher Otto Hief genannt werden. Auch in den Reihen der korrespondierenden Mitglieder finden sich in volkskundlichen und volksbildnerischen Kreisen bekannte Personen wie Arthur Haberlandt, Raimund Zoder, Georg Kotek und Karl Magnus Klier als die wichtigsten Vertreter der Volkslied- und Volkstanzbewegung in Wien, der Kärntner Volkskundler Oswin Moro oder der Direktor des bäuerlichen Volksbildungsheimes in Hubertendorf, Leopold Teufelsbauer.

53 Ebd.

54 Adelgard Perkmann (1897–1946) ist eine weitere der vielen ambivalenten, heute schwer einordenbaren Personen am und um das Museum für Volkskunde. Sie wurde in Wien in der Jugendbewegung sozialisiert, studierte Klassische Philologie und war ab 1924 am Museum tätig. Ab 1927 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum für Führungen, Vorträge und Kurse zuständig und organisierte und kuratierte Ausstellungen etwa in der Wiener Urania. Außerdem war sie Gründungsmitglied der ab 1932 tätigen Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien. Sie war NSDAP-Mitglied bevor sie 1934 zum Katholizismus übertrat und mit austrofaschistischen Zirkeln kooperierte. Neben schwelenden Kompetenzstreitigkeiten trug diese neue ideologische Ausrichtung zu Unstimmigkeiten mit Direktor Haberlandt, Robert Mucnjak und den »völkischen« Vertretern der Volkskunde bei. 1938 wurde sie vom Dienst am Museum suspendiert, 1939 in den Ruhestand versetzt. Vor ihrer bereits bewilligten Rehabilitierung 1946 verstarb Perkmann. Vgl. ÖMV, Archiv, Personalakten, Mappe Adelgard Perkmann. Zu Perkmann s. auch Herbert Nikitsch: Adelgard Perkmann - eine fachgeschichtliche Notiz. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 102/53, 1999, S. 359–369.

Auch stand die Ö.H.G. in intensivem Austausch mit vielen volkskulturell ausgerichteten Gruppen, Bünden und Organisationen in Wien und den Bundesländern. Die Bandbreite reichte von den etablierten Volkstanz- und Volksliedvereinigungen bis zu den konservativen oder völkisch-nationalen Bünden wie Turnerbund oder dem Deutschen Schulverein Südmark und eben den Arbeitertrachten- und Geselligkeitsvereinen. Berichte in *Heimatland* geben Aufschluss über das heimatkulturelle Netzwerk der Ö.H.G., beispielsweise bei einem »Kränzchen« 1930, bei dem die »Bauernkapelle« der Heimat-Gesellschaft spielte: »An Vertretungen waren erschienen: Landsmannschaft der Oberösterreicher und Salzburger, Siebenbürger Sachsen, Männer Turnverein Hernals, Alp. Ges. ›D' Wildenauer‹, Fachgruppe für Natur- und Heimatkunde im Ö.G.V., Fichtegemeinschaft, Niederösterr. Volkstanzfreunde, Wanderfreunde sowie Teilnehmer des Tanzkurses von R. Zoder.«[55]

Die Zusammenführung der heimatkulturellen Energien mit dem Zentrum Heimat-Gesellschaft ist Ausdruck des Bedürfnisses die gemeinsamen Bestrebungen zu bündeln und gleichzeitig an ein breites Publikum weiterzugeben, das entsprechend der sozialen oder ideologischen Herkunft und Ausrichtung bedient wurde. Neben den oftmals erwähnten bildungs- und großbürgerlichen ProponentInnen (Professoren- und Lehrerschaft, Priester, Unternehmer, Ärzte etc.), die die noch in Suchbewegungen begriffene Volkskunde als ihr Arbeits- oder Freizeitbetätigungsfeld erkoren hatten, wurden über die Heimat-Gesellschaft und die Traditionsvereine auch andere Bevölkerungsgruppen miteinbezogen. Sie, die sich Volkslied- und Volkstanz hingebungsvoll widmeten, bereiteten in besonderer Weise das volkskundliche Feld für die angestrebten akademischen Weihen auf und sorgten für Aufmerksamkeit jenseits der Museums- und Universitätsmauern. Im Gegenzug eignete sich die Heimatkultur die ›wissenschaftlichen‹, meist praktisch umsetzbaren Erkenntnisse der Volkskunde an und nahm die Brauchtums- und Festgestaltungsanweisungen der volkskundlichen, jugendbewegten Avantgarde gerne auf, die das eigene Tun zum nationalen Anliegen und zur Grundlage im Volkstumskampf adelten. Heimat-Gesellschaft und Traditionsvereine trugen massiv dazu bei, Volks- und Heimatkultur in der Großstadt Wien zu etablieren und zu präsen-

55 N.N.: Mitteilungen. In: Heimatland 5/6, 2, 1930, S. 6.

tieren. Ihre Veranstaltungen können dabei als speziell großstädtische Kultur gesehen werden, die den bürgerlich sakralisierten Kunst- und Bildungsanspruch mit populären, atmosphärisch verdichteten Unterhaltungselementen verband und durch volkstümlich-anheimelnde bis völkisch-nationale Postulate ergänzte.

Vereinsleben

Die erste Nummer der Zeitschrift *Heimatland* gewährt konkrete Einblicke ins Vereinsleben der Österreichischen Heimat-Gesellschaft: Als Vereinslokal wurde die »Restauration Georg Matzinger« in der Karolinengasse im 4. Wiener Gemeindebezirk angegeben. Eine Anzeige auf der Rückseite beschrieb die Vorteile dieses Lokals mit »Zivile Preise! – Aufmerksame Bedienung!«.[56] Für vier Schilling jährlich versprach die Heimat-Gesellschaft ihren Mitgliedern Information und Bildung, praktische Anweisungen in Trachten- und Brauchtumsfragen sowie Unterhaltung und sozialen Austausch. Neben der Zeitschrift *Heimatland* waren in die Mitgliedschaft Volkstanzkurse und »heimatliche Veranstaltungen« wie Vorträge, Exkursionen oder Wanderungen sowie die »Beantwortung einschlägiger Fragen« inkludiert.[57] Die Österreichische Heimat-Gesellschaft gründete ihre eigene Spielmusik und einen Volkstanzkreis, mit denen sie zahlreiche volkskulturelle Veranstaltungen in Wien unterstützten und in großen Veranstaltungslokalen und Restaurationen für Unterhaltung sorgten, etwa in Weigls Dreherpark in Hietzing (13. Bezirk) oder beim Stalehner in Hernals (17. Bezirk). 1930 berichtete die Ö.H.G. über erste Erfolge ihres Engagements: »Unsere Volksspielmusik in der Stärke bis zu acht Mann hat sich zu einer Musikgruppe der Heimat-Gesellschaft gebildet und wird von nun an bei jeder Veranstaltung des Vereines mitwirken und wir hoffen auch in allernächster Zeit unsere Musiker mit Originaltrachten versehen zu können. Damit wären wir wieder um einen Schritt weitergekommen. Bedeutet doch eine eigene Musikgruppe für unsere Werbearbeit, insbesondere bei Fahrten, Umzügen, Festen u.s.w.,

56 Heimatland. Monatsschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich 1, 1, 1929, S. 8.

57 Ebd.

eine große Hilfe.«[58] Diese Volksspielmusik, dies wurde angemerkt, sei durchaus zur Mitwirkung bei anderen Vereinen gerne bereit. Wer hierfür Interesse zeige, sollte sich an die Geschäftsstelle in der Burggasse (wiederum Mucnjaks Privatadresse) wenden.[59]

Als Beispiel für einen der zahllosen veranstalteten »Heimat-Abende« sei jener vom 26. Oktober 1929 angeführt, der im Vereinslokal Matzinger stattfand. Dabei spielte die »Bauern-Musik« der Heimat-Gesellschaft »alte Volks- und Tanzweisen«, die »Vorführung heimatlicher Tänze« und von Holzknechtspielen sollten der Unterhaltung ebenso dienen wie »heitere Vorträge«.[60] Die Mitglieder wurden aufgefordert in Tracht zu erscheinen, die Gäste wurden auch in Straßenkleidung eingelassen.[61]

Die Heimat-Gesellschaft organisierte zahlreiche stimmungsvolle Veranstaltungen und Vorführungen am Museum, wie etwa die weihnachtlichen Krippenspiele oder die Volkstanz- und Volksmusikaufführungen im Garten des Museums. Dem Bildungsauftrag, den die Ö.H.G. in Kombination mit dem Museum für Volkskunde und den sich dort treffenden volkskundlichen WissenschafterInnen[62] verfolgte, kam man durch Vorträge nach. Diese wurden von volkskundlich Berufenen, wie dem Museumsdirektor oder vielen Lehrern, die sich auch in der Volksbildung engagierten, gehalten und oft noch von anschaulichen Vorführungen der Mitglieder der Heimat-Gesellschaft begleitet. Am 27. März 1931 wirkte etwa die Volksspielmusik der Ö.H.G. bei einem Lichtbildervortrag des »Fachschriftstellers« Josef Leopold Merz zu »Aussee, Land und Leute« im Margaretener Volksbildungshaus mit, unter den DarstellerInnen war neben Robert Mucnjak auch seine Frau Leopoldine. Die Ankündigung zur Veranstaltung versprach trotz der offensichtlichen Inszenierung Unmittelbarkeit und authentisches Erleben: »Beim Klange der steirischen Volksmusik, sowie der Weisen der Ausseer Seitenpfeifer werden wir uns auf die Almen des Toten

58 N.N.: Mitteilungen. In: Heimatland 5/6, 2, 1930, S. 6 f.
59 Ebd.
60 Heimatland 1, 1, 1929, S. 6.
61 Ebd.
62 Beispielhaft seien hier Frauen wie Lily Weiser-Aal oder Elli (Zenker-)Starzacher genannt.

Gebirges, auf den Tanzboden und in das originelle Ausseer Faschingstreiben versetzt fühlen.«[63]

Großstadt-Formate

Die Wiener Heimatkultur war zu Beginn der 1930er Jahre fester Bestandteil der urbanen Freizeit- und Festkultur. Die AkteurInnen der unterschiedlichen Richtungen entwickelten gemeinsam Veranstaltungsformate, die der Großstadt angepasst waren und die Aufmerksamkeit und das Publikum auf die heimatkulturellen Aktivitäten lenkte, wobei der Beitrag der proletarischen und kleinbürgerlichen Gruppen besonders hervorzuheben ist. So wurden beispielsweise am 19. Juli 1931 der Wanderpreis-Wettbewerb und das Gaufest des Wiener Bundes der Arbeitertrachtenvereine veranstaltet, das mit einem (stummen, weil gegen den »unberechtigten« Musikschutz protestierenden) Festzug vom 17. (Hernals) in den 16. Bezirk (Ottakring) begann. Im Arbeiterheim wurde der Tanzwettbewerb eröffnet, bei dem die »Herrn Hofrichter, Mucnjak und Hief«[64] als Preisrichter fungierten. Um fünf Uhr nachmittags begann das »eigentliche Fest«, bei welchem »[a]ußer den Trachtlergenossen [...] noch viele Freunde der Vereine erschienen, so dass der Abend einen sehr schönen Verlauf nahm.«[65]

Am 25. Juni 1932 wagte man sich vor großes Publikum: Die Arbeitertrachtenvereine des Gaues Wien veranstalteten ein »Schautanzen«[66] am Rathausplatz. Bei den Tanzvorführungen waren neben dem sozialdemokratischen »Genossen Nationalrat Sever« auch die »Herren Tanzforscher, Direktor Zoder und Herr Otto Hief«[67] anwesend. Laut Bericht konnten 15.000 Zuschauer die Mitglieder des Bundesvereines »D'gmüatlichen Bauern« aus Wien beobachten, »die aus eigenen Mitteln eine vollständige Konzertkapelle beigestellt hatten, welche in den

63 Ankündigung Lichtbildervortrag Volksbildungshaus Margareten, 27.3.1931, ÖMV, Archiv, Ktn. 17/1931, Mappe Korrespondenz Institutionen/Vereine.

64 K.W.: Wanderpreis-Wettbewerb und Gaufest am 19. Juli 1931 in Wien. In: Der Arbeiter-Trachtler 8, 9, 1931, S. 1–2, hier S. 1.

65 Ebd., S. 2.

66 N.N.: Das Schautanzen am Rathausplatz in Wien am 25. Juni 1932 in Wien. In: Der Arbeiter-Trachtler 8, 10, 1932, S. 1–2, hier S. 1.

67 Ebd.

Pausen zwischen den Tänzen durch ihr gutes Spiel ländlicher Weisen Langeweile nicht aufkommen ließen.«[68]

Im Jänner 1933 stellte der Bundestanzmeister Kitzmüller fest, dass sich beim Volkstanz und den ihn pflegenden Vereinen trotz Krise, »ein besonderer Aufschwung in der Stadt«[69] erkennen lasse. Diese großen Veranstaltungen, wie auch die öffentliche Aufführung des »Treffner Landlers« auf der »Hohen Wart«, an der 64 Paare teilnahmen, hätten Einfluss auf die Wahrnehmung Österreichs im Ausland bzw. auf den Fremdenverkehr, denn, so der Bundestanzmeister, »[w]o in aller Welt unser schönes Land bewundert wird, wird nach kurzer Begrüßung sicher der Wunsch geäußert, etwas zu jodeln oder einen Volkstanz zum Besten zu geben.«[70] Schautänze und öffentliche Präsentationen von Volkskultur in Tracht wurden auch von den VertreterInnen als ein »großes propagandistisches Moment«[71] erkannt, das nach innen und außen mobilisierte und Aufmerksamkeit erregte.

1933 war der Punkt erreicht, an dem beinahe alle, die die Heimatkultur in Wien vertraten, an die absoluten Grenzen ihrer finanziellen Belastbarkeit gekommen waren. Allgemein klagte Arthur Haberlandt in *Der Arbeiter-Trachtler*: »Einschränkung der öffentlichen Mittel, das Publikumsinteresse den Tagesereignissen zugewendet – man kennt das Lied. Wie soll unser Volk genesen? Wie weiterkommen?«[72]

Haberlandts Ausweg lautete wenig überraschend, dass die Besinnung des Volkes »auf sich selbst« wieder zu Gemeinschaft und letztlich Heilung führen würde. Angeleitet und inspiriert sollte das Volk, also vor allem auch die Trachten- und Traditionsvereine, durch einen Besuch im Museum werden bzw. durch die Teilnahme an einer volkskundlich-heimatlichen Veranstaltung, die für Samstag, den 23. September 1933, ab vier Uhr geplant war. Die Veranstaltung stellte eine gemeinsame Anstrengung aller volkskundlich orientierten Gruppen und Vereinigungen Wiens, auf sich aufmerksam zu machen, dar. So hatten lands-

68 Ebd.

69 H. Kitzmüller: Der Volkstanz. In: Der Arbeiter-Trachtler 1, 11, 1933, S. 1–2, hier, S. 1.

70 Ebd.

71 Stutzerl: Die Tracht wird Volkskleid. In: Der Arbeiter-Trachtler 7, 11, 1933, S. 1–2, hier S. 1.

72 A. Haberlandt: Besuchet das Museum für Volkskunde!« In: Der Arbeiter-Trachtler 7, 11, 1933, S. 4–5, hier S. 5.

mannschaftliche Vereine ihre Mitwirkung in Tracht bereits zugesagt.[73] Als Eintritt wurden zwei Schilling veranschlagt, TrachtenträgerInnen bezahlten die Hälfte. Der Jahresbericht des Museums und Vereines für Volkskunde erwähnte diesen »Heimgarten« und dankte der Landsmannschaft der Oberösterreicher und der Landsmannschaft der Iglauer in Wien, der Österreichischen Heimat-Gesellschaft, dem Verband der Arbeitertrachtenvereine, der Wiener Fichtegemeinschaft und anderen Trachtengruppen.[74] Die Teilnahme der Arbeitertrachtenvereine an der Veranstaltung wurde innerhalb des Bundes als Erfolg gewertet, hätten doch die Vereine, »die alle in Festtracht erschienen waren, […] bei kleinem, doch auserlesenem Publikum höchste Bewunderung«[75] erregt. Sehr angetan zeigte sich der Gauobmann der Arbeitertrachtler Franz Cečka von der Darbietung am Museum: »Hervorzuheben wäre die von Herrn R. Mucnjak gestellte Trachtengruppe, welche die Ausseer Tracht von der ältesten bis zur jüngsten Zeit präsentierte. Auch originale Bauernmusik auf uralten Musikinstrumenten wurde geboten, so daß man sich wirklich in längst vergangene Zeit versetzt fühlte.«[76] Diese Kontaktnahme mit dem Museum weckte das Interesse der ArbeitertrachtlerInnen sosehr, dass Cečka für den 10. Jänner 1934 eine Exkursion ins Museum plante[77]. Arthur Haberlandt hielt dabei einen Vortrag zur Tracht, die »am ›lebenden Objekt‹ gezeigt« wurde. Das Urteil der Arbeitertrachtler fiel eindeutig aus: »Bestimmt hat man selten Gelegenheit, in so einwandfreier, fachkundiger Weise Wissenswertes über das uns interessierende Gebiet zu erfahren.«[78] Weiters führte Cečka ein Versprechen Arthur Haberlandts an die Arbeiter-

73 N.N. Gartenfest im Museum für Volkskunde. In: Der Arbeiter-Trachtler 9, 11, 1933, S. 7.

74 Vgl. M. Haberlandt: Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1933. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 34, 1934, S. 33– 40, hier S. 34.

75 Franz Cečka: »Heimgarten« im Museum für Volkskunde. In: Der Arbeiter-Trachtler 1, 12, 1934, S. 5–6, hier S. 5.

76 Ebd. S. 6.

77 Eine Anfrage zur Terminvereinbarung an Robert Mucnjak (!) liegt in den Direktionsakten des Museums vor. Franz Cečka an Robert Mucnjak wegen Exkursion ins Museum, 13.12.1933, ÖMV, Archiv, Ktn. 19/1933, Mappe Führungen, Besucher, Werbung.

78 St.: Gaunachrichten. Gau Wien. Exkursion ins Volkskunde-Museum. In: Der Arbeiter-Trachtler 2, 12, 1934, S. 4–5, hier S. 4.

trachtlerInnen an, ihnen zukünftig »in allem an die Hand zu gehen«[79] und bemerkte bedeutungsvoll, dass dies »ein wertvolles Versprechen, von dem wir ja bald Gebrauch machen dürften«[80] sei.

1934: Zusammen-Schluss

Nach der Selbstausschaltung des österreichischen Parlaments im März 1933 und dem Ende der Ersten Republik, nach den Februarkämpfen von 1934 und dem Verbot der Sozialdemokratie und der NSDAP bzw. mit der neuen Verfassung vom Mai 1934 wurden die Karten auch im heimatkulturellen Feld neu gemischt. Dieses wurde von den klerikal-faschistischen neuen Machthabern als ihnen nützliches Propagandamittel erkannt und sollte führend in die autoritäre Freizeitorganisation eingebaut werden. Der nun erfolgende Aufschwung der Heimatkultur zeitigte unmittelbare Folgen für die Arbeiter-Trachtenvereine, die 1934 in enorme finanzielle wie politische Bedrängnis geraten waren und tatsächlich die Hilfe von Museum und Österreichischer Heimat-Gesellschaft benötigten. Die ideologischen und kulturpolitischen Neustrukturierungsprozesse des Ständestaates waren in Bezug auf die Arbeiter- und Trachtenvereine besonders bemerkenswert, weil gerade hier viele Personen aus dem seit Jahren aufgebauten und bewährten Umfeld des Museums für Volkskunde und der Wiener Volksbildung beteiligt waren.

Zuvorderst der Wiener Volksbildungsreferent Karl Lugmayer, der seit 1932 Ausschussrat des Vereines für Volkskunde in Wien[81] und oftmals gesehener Gast am Museum war. Dieser hatte sich seit seinem Studium im Reichsbund der katholisch deutschen Jugend Österreichs engagiert und galt als »programmatischer Denker der christlichen Arbeiterbewegung«[82] der 1920er und 1930er Jahre. Richard Schmitz, der nach der Beseitigung seines sozialdemokratischen Vorgängers 1934

79 Ebd., S. 5.

80 Ebd.

81 Vgl. Nikitsch 2006 (wie Anm. 41), S. 413.

82 Herbert Pribyl: Karl Lugmayer als Politiker und Programmatiker. In: Erwin Bader (Hg.): Karl Lugmayer und sein Werk. Seine politisch-soziale Bedeutung und Aktualität (=Austria: Forschung und Wissenschaft Philosophie, 4), S. 29–58, hier S. 35.

Bürgermeister von Wien wurde, übertrug ihm Aufgaben zur Neugestaltung des kulturellen Lebens der Hauptstadt, welchem Lugmayer in den Bereichen Volksbildung und Volkskunst einen »Freiheitsraum« sichern wollte, »der nicht der Tagespolitik unterliegt«.[83] Die kulturellen Einrichtungen, die im Zusammenhang mit der aufgelösten sozialdemokratischen Partei standen, sollten »erhalten und allgemein nutzbar gemacht werden«.[84] In Zusammenarbeit mit den jeweiligen VertreterInnen gelang Lugmayer eine Überführung der bisherigen Strukturen in das neue Regime, in welchem die bis dahin ausgebauten und bewährten Netzwerke berücksichtigt wurden.

Ende April 1934 wurde die Umbildung der Österreichischen Heimatgesellschaft auf behördlichem Weg eingeleitet, indem die »Oesterreichische Heimat-Gesellschaft« sich über eine neue Satzung Name und Funktion eines »Hauptverbandes der heimatlichen Volkstums-, Volksbrauch- und Trachtenpflegenden Vereine«[85] gab und bei der Generaldirektion für öffentliche Sicherheit einreichte. In der neuen Satzung wurden Zweck und Aufgaben[86] festgelegt und vor allem die Verwaltung des neuen Hauptverbandes bestimmt, die eine Hauptleitung mit geschäftsführendem Vorstand, Kreisleiter und Ortsgruppen und deren Leiter, eine Hauptversammlung und ein Schiedsgericht vorsah.[87] Die Überleitung aller Arbeitertrachtenvereine in den Hauptverband oblag Lugmayer als Treuhänder[88]. Mit der Stattgabe der Umbildung vom 23. Mai 1934 war die bisherige Österreichische Heimat-Gesellschaft nun (etwas verwirrenderweise) Dachorganisation aller Arbeitertrachtenver-

83 Ebd.

84 Ebd.

85 Österreichische Heimatgesellschaft. Auszug aus dem Protokoll der Jahres-Hauptversammlung vom 23.IV.1934, Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), M.Abt. 119; 3868/28.

86 Österreichische Heimatgesellschaft, Satzungen der »Oesterreichischen Heimat-Gesellschaft«, S. 1–8, WStLA, M.Abt. 119; 3868/28. Als Aufgaben und Zweck wurden beispielsweise »Erforschung aller Aeusserungen des heimatlichen Volkslebens, Weckung des Verständnis [sic] für deutsche Volksart, sowie Erhaltung und Wiederbelebung österreichischer Landestrachten, Sitten und Bräuche, Volkslied-, musik-, tanz-, und spiel [sic]« sowie der »Zusammenschluss aller Volkstums pflegender [sic] Vereine und Gründung von Ortsgruppen!« angeführt. Ebd., S. 1.

87 Vgl. ebd. S. 3.

88 Vgl. Protokoll der Jahres-Hauptversammlung (wie Anm. 85).

eine und heimatkulturell wirkender Zweigverein gleichzeitig. Mucnjak hatte damit offiziell die Leitung der Dachorganisation über und konnte gleichzeitig im Verein die bisherigen Tätigkeiten fortführen.

Diese Übernahme der Arbeitertrachtenvereine durch die Österreichische Heimatgesellschaft war nicht allein ein von oben bzw. von den kulturpolitischen und volksbildnerisch-volkskundlichen Eliten verordneter Prozess, sondern auch Folge der existenzbedrohenden Entwicklungen in den Arbeitertrachtenvereinen. In der ersten Folge des 1934 wiedererscheinenden *Heimatland* veröffentlichte der neue Schriftführer, der Völkerkundler Walter Hirschberg[89], einen Bericht des letzten Bundessekretärs und Schriftführers Karl Mayer »an die Trachtenkollegen«.[90] Dieser Artikel macht uns heute Akteure und Verlauf der »Übernahme« transparent: »Nach Auflösung des ›Bundes der Arb.-Alp.-Geb.-Trachten- und Volkstänzer-Vereine Oesterreichs‹ wurde eine Leitungssitzung in Wien einberufen, an welcher die Herren Karl Mayer, Kitzmüller und Ritzinger teilnahmen. Der Beschluß, sich an die ›Vaterländische Front‹ anzuschließen, wurde nach längeren Verhandlungen mit dieser wieder aufgegeben. Mit Hilfe des Herrn Meierschitz wurde eine neuerliche Entschließung nebst Gutachten der Herren Univ.-Professoren A. Haberlandt und Geramb und des Herrn Direktors R. Zoder an Herrn Bürgermeister Schmitz weitergeleitet. Eine darauf folgende Aussprache der früheren Obmänner im Wiener Stadtschulrat unter dem Vorsitz des Volksbildungsreferenten Prof. Dr. Karl Lugmayer und eine weitere darauf folgende Obmänneraussprache ergaben den allgemeinen Beschluß, sich an die Oesterreichische Heimatgesellschaft anzuschließen, über deren Ziele Herr Robert Mucnjak, der Obmann dieser Gesellschaft, die nötige Auskunft gegeben hatte.«[91]

Die Stimme der proletarischen Trachtenbewegung war in der Folge nur mehr in den Vereinsnachrichten in *Heimatland* wahrzunehmen. Die programmatischen Artikel wurden hier jedoch von den alten und

89 Walter Hirschberg war in den 1970er Jahren auch Vorstand des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien.

90 N.N.: Zur Überleitung. In: Heimatland 6, 3, 1934, S. 8. Die Monatshefte von *Heimatland* werden nun nicht mehr als Nummern sondern als Folgen bezeichnet.

91 Ebd. Karl Mayer, Viktor Ritzinger und Heinrich Kitzmüller waren Vertreter der letzten Bundesführung der Arbeitertrachtenvereine, Franz Meierschitz war der 2. Obmann des Gaues Wien. Vgl. Bundesnachrichten und Gaunachrichten. In: Der Arbeiter-Trachtler 1, 12, 1934, S. 4–5, hier S. 4.

neu aufstrebenden Eliten der Volkskunde, Heimatpflege und Volksbildung übernommen. Mit der Übernahme der Arbeitertrachtenvereine in die Ö.H.G. sind für uns heute auch nur mehr jene Darstellungen der Geschehnisse nachvollziehbar, die im faschistischen Ständestaat opportun waren. Im Jahresbericht des Vereines für Volkskunde in Wien von 1935 berichtet der Vereinspräsident Michael Haberlandt über die Zusammenführung der Arbeitertrachtenvereine unter der Führung der Ö.H.G und die damit erzielten Erfolge und zukünftigen Pläne zum Ausbau der heimatkulturellen Infrastruktur am Museum: Die Heimatgesellschaft habe »mit allen ihr nunmehr angeschlossenen Körperschaften und Vereinen für Volkstrachten- und Volkstanz dem Museum einen Interessentenkreis von nahezu 3000 für unsere Sache warmherzig eingenommene Personen zugebracht […]. Die Einrichtung einer Begutachtungs- und Beratungsstelle, sowie eine Heimstätte für Vortragsabende, gemeinsame Besprechungen und allgemeine Volkstanzkurse wurde von der Vereins- und Museumsleitung der Oesterreichischen Heimatgesellschaft bereitwilligst zugesagt.«[92]

Karl Lugmayer sah in dieser Zusammenführung die »große Aufgabe, auch in diesem Fall ehrlich und rastlos mitzuarbeiten im Sinne der politischen Befriedung, die der Bundeskanzler immer wieder verkündet«[93] hatte. Lugmayer bedankte sich einerseits bei der nun neu gegründeten »Oesterreichischen Heimatgesellschaft«, die sich bereit erklärt hätte, »den obdachlosen Arbeitertrachtlern eine Heimstätte« zu bieten und ihnen ermöglicht habe, »ihre Tätigkeit sofort wieder aufzunehmen« und andererseits bei den Vertretern der Arbeitertrachtler, die »die dargebotene Hand ehrlich und offen genommen haben«.[94]

Letztlich profitierten Mucnjak und auch Arthur Haberlandt, Heimatgesellschaft und Museum, von diesen Entwicklungen, wurden doch Bedeutung und Kompetenz der eigenen Person wie der Institutionen, denen sie sich verbunden fühlten, eklatant gesteigert. Die Österreichische Heimatgesellschaft und vor allem ihr Organ *Heimatland* wurden in den Jahren des Austrofaschismus bis 1938, wo sie von der

92 M. Haberlandt: Jahresbericht (wie Anm. 72), S. 26.

93 Dr. Karl Lugmayr: Umbau und Aufbau der Arbeitertrachtler. In: Heimatland 6, 3, 1934, S. 1.

94 Ebd.

NS-Gemeinschaft »Kraft durch Freude« übernommen wurde[95], zu einem ideologisch affirmativen Bestandteil des faschistischen Ständestaates, das sich auch VertreterInnen der völkisch-reformerischen Volkskunde zunutze machten.

Arbeiter – Tracht – Volk?

Auf eine Anfrage des *Institut International de Coopération Intellektuelle* von 1931 betreffend »Volkskunst als Bildungs- und Zerstreuungsmittel für die Arbeiterschaft«[96], legte Arthur Haberlandt seine Sicht auf proletarische Volkstums- und Heimatbestrebungen und ihre Bedeutung dar und war bereit festzustellen, dass »auch der grosstädtische organisierte Arbeiter [...] nach dem vielfach doch noch erhaltenen Familiengefüge wie nach Herkunft und Lebenslauf Volk« [97] ist. Er sah die Funktion der Arbeiterschaft in Heimat- und Volkskultur zwar ausschließlich in »nehmender Funktion«, fasste aber abschließend doch zusammen, dass die »Arbeiterbevölkerung Oesterreichs einschliesslich Wiens die Freude an volkstümlich unbefangener Pflege alter Volkskunst nicht nur beibehalten [hat], sondern zu ihr auch werktätig bei [trug]«.[98]

Auch wenn Haberlandt keine selbstständige Arbeitervolkskunde im Entstehen begriffen sehen wollte, mussten ihm und anderen VertreterInnen der akademisch-bürgerlichen Volkskunde in den 1920er und 1930er Jahren allmählich zu Bewusstsein gekommen sein, dass sich ihr Betätigungsfeld nicht mehr nur auf ländliche Idylle, rückwärtsgewandte Modernitätsbewältigung und eine entkörperlichte, entemotionalisierte Volkskunst beschränken konnte. Mit Kleinbürgertum

95 Die Schriftleitung: Mitteilungen. In: Heimatland 10, 7, 1938, S. 134. Mucnjak schreibt als Schriftleiter: »Unsere Zeitschrift ›Heimatland‹ wird in den allernächsten Wochen bereits von der NS-Gemeinschaft ›Kraft durch Freude‹ übernommen und ausgebaut werden. Wir freuen uns, dass nach sieben Jahrgängen der Zeitschrift [...] endlich die Zeit eintritt der Ordnung und Reinigung der gesamten deutschen Volkstumspflege, was wir in unserer Zeitschrift wiederholt gefordert haben.«

96 Haberlandt (wie Anm. 38).

97 Ebd.

98 Ebd.

und Arbeiterschaft waren der Volkskunde und der großstädtischen Heimatkultur AkteurInnen erwachsen, die durch ihr Engagement und ihre große Zahl eine Neuorientierung im Sinne der Verbreitung und der Publikumswirksamkeit Beachtung verlangten. Die Heimatkultur, die von ländlichen und städtischen Arbeiter-Traditions- und Trachtenvereinen ausging und auch persönliche, individuelle Ansprüche an Volkskultur stellte, die neben Bildung und Erziehung auch Unterhaltung beinhaltete, erforderte von der Volkskunde als der Wissenschaft, die sich mit Volks- und Traditionsfragen auseinandersetzte, ein Überdenken des bisher verfolgten Volks-Begriffs. So mehrten sich in akademischen und volksbildnerischen Kreisen Überlegungen, wie denn die nicht mehr zu leugnende »Gegenwart« und die »Großstadt« und ihre Bevölkerung in eine (praxisorientierte) Volkskunde integriert werden konnten.[99] Dieser der Krisenzeit geschuldete intensive wechselseitige Austausch innerhalb der sozial wie ideologisch sehr differenzierten Bereiche der städtischen Heimatkultur fand auf offizieller Ebene mit der Errichtung des autoritären österreichischen Regimes 1933/1934 ein Ende. *Volkskultur* und *Volkskunst* waren nun offiziell ein nationales Anliegen, das finanziell gut ausgestattet war und die bisherigen Allianzen überflüssig machte. Die nun anerkannten und vielfach auch von staatlicher und kulturpolitischer Seite gefragten und unterstützten Volkskunde-ExpertInnen und -ProfessionistInnen nützten ihre Erkenntnisse für die Be- (und häufig auch Ab-)Wertung und ideologische Lenkung der unterbürgerlichen Heimatkultur.

Anliegen dieser Arbeit war es, mit dem Begriff Heimatkultur den retrospektiven Blick auf eine urbane Kultur zu weiten, die bisher durch Einschränkungen wie Volkskunde oder Volkskultur, aber auch durch eine zu enge Begrenzung der proletarischen Kulturgeschichte weitgehend unsichtbar war. Der untersuchte, historisch kurze Abschnitt der österreichischen Zwischenkriegszeit, der vielen ZeitgenossInnen nach 1945 unangenehm war, wurde oftmals vergessen, verdrängt, ignoriert oder bis zur Unkenntlichkeit umgedeutet, weil er ein ideologisch zu vermischtes Bild zeichnete. Durch die Berücksichtigung der Beteili-

99 In den 1930er Jahren mehren sich Publikationen zu diesen Themen, für Wien am augenfälligsten in Leopold Schmidts »Wiener Volkskunde. Ein Aufriß«, die er 1934/35 verfasste. Vgl. Leopold Schmidt: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß«. Wien und Leipzig 1940.

gung und der Bedeutung von Kleinbürgertum und Arbeiterschaft im Feld der großstädtischen Heimatkultur entstehen Möglichkeiten, die disziplinäre Wissens- oder auch Erinnerungslücken zu füllen. Es erschließen sich neue Zusammenhänge, die Ambivalenzen, Gleichzeitigkeiten und Vielstimmigkeiten berücksichtigen und hervortreten lassen.

Magdalena Puchberger, Urban *Heimat* culture as an ideological and social interface during Austria's »First Republic«

During the interwar years (1919–1938) in Austria (»First Republic«) a specific urban *Heimat* culture developed and was maintained and propagated mainly by the petit bourgeois and proletarian societies for the preservation of traditional costumes. This paper compares these societies with other groups or organizations concerned with *Heimat* culture, such as the Österreichische Heimatgesellschaft or the Museum of Folk Life and Folk Art. Through ideological and practical examples it shows differences and similarities as well as everyday manifestations of *Heimat* culture.

Beziehungswissenschaft.
Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie

Jens Wietschorke

Der Beitrag diskutiert einige epistemologische Grundfragen der Volkskunde/Europäischen Ethnologie: Wie werden im Fach die kleinen Wirklichkeitsausschnitte mit den sozialen Strukturen zusammengedacht? Was bedeutet es, ein kulturelles Phänomen zu »kontextualisieren«? Und welche Möglichkeiten gibt es, die Kategorien Kultur und Gesellschaft heuristisch sinnvoll aufeinander zu beziehen? Abschließend wird für eine volkskundliche Kulturanalyse als »Beziehungswissenschaft« plädiert, die Differenzen und Relationen in den Blick nimmt und sich gleichzeitig als transdisziplinäre Schnittstelle begreift.

Die transdisziplinäre Disziplin: Positionierungen eines kleinen Faches

Es gibt wohl wenige kultur- oder sozialwissenschaftliche Disziplinen, die eine vergleichbar starke Tradition der Selbstthematisierung aufzuweisen haben wie die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Angesichts dieses personell und institutionell vergleichsweise kleinen Faches erstaunt die überaus stattliche Reihe der Programmschriften, Standortbestimmungen und Fachdebattentexte, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind – darunter auch Sammelbände, die ihrerseits wieder einen Überblick über die bis dato vorliegenden programmatischen Texte vermitteln wie etwa die Handbücher von Gerhard Lutz

und Helge Gerndt.[1] »Fach und Begriff ›Volkskunde‹ in der Diskussion« – so lautet der Titel des letztgenannten Bandes, und dieser Titel zeigt fast schon ein Leitmotiv des Faches an: nämlich dass volkskundlich-kulturwissenschaftliches Denken und Forschen stets begleitet ist von einer laufenden Diskussion darüber, was dieses Fach eigentlich sei, wie sich die Disziplin denkt und welcher Begriff dafür am passendsten erscheint. Warum ist das so? Der erste Grund liegt sicherlich in der durchaus komplexen Wissenschafts- und Gesellschaftsgeschichte der Volkskunde als einer akademisch zunächst schwach verankerten, dafür aber »öffentlichen Wissenschaft«.[2] Ihre aus der Romantik ins 20. Jahrhundert hereinreichenden Traditionslinien und ihre schwierige Ausgangsposition zwischen heimatkundlicher Liebhaberei, angewandter Wissenschaft und akademisch-publizistischer Institutionalisierung haben dafür gesorgt, dass nahezu keine der fachgeschichtlichen Referenzen aus der Zeit vor 1945 unproblematisch aufgerufen werden kann. Insbesondere gilt das natürlich für die Entwicklung der 1930er Jahre, als das Fach im Kontext nationalsozialistischer Volkstumsideologie einen unverhohlen politisch motivierten Aufschwung erlebte. Viele der prominenten Fachvertreter waren nach dem Ende der NS-Volkskunde stark diskreditiert, und ein ernsthafter Neubeginn des Faches war nur mehr dann möglich, wenn gleichzeitig eine intensive Auseinandersetzung mit den ahistorischen und völkischen Positionen stattfand, die das Fach und seinen Kanon geprägt und belastet hatten. Ohne den kritischen Rekurs auf ihre eigene Fachgeschichte und ohne den fortlaufenden Prozess programmatischer Selbstverständigung war Europäische Ethnologie – erst recht im Zuge der theoretischen Neuorientierung der 1970er und 1980er Jahre – nicht zu betreiben.[3]

1 Gerhard Lutz (Hg.): Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958; Helge Gerndt (Hg.): Fach und Begriff »Volkskunde« in der Diskussion. Darmstadt 1988.

2 Vgl. dazu die aus dem Berliner DFG-Teilprojekt »Volkskunde als öffentliche Wissenschaft« hervorgegangenen Forschungsarbeiten, v.a. den Sammelband Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba, Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme. Köln 2009.

3 Vgl. dazu noch immer die Darstellung von Gottfried Korff: Namenswechsel als Paradigmenwechsel? Die Umbenennung des Faches Volkskunde an deutschen Universitäten als Versuch einer »Entnationalisierung«. In: Sigrid Weigel, Birgit R. Erdle (Hg.): Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zürich 1996, S. 403–434.

Zum anderen aber liegt die Notwendigkeit der Selbstthematisierung auch in der spannungsreichen Position der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zwischen ihren Nachbar- und Referenzdisziplinen begründet. Denn dieses Fach ist – wie Rudolf Braun einmal schrieb – eine »Integrationswissenschaft«, in der sich unterschiedliche disziplinäre Wissensbestände und Forschungsperspektiven bündeln. Ohne die fortwährende Adaption und Durcharbeitung theoretischer und methodischer Ansätze aus Literatur- und Sprachwissenschaft, Soziologie, Geschichtswissenschaft und Ethnologie wäre die Volkskunde im Laufe ihrer Geschichte nie wirklich lebensfähig gewesen, hätte sie bis heute nur bestätigt, was ihr Thomas Nipperdey einmal nachgesagt hat, als er sie eine »merkwürdige deutsche Sonderwissenschaft« nannte.[4] Das zeigt bereits ein Blick auf die Formierungsphase der Volkskunde Ende des 19. Jahrhunderts, in der sich die entstehende Disziplin als erstaunlich offen und sogar international vernetzt zeigt. Der Austausch der philologisch sozialisierten Folkloristen mit der Kulturgeschichte, der Ethnologie und Völkerpsychologie war damals eine Selbstverständlichkeit, hinter der manche heutige interdisziplinäre Kooperation weit zurücksteht.[5] Und auch in Richard Weiss' »Volkskunde der Schweiz«, die als ein früher Meilenstein des Faches nach 1945 gilt, finden sich interessante interdisziplinäre Bestimmungen der volkskundlichen Methodik. Darin lassen sich nach Weiss »vier Forschungsrichtungen unterscheiden, die geographische, die soziologische, die historische und die psychologische«.[6] Erst alle vier Perspektiven zusammen bilden aber

4 Thomas Nipperdey: Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft. In: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976, S. 33–58, hier S. 42.

5 Vgl. Bernd Jürgen Warneken: »Völkisch nicht beschränkte Volkskunde«. Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren. In: Zeitschrift für Volkskunde 95, 1999, S. 169–196.

6 Richard Weiss: Volkskunde der Schweiz. Grundriß. Zürich 1946, S. 49. Dass dieses Spektrum so oder ähnlich auch in der Lehre vermittelt wurde, belegt u.a. eine Notiz Wolfgang Brückners, der in volkskundlichen Proseminaren der frühen 1950er Jahre eine »historische«, eine »philologische«, eine »geographische«, eine »soziologische« sowie eine »psychologische« Methode vermittelt bekam. Vgl. Wolfgang Brückner: Volkskunde als historische Kulturwissenschaft. Anthropologische Fragestellungen und die Geschichtlichkeit aller Lebenspraxis. In: Ders.: Volkskunde als historische Kulturwissenschaft. Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner. Band XIV: Nachträge II. Würzburg 2010, S. 63–70, hier S. 66.

in ihrem Zusammenwirken die eigentliche volkskundliche Methode – ein Befund, der Weiss zu der sehr bedenkenswerten Schlussfolgerung bringt: »Nicht nur stofflich, sondern auch methodisch ist die Volkskunde eine Beziehungswissenschaft«.[7]

Im Fach war man also schon immer gut beraten, sich nicht allein auf den eigenen disziplinären Referenzrahmen zu beziehen – aus sich selbst heraus hat die Volkskunde/Europäische Ethnologie weder eine brauchbare Kulturtheorie noch eine Methodologie hervorgebracht. Wo sich das Fach wenig um Theorien und Methoden scherte, da blieb es freilich eine materialhuberische Mauerblümchenwissenschaft der Museumskustoden und Privatsammler; wo es sich aber um adäquate wissenschaftliche Verfahrensweisen bemühte, da musste es sich notwendigerweise zu einer zwar kleinen, aber transdisziplinären, integrativen Disziplin weiterentwickeln, die mit ihren »Streifzüge[n] in andere disziplinäre Terrains« durchaus den britischen Cultural Studies vergleichbar ist.[8] Die mit dieser Position verbundenen Ungleichzeitigkeiten und Aushandlungsprozesse forderten eine verstärkte Thematisierung der eigenen fachlichen Identität und disziplinären Legitimation. Die Girlande der diesbezüglichen Programmschriften und Debattenbeiträge ist lang.[9] Verhandelt wurden dabei Fragen nach dem

7 Weiss (wie Anm. 6), S. 53.

8 Zur Transdisziplinarität der Cultural Studies vgl. Rolf Lindner: Die Stunde der Cultural Studies. Wien 2000, S. 83–85, das Zitat S. 84.

9 Aus den letzten zehn Jahren wären z.B. folgende programmatischen Beiträge zu nennen: Peter Niedermüller: Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen. In: Konrad Köstlin, Peter Niedermüller, Herbert Nikitsch (Hg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. Wien 2002, S. 27–62; Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 27–62; Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99, 2003, S. 177–188; Johanna Rolshoven: Europäische Ethnologie. Diagnose und Prognose einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Volkskunde. In: Reinhard Johler, Bernhard Tschofen (Hg.): Europäische Ethnologie. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 15, 4, 2004, S. 73–87; Was kann Europäische Ethnologie (nicht)? Rolf Lindner im Gespräch mit Reinhard Johler und Bernhard Tschofen. In: Dies., S. 156–175; Regina Bendix, Tatjana Eggeling (Hg.): Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde. Göttingen 2004; Johannes Moser: Volkskundliche Perspektiven. In: Zeitschrift für Volkskunde 104, 2008, S. 225–244; Gudrun König: Wie sich die Disziplin denkt: Europäische Ethnologie zwischen Kulturanalyse und

Ort des Faches in der Wissenschaftslandschaft, nach seinem theoretischen Rahmen und seiner gesellschaftlichen Funktion, aber immer auch nach dem, was Hermann Bausinger 1980 die »Spezifik volkskundlicher Arbeit«, Helge Gerndt im gleichen Jahr die »Perspektive volkskundlicher Forschung« und Rolf Lindner 1987 die »kognitive Identität« der Volkskunde nannten: nämlich dem – möglicherweise – unverwechselbaren Denk- und Forschungsstil dieser Disziplin.[10]

Auch der vorliegende Text liefert wieder einen – wenn auch bescheideneren – Beitrag zur Selbstthematisierung des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie. Seine Hauptthese lautet, dass die Stärken und damit das eigentliche Kapital des Faches weder auf theoretischem Gebiet noch im Bereich der Methodologie liegen, sondern vielmehr in der Entwicklung einer spezifischen Epistemologie: einer Art und Weise, den Forschungsgegenstand zu denken, zu konzipieren und in Zusammenhängen zu situieren. Wie kommen wir überhaupt zu unserem Wissen über die soziale Welt? Wie erfassen wir die in ihr kursierenden Bedeutungen und wie machen wir sie im Wortsinne bedeutend? Und welche Rolle spielt dabei das Kulturkonzept, dessen Zentralität neuerdings Sabine Eggmann in ihren Diskursanalysen vorgeführt hat?[11] Standortbestimmungen dieser Art werden heute schnell als disziplinäre Grenzziehungsversuche gelesen. Dabei dient der Hinweis auf fachspezifische Epistemologien weniger der Grenzziehung, als vielmehr der Verständigung darüber, was wir tun und wie wir das tun – eine Frage, die sich Studierende des Faches auch noch in den höchsten Semestern zuweilen ratlos stellen. Und was wäre auch

Sachkulturforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXIII/112, 2009, S. 305–319; Sabine Eggmann: »Kultur«-Konstruktionen. Die gegenwärtige Gesellschaft im Spiegel volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens. Bielefeld 2009; Brigitta Schmidt-Lauber: Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft. Einige Gedanken über einen Begriff und ein Fach. In: Michaela Fenske (Hg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp. Berlin 2010, S. 45–61.

10 Hermann Bausinger: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 76, 1980, S. 1–21; Helge Gerndt: Zur Perspektive volkskundlicher Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 76, 1980, S. 22–36; Rolf Lindner: Zur kognitiven Identität der Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 41, 1987, S. 1–19.

11 Eggmann (wie Anm. 9).

prinzipiell dagegen einzuwenden, disziplinäre Zugänge zu definieren? Disziplinen haben ihre eigene – wenn auch oft kontingente und problematische – Wissensgeschichte, ihre eigenen Forschungs- und Denktraditionen und ihren disziplinären Habitus. Sie sind Leitplanken der Erkenntnis, geben Orientierung über Gegenstandskonstitution und Interpretationsrahmen – und erst recht gilt das, wenn die Disziplinen produktiv aufeinandertreffen und ineinandergreifen. Meiner eigenen Erfahrung nach haben die anregendsten Gespräche auf Tagungen weniger trans-, als vielmehr interdisziplinären Charakter. Besonders auf Veranstaltungen, an denen man – mehr oder minder bewusst – als »Fachfremder« teilnimmt, ist es gerade der Austausch klar konturierter und profilierter Perspektiven, der überraschende Erkenntnisgewinne mit sich bringt. Und auch in Studium und Lehre zeigt sich, dass die Unterscheidung disziplinärer Zugänge nicht nur zur didaktischen Präzisierbarkeit wissenschaftlichen Arbeitens, sondern auch zum Verständnis dessen beiträgt, dass alles Wissen nur als situiertes und nach bestimmten Regeln konstruiertes Wissen zu haben ist.[12] Wenn kulturwissenschaftliches Denken nicht zuletzt bedeutet, die Positionalität verschiedener Akteursperspektiven in den Blick zu nehmen, dann ist es ebenso notwendig und erhellend, auch die disziplinäre Positionalität des kulturwissenschaftlichen Denkens zu berücksichtigen und produktiv zu machen. Bei aller berechtigten Euphorie um Inter- und Transdisziplinarität sollte also nicht vergessen werden, dass disziplinär gebundene Vorgehensweisen auch bestimmte erkenntnisgenerierende Modelle darstellen, die nicht so leicht ersetzbar sind.[13] Und auch wenn wir mit Richard Weiss davon ausgehen können, dass das wissenschaftliche Instrumentarium der Volkskunde fast ausschließlich aus einem interdisziplinären Denkzusammenhang stammt, können wir doch da-

12 Zur Theoriediskussion um situated knowledge vgl. Donna Haraway: Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Andrew Feenberg, Alastair Hannay (Hg.): Technology and the Politics of Knowledge. Bloomington 1995, S. 175–194; Claus Zittel (Hg.): Wissen und soziale Konstruktion. Berlin 2002.

13 Diesen Punkt betont auch Johannes Moser, der unter Bezugnahme auf einen Text von Jürgen Mittelstraß schreibt, dass Inter- und Transdisziplinarität »die Fächer und Disziplinen niemals ersetzen« können – woraus er die Forderung ableitet, »die theoretischen und methodischen Prämissen der eigenen Disziplin selbstbewusst in eine inter- oder transdisziplinäre Forschungspraxis einzubringen«. Moser (wie Anm. 9), S. 226.

ran festhalten, dass sich in der epistemologisch gebundenen Kombinatorik und Perspektivierung von Theorien und Methoden so etwas wie eine distinkte »kognitive Identität« dieses Faches zeigt.[14]

Die Lust am Banalen als Basis kulturwissenschaftlicher Epistemologie?

Damit zurück zur Ausgangsfrage: Wie lässt sich der disziplinäre Denkstil der Volkskunde/ Europäischen Ethnologie wenn nicht präzise bestimmen, so doch argumentativ einkreisen? Dazu möchte ich zunächst ein altes Dauerthema der volkskundlichen Selbstverständigungsdiskussion aufgreifen: nämlich das Interesse an den kleinen Banalitäten des Alltags. Diesbezüglich kursiert eine ganze Reihe von Bonmots, die herangezogen werden, um auf die spezifische Rolle des Marginalen und Nebensächlichen in der Forschungspraxis anzuspielen: von Boisserées »Andacht zum Unbedeutenden« über Riehls Formel von »Rock und Kamisol« und Warburgs »Der liebe Gott steckt im Detail« bis hin zu der Wendung Sigfried Giedions, auch im Kaffeelöffel spiegele sich die Sonne. Das Interesse am Detail ist – so Martin Scharfe – »von Anfang an ins Fach eingeschweißt«. Und in der Tat wäre es »vielleicht nicht die unwitzigste Geschichte unseres Faches, die aus einer Abfolge der Ritterstreiche und Adelungsversuche des Bagatells bestünde«.[15] Auch in einer der letzten Ausgaben der Zeitschrift für Volkskunde ist wieder ein Beitrag erschienen, der für eine »Rückgewinnung« der »Andacht zum Unbedeutenden« plädiert.[16] Rolf Lindner unternimmt hier den Versuch, den vielen allgemeinen Beschwörungen des Nebensächlichen endlich einmal eine methodologische Handreichung folgen zu lassen und danach zu fragen, wie wir in unserer Forschungspraxis mit dem so hoch gepriesenen signifikanten

14 Vgl. dazu schon Walter Leimgruber: Zwischen Utopie und Empirie. Plädoyer für eine gezieltere Nutzung der volkskundlichen Stärken. Impulsreferat für die Schlußdiskussion. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Wien 2001, S. 131–138, hier S. 135.

15 Martin Scharfe: Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 1–26, hier S. 21.

16 Rolf Lindner: Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der »Andacht zum Unbedeutenden«. In: Zeitschrift für Volkskunde 107, 2011, S. 155–169.

Detail eigentlich umzugehen haben. Denn bisher sei die Formel der »Andacht zum Unbedeutenden« eher »zum Gegenstand leisen Spottes als zum Gegenstand ernsthafter Methodenreflexion« geworden.[17] Im Folgenden möchte ich die altbekannte Frage nach dem signifikanten Detail leicht variieren. Grundsätzlich soll danach gefragt werden, wie die epistemologische Funktion des »kleinen Wirklichkeitsausschnitts« für die Gegenstandskonstitution in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie und darüber hinaus zu bestimmen ist. Denn dass wir es im Fach mit kleinen Wirklichkeitsausschnitten zu tun haben, scheint eine der Konstanten der disziplinären Selbstbeschreibung bis Ende der 1990er Jahre zu sein. Dabei wird das Fach auch seitens externer Beobachter in seinem Fokus auf das Banale gesehen. So beschreibt Richard Kämmerlings in seiner bissigen Reportage über den dgv-Kongress 1999 in Halle/Saale das Fach Volkskunde als »eine Wissenschaft vom ganz Kleinen, die so gern über das große Ganze reden würde« – nicht ohne auf deren aus der Not geborene Transdisziplinarität anzuspielen: »Weil die Volkskunde mit ihren althergebrachten empirischen Anbaumethoden nur schmale Felder bestellen kann, entlehnt sie den angrenzenden Nachbargütern der Soziologen oder Ethnologen schon einmal einen schneidigen Pflug«.[18]

Der Begriff des »Banalen« stammt aus der Rechtsgeschichte; das altfranzösische Wort »ban«, von dem »banal« herzuleiten ist, bedeutet soviel wie »Bann« oder »Gerichtsbezirk«. Die »banalen« Dinge sind somit ursprünglich die, welche allen unfreien Bewohnerinnen und Bewohnern eines bestimmten Bezirks – im Sinne von gemein, gemeinsam, gemeinnützig – gehören, wie etwa Allmendflächen, Mühlen und Backöfen. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Begriff auch zu einem Geschmacksurteil über das Niedere, Gewöhnliche und Abgedroschene.[19] Mittels dieser Wortgeschichte ließe sich das Banale insofern als das Zentrum klassisch volkskundlicher Herangehensweisen

17 Ebd., S. 167.

18 Richard Kämmerlings: Plapperkrähen kriegen kein Telegramm. Wer braucht die bunten Vögel? Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde tagt in Halle. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 238, 13. Oktober 1999, S. 54.

19 Vgl. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, erarbeitet von Wolfgang Pfeifer. Berlin 1993, S. 93; Meaghan Morris: Das Banale in den Cultural Studies. In: Andreas Hepp, Carsten Winter (Hg.): Die Cultural Studies Kontroverse. Lüneburg 2003, S. 51–83, hier S. 80.

charakterisieren, als es zum einen auf den gemeinschaftlich organisierten und gemeinsam zu bewältigenden Alltag der mittleren und unteren sozialen Schichten in einem räumlich begrenzten Ausschnitt zielt, zum anderen eine Ausweitung des Gegenstandsbereiches auf die illegitimen kulturellen Produkte im Sinne des »weiten Kulturbegriffs« markiert. Dabei sind drei Ebenen der Thematisierung des Banalen auszumachen und zu unterscheiden: Erstens geht es wissens- und wissenschaftsgeschichtlich um die strategische Aufwertung von Alltagsphänomenen zumal gegenüber der Strukturgeschichte und Soziologie, zweitens um das erkenntnistheoretische Motiv, dass noch das kleinste Phänomen gesellschaftlich vermittelt ist und somit ein Indiz bzw. eine Quelle für die Erschließung von Makroprozessen darstellt, und drittens um das methodologische Problem, dass besonders qualitative Zugänge nur sehr begrenzte Wirklichkeitsausschnitte erfassen können und daher auf bestimmte Techniken angewiesen sind, diese Ausschnitte »bedeutsam« zu machen. In diesem Sinne liegt das »Banale« in dreifacher Hinsicht im Zentrum der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. Doch ist alles Banale deshalb schon volkskundlich interessant? Ins Nachdenken bin ich gekommen, als ich zwei vor über 15 Jahren erschienene Aufsätze Konrad Köstlins wiedergelesen habe. Dabei handelt es sich zum einen um Köstlins in dieser Zeitschrift erschienene Wiener Antrittsvorlesung von 1995, in der er – als Belege für seine Thesen zur neuen Reflexivität von Volkskultur und die »Kulturalisierung der Lebenswelten« – eine Reihe von Materialbeispielen anführt.[20] In diesem Zusammenhang ist die Rede von T-Shirts, Zigaretten, Erdäpfelsalat und US-Piloten, ganz besonders aber von Waschlappen in rosé und blau. Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, Köstlins feine Argumentation wiederzugeben, hervorheben möchte ich aber seinen Hinweis, dass hier beim Thema Waschlappen ein bisher unbeachtetes Forschungsfeld zu beackern sei: Eine »reich facettierte und dennoch runde Kulturgeschichte von Sauberkeit und Körpererfahrung« ließe sich hier entwickeln, »genaue empirische Enquêten« könnten dann »herausarbeiten, daß die Waschlappen durchaus nicht überall außer Gebrauch gewesen waren, sondern auch heute [...] vielfach in Benutzung sind«. Weiter –

20 Konrad Köstlin: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98, 1995, S. 255–275.

und eigentlich selbstverständlich: »Dieser Befund ließe sich schichten-, regional-, geschlechts- und altersspezifisch ausdifferenzieren«.[21] Bei der Lektüre dieser Antrittsvorlesung habe ich mich bei einer Frage ertappt: Darf man als Alltagskulturwissenschaftler ein Thema überhaupt uninteressant finden? Gibt es wirklich Dinge, die sozusagen so alltäglich sind, dass sie des wissenschaftlichen Nachfragens nicht wert sind? Umgehend meldet sich die geschulte innere Stimme: Ein bisschen Zivilisationstheorie à la Elias, Gleichmann und Duerr, Hygienegeschichte und »Histoire de la vie privée«, eine psychoanalytische Durchleuchtung des Gegensatzes von »oberen« und »unteren« Körperregionen, dazu eine kleine Umfrage – und fertig wäre ein kleiner Aufsatz zur Kulturgeschichte des Waschlappens. Ist denn nicht die Körperhygiene eines der sozialen Totalphänomene, an denen sich kulturelle Prozesse in nuce ablesen lassen? Und wäre nicht der Waschlappen eine Gelegenheit, diese Prozesse konzentriert am Objekt zu exemplifizieren? Aber nein. Das Thema bleibt blass, es gibt nichts her, da hilft auch keine Klappentextakrobatik. Nicht immer ist das Unbedeutende zum Sprechen zu bringen – im Waschlappen spiegelt sich beim besten Willen nichts, die Sonne schon gar nicht, und der liebe Gott hat auch besseres zu tun als in diesem Detail zu stecken. Wieviel Banalität ist also noch erträglich?

1995 hat Konrad Köstlin einen weiteren Aufsatz veröffentlicht, der sich kritisch mit der »Andacht zum Unbedeutenden« auseinandersetzt. »Sie kann eigentlich alles, die Volkskunde […], denn es scheint kein Thema zu geben, das nicht bei ihr unterzubringen wäre«.[22] Skeptisch beobachtete Köstlin damals die »Lust am Banalen«, die womöglich sogar zu einem Gegenstandsverlust des Faches führe: »Wir reiben uns immer weniger an der ersten Wirklichkeit, an Arbeitslosigkeit, Ungerechtigkeit, Wohnungsnot etc. Statt dessen traktieren wir lustvoll kleine, hochsymbolisch verpuppte Partien«. Wer sich aber mit diesen Ausschnitten der Wirklichkeit zufrieden gebe, verliere die »Lust aufs Ganze« – auf diese Weise lasse sich »nur entdecken, daß wir immer schon die Antwort wissen, ohne daß wir die Frage noch formulieren müßten«.[23] Überhaupt sei die geläufige Rede vom »Spannenden« nur

21 Ebd., S. 257–258.

22 Konrad Köstlin: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 47–64, hier S. 47.

23 Ebd., S. 60–61.

die »innerwissenschaftliche Kategorie« für die »genußvoll entdeckten Strukturen eines spannungslosen, banalen Alltags der Leute«.[24] Köstlins Kritik richtete sich hier also gerade gegen die in der Volkskunde nur zu geläufige Kunst der »Verwandlung jedes beliebigen Ausschnitts aus dem alltäglichen sozialen Leben in eine interessante Veröffentlichung«,[25] wie es Erving Goffman einmal polemisch formuliert hat. Dabei ist es wohl kein Zufall, dass diese Forderung nach mehr »erster Wirklichkeit« in den Kulturwissenschaften direkt neben Wolfgang Kaschubas Kulturalismus-Aufsatz publiziert wurde. Kaschuba hatte in seiner Berliner Antrittsvorlesung gleichfalls das »Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs« angemahnt: Die Kulturalisierung der sozialen Welt führe zunehmend dazu, dass die harten gesellschaftlichen Problemlagen zugunsten der weichen kulturellen Differenzen ausgeblendet werden.[26]

Wie also – das ist nun die Frage – kommen wir von den »kleinen Partien« zur »ersten Wirklichkeit«? Wie ist unsere banale Kultur mit den Strukturen und Mechanismen sozialer Ungleichheit und Exklusion, mit den großen Trends der Körper- und Geschlechtergeschichte etc. wissenschaftlich zusammenzubringen? Lässt sich zumindest annäherungsweise eine Regel formulieren, wie der heuristische Weg vom Unbedeutenden zum Bedeutenden zu nehmen ist? Pierre Bourdieu hat zu diesem Thema wichtige Hinweise gegeben. In seinem Seminar zur Praxis der reflexiven Anthropologie heißt es: »Der Gipfel der Kunst dürfte dann erreicht sein, wenn man imstande ist, sehr bedeutsame sogenannte ›theoretische Probleme‹ anhand ganz präziser und oft scheinbar völlig belangloser, ja nahezu lächerlicher sogenannter ›empirischer‹ Objekte zu erschließen«. Worauf es dabei ankomme, das sei die »Konstruktion des Objekts, und die Stärke einer Denkmethode wird nirgends so gut sichtbar wie an ihrer Fähigkeit, aus gesellschaftlich unbedeutenden Objekten wissenschaftliche Objekte zu machen oder, was auf das Gleiche hinausläuft, an ihrer Fähigkeit, die großen, gesellschaftlich wichtigen Objekte wissenschaftlich zu rekonstruieren, indem sie sie

24 Ebd., S. 58–59.

25 Erving Goffman, zit. nach: Wolf Lepenies: Arbeiterkultur. Wissenschaftssoziologische Anmerkungen zur Konjunktur eines Begriffs. In: Geschichte und Gesellschaft 5, 1, 1979, S. 125–136, hier S. 136.

26 Wolfgang Kaschuba: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 27–46.

aus einem unerwarteten Blickwinkel betrachtet«.[27] Bourdieus Rede von den »unbedeutenden Objekten« und dem »unerwarteten Blickwinkel« liest sich fast so, als hätte er die gute alte deutschsprachige Volkskunde im Sinn gehabt, in der die Befremdung des eigenen Blicks auf die Selbstverständlichkeiten des Alltags geradezu zum Handwerkszeug gehört. Um zu verstehen, wie Bourdieu die Konstruktion bzw. Rekonstruktion der »gesellschaftlich wichtigen Objekte« in diesem Rahmen denkt, lohnt sich ein Blick in sein Buch »Praktische Vernunft«, in dem es zu Beginn heißt: »Meine ganze wissenschaftliche Arbeit lebt [...] von der Überzeugung, dass sich die innerste Logik der sozialen Welt nur erfassen lässt, wenn man ganz in die Besonderheit einer empirischen, in der Geschichte räumlich und zeitlich bestimmbaren Realität eindringt, aber nur um sie als besonderen Fall des Möglichen zu konstruieren, wie Gaston Bachelard das nannte, also als Einzelfall in einem endlichen Universum von möglichen Konfigurationen«.[28] Genau diese »Besonderheit einer empirischen Realität« ist – so könnte man sagen – das Spezialgebiet einer Volkskunde, die sich als »empirische Kulturwissenschaft« versteht. Sie verweist auf die zentrale epistemologische Funktion des »kleinen Wirklichkeitsausschnitts« im Fach – und damit auf die mikrologische Perspektive, der die meisten volkskundlichen Arbeiten folgen. »Mikro« bedeutet dabei zweierlei: Zum einen sind unsere Forschungsfelder – historisch wie gegenwartsbezogen – meist klein und überschaubar, sowohl zeitlich wie räumlich eng begrenzt.[29] Zum anderen ist es die dadurch ermöglichte Nähe zum Forschungs-

27 Pierre Bourdieu: Die Praxis der reflexiven Anthropologie. Einleitung zum Seminar an der École des hautes études en sciences sociales, Paris, Oktober 1987. In: Ders., Loïc Wacquant: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main 1996, S. 251–294, hier S. 254.

28 Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main 1998, S. 13–14.

29 Mir ist klar, dass keineswegs alle FachvertreterInnen diese Charakterisierung teilen. Aus der Leitperspektive von Globalisierung und Transnationalisierung, aber auch der Wissensanthropologie, der Science and Technology Studies sowie der Akteur-Netzwerk-Theorie werden die »überschaubaren Felder« nachdrücklich in Frage gestellt. Dem wäre allerdings entgegenzuhalten, dass Ethnographie – auch wenn sie multiperspektivisch arbeitet – immer darauf angewiesen ist, räumlich abgegrenzte und methodisch kontrollierbare Forschungsfelder abzustecken. Verändert ist lediglich deren Status als Organisationsprinzip von Praxis, Wissen und gesellschaftlicher Ordnung.

gegenstand, welche die volkskundliche Epistemologie auszeichnet und aus der sich so etwas wie ein »mikroskopischer Blick« entwickelt hat. Was in anderen Disziplinen den Status eines »Fallbeispiels« hätte, stellt in volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Arbeiten nicht selten das eigentliche Thema dar, das nach allen Seiten hin ausgeleuchtet wird. Nehmen wir nun Bourdieus Hinweis ernst, so müssen wir danach fragen, wie es – ganz forschungspraktisch gedacht – gelingen kann, den empirischen Fall als »besonderen Fall des Möglichen« zu konstruieren. Im Folgenden möchte ich auf zwei heuristische Begriffe eingehen, die diese Konstruktionsarbeit meines Erachtens sehr gut beschreiben, und zwar *Kontext* und *Spielraum*. Gleichzeitig ist damit ein Weg angedeutet, das Kulturelle und das Soziale produktiv ins Verhältnis zu setzen.

Zwischen Mikro und Makro: Kontexte und Spielräume

Über das Kontextualisieren als einen zentralen Denkschritt der empirischen Kulturwissenschaft ist meines Erachtens zu wenig nachgedacht worden – und zwar auch deshalb, weil bei aller Auseinandersetzung mit theoretischen und methodischen Grundlagen die Epistemologie oft ausgeklammert wird. Dabei hat bereits Hermann Bausinger in seinem programmatischen Aufsatz von 1980 die Volkskunde als eine Wissenschaft vom Kontext charakterisiert, ebenso Ingeborg Weber-Kellermann 1985 in der Zweitauflage ihres Einführungsbändchens.[30] Auch Lawrence Grossberg spricht im Hinblick auf die Cultural Studies britischer Prägung von »radikal kontextuell[en]« Zugängen und einer »Disziplin der Kontextualität«.[31] Was also tun wir genau, wenn wir unsere empirischen Forschungsgegenstände »kontextualisieren«?[32] Zu diesem Problem sind

30 Bausinger (wie Anm. 10), S. 9–11; Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. 2. Auflage Stuttgart 1985, S. 87, 101. Ich verdanke den Hinweis auf diese beiden Textstellen der Arbeit von Kaspar Maase: Was macht Populärkultur politisch? Wiesbaden 2010, S. 12.

31 Lawrence Grossberg: Was sind Cultural Studies? In: Karl H. Hörning, Rainer Winter (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt am Main 1999, S. 43–83, hier S. 58.

verschiedene Vorschläge gemacht worden, von denen ich hier zwei herausgreifen möchte. Der eine Vorschlag zielt ganz allgemein darauf, in allen Bedeutungen einen Verweis auf andere Bedeutungen zu sehen. Der englische Sozialhistoriker Edward P. Thompson hat seine Disziplin, die Geschichtswissenschaft, ebenfalls als »Kontextwissenschaft« verstanden und dazu erläutert: »The discipline of history is, above all, the discipline of context; each fact can be given meaning only within an ensemble of other meanings«.[33] Dieser Satz impliziert ein Verständnis von Kultur als Text, als »Gewebe« von Bedeutungen, die sich gegenseitig, also relational, konstituieren. »Niemals werden wir«, so Rolf Lindner, »die Dinge in dem kennen, was sie für sich allein sind, sondern nur in ihren wechselseitigen Verhältnissen«.[34] Kulturanalyse bedeutet mithin, diese Verhältnisse und Zusammenhänge aufzudecken: die Dinge nicht nur in Kontexte zu setzen, sondern in Konstellationen und Konfigurationen zu denken. Der zweite Vorschlag ist etwas anders gelagert – und zwar insofern, als das Kontextualisieren dabei in der Verknüpfung zweier unterschiedlicher Ebenen gesehen wird. Kaspar Maase hat von dem »kognitiven Ehrgeiz« der empirischen Kulturwissenschaft gesprochen, der dazu führt, eine solche doppelte Perspektive einzunehmen: »Wir müssen den Blick ›von unten‹, durch die Augen der Alltagsakteure, [...] verknüpfen mit dem Blick ›von oben‹ auf die großen Linien und die eher quantitativ zu fassenden Faktoren der Gesellschaftsgeschichte«.[35] Konkret bedeutet das, die alltagsrelevanten Handlungen und Interpretationen der sozialen Welt durch Akteure auf die soziale Welt selbst und ihre Strukturbedingungen zu beziehen. »Kultur«, verstanden als Ensemble von Bedeutungen, wird damit rückgebunden an

32 Vgl. dazu den sehr anregenden Sammelband Oswald Panagl, Ruth Wodak (Hg.): Text und Kontext. Theoriemodelle und methodische Verfahren im transdisziplinären Vergleich. Würzburg 2004.

33 Zit. nach Edith Saurer: Auf der Suche nach dem Kontext. Diskussionen und Probleme in der Geschichtswissenschaft. Am Beispiel der nie abgesandten Briefe Otto Leichters an seine Frau Käthe Leichter (Paris 1938/39). In: Panagl, Wodak (wie Anm. 32), S. 219–233, hier S. 219. Aus Sicht der Volkskunde/Europäischen Ethnologie wird Thompsons Charakterisierung der Geschichtswissenschaft als »Kontextwissenschaft« übrigens doppelt interessant, wenn wir Rolf Lindners Notiz mitdenken, er sehe in Thompson einen »historischen Volkskundler sui generis«. Vgl. Lindner (wie Anm. 10), S. 7.

34 Lindner (wie Anm. 9), S. 179.

35 Maase (wie Anm. 30), S. 12.

das Soziale, umgekehrt aber wird auch sichtbar, dass das Soziale über Kultur konstituiert und modelliert wird. In diesem komplexen Bedingungsgefüge gilt es nun die Spielräume auszumachen, in denen sich bestimmte Praktiken konkret vollziehen. Diese Spielräume sind begrenzt durch soziale Strukturen, körperlichen Habitus (im Sinne inkorporierter sozialer Strukturen), materialisierte Handlungsprogramme; sie werden mehr oder weniger aktiv angeeignet und genutzt, und sie werden durch Praktiken auch wiederum verändert und gegebenenfalls erweitert. Bourdieus Konzept des »Notwendigkeitsgeschmacks« etwa wird nur dann verständlich, wenn wir im Geschmack eine kulturelle Praxis sehen, die sich im Spielraum sozialer »Notwendigkeiten« entfaltet.[36] Überhaupt ist Bourdieus Kultursoziologie der paradigmatische Fall einer Theorie, welche die prinzipielle Relationalität von Kultur im – wenn auch begrenzt – flexiblen Rahmen eines als Spielraum gedachten sozialen Raums denkt. Der soziale Raum stellt das wissenschaftliche Konstrukt dar, mit dem Bourdieu seine empirischen Befunde verschaltet, um diese generalisieren und den Einzelfall als »besonderen Fall des Möglichen« konstruieren zu können.

Nach wissensgeschichtlichen Entwicklungslinien des Kontextualisierens in der Volkskunde muss man nicht lange suchen. Zunächst rückt hier das Verhältnis von materieller Kultur und Alltagshandeln in den Blick. Zwar geht die Epistemologie der frühen Volkskunde in einem Fokus auf materielle Kultur insofern nicht auf, als deren starke germanistisch-sprachwissenschaftliche Verankerung auch zur Auseinandersetzung mit ganz anderen Gegenstandsbereichen hinführte. Ebenso gilt das für die Forschungen zu anderen Feldern wie »Volksglaube, Sitte und Brauch«,[37] wo es weniger um materielle Artefakte, sondern immer schon um den praktischen Vollzug des gelebten Alltags ging. Vielleicht aber gibt es dennoch gute Gründe dafür, eine »habituelle Mitgift«[38] des Faches im lange eingeübten Umgang

36 Zum Notwendigkeitsgeschmack vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982, S. 585–619.

37 So eine der drei Kapitelüberschriften in Richard Beitl: Deutsche Volkskunde. Von Siedlung, Haus und Ackerflur, von Glaube und Volk, von Sage, Wort und Lied des deutschen Volkes. Berlin 1933.

38 Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken: Der Widerstand des Wirklichen und die Spiele sozialer Willkür. Zum wissenschaftlichen Umgang mit den Unterwelten der Kultur. In: Dies. (wie Anm. 9), S. 7–24, hier S. 20.

mit konkreten Materialausschnitten einer als Überlieferungszusammenhang begriffenen Geschichte und Gegenwart zu sehen? Lioba Keller-Drescher hat kürzlich in einem schönen Aufsatz versucht, die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Epistemologie von eben diesem Umgang mit Dingen her zu bestimmen. Sie bestimmt die Materialität der historischen »epistemischen Dinge« als Impuls für ein »reflexives Wissenschaftsverständnis«, ihr Verwickeltsein in komplexe Zusammenhänge als erkenntnisgenerierendes Moment.[39] In der Tat bestand seit den Tagen der frühen Amateur-Volkskunde eine zentrale Tätigkeit der Fachvertreter im Sammeln und Ausstellen von »Reststücken der Vergangenheit«,[40] dem Situieren dieser Stücke in zeitlichen wie räumlichen Zusammenhängen und dem pragmatischen und praxeologischen Fragen danach, welchen »Sitz im Leben« das entsprechende Artefakt einnahm. Die epistemologische Wegstrecke des Denkens ging in der alten Volkskunde also vornehmlich vom überlieferten materiellen Wirklichkeitsausschnitt (dem Haus, dem Mobiliar, dem Maibaumschmuck, dem Heiligenbild, aber in einem erweiterten Sinne auch dem Liedtext oder dem Sprichwort) zum Praxiszusammenhang, die dafür notwendige gedankliche Operation war eben die Kontextualisierung, und das gilt auch heute noch für viele volkskundlich-kulturwissenschaftliche Untersuchungen. »So wird aus einem kleinen unspektakulären Pudel, den ein Lehrer aus dem Nachlass seines Schwiegervaters ersteigert, wenn er denn in den richtigen Kontext gesetzt wird, ein Synonym für all jene Ambitionen, die in den Distinktionsbestrebungen des ländlich-bürgerlichen Milieus offenbart werden« – so Johannes Moser vor einigen Jahren über eine Arbeit von Andrea Hauser zur dörflichen materiellen Kultur.[41] Von dieser Blickeinstellung profitierte auch die museologische Methodendiskussion, in der die – auch bewusst befremdende und verfremdende – Konstruktion von Kontexten um konkrete Dinge und »Banalitäten« herum wichtig wurde. Aber auch die Schlüsselmethode des Faches in seiner gegenwartsethnographischen Ausprägung ist als eine Form der problemorientierten Kon-

39 Lioba Keller-Drescher: Das Versprechen der Dinge – Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Regula Rapp (Hg.): Verhandlungen mit (Musik-)Geschichte (=Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis, 32). Basel 2010, S. 235–248, hier S. 247.

40 Ebd., S. 239.

41 Moser (wie Anm. 9), S. 237.

textualisierung zu begreifen: Indem die klassische Feldforschung einen kleinen Wirklichkeitsausschnitt – das Feld – absteckt, konstruiert sie einen konkreten Kontext, durch den die beobachteten Phänomene und erhobenen Daten erst ihre Bedeutung gewinnen. Was in den 1980er Jahren als »Krise der Feldforschung« diskutiert wurde, basierte nicht zuletzt auf diesem Umstand: nämlich dass das »klassische« Feld ohne holistische und lokalistische Verkürzungen kaum zu haben war. Mittlerweile ist durch *multi-sited ethnography* und transnationale Perspektivierungen längst versucht worden, die Ortsfixierung der Feldforschung und die geradezu mythische Bedeutung des Lokalen[42] im Fach produktiv zu brechen. Allerdings zeigt sich gerade in der »Verflüssigung« der Feldgrenzen wiederum die entscheidende Bedeutung der Kontextualisierung. Denn was wäre eine multilokale Ethnographie anderes als der Versuch, das Konkrete und Lokale in neue translokale und globale Kontexte einzuspannen?

Nun hat der Wissenschafts- und Techniksoziologe Bruno Latour im Zusammenhang mit der »Akteur-Netzwerk-Theorie« gewichtige Einwände gegen den Kontextbegriff und damit implizit auch gegen den kulturwissenschaftlichen Kontextualismus erhoben. Der Bezug auf »Strukturen« und »Kontexte« führe nämlich zu einer ständigen unbefriedigenden Pendelbewegung zwischen »Mikro« und »Makro«, zwischen den lokalen Interaktionen und der Superstruktur der »Gesellschaft«. Weder das konkrete soziale Phänomen noch die Struktur sind nach Latour »komfortable Aufenthaltsorte«.[43] Denn »in zwei entgegengesetzte Richtungen hin- und hergezogen, befindet sich die Forscherin in einer unmöglichen Situation. Wenn sie bei den Interaktionen bleibt, ist sie gezwungen, wegzugehen und die ›Dinge in ihrem größeren Rahmen‹ zu betrachten. Doch wenn sie schließlich diesen strukturierenden Kontext erreicht, wird von ihr verlangt, die ›abstrakte Ebene‹ wieder zu verlassen, um zum ›wirklichen Leben‹, zum ›menschlichen Maßstab‹ oder an ›lebendige Stätten‹ zu gelangen. [...] Dieses *double bind* genügt, um jeden Forscher völlig desorientiert zurückzulassen«.[44]

42 Vgl. Sabine Hess: Transnationalismus und die Demystifizierung des Lokalen. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin 2007, S. 179–193.

43 Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt am Main 2007, S. 290.

44 Ebd., S. 291–292.

Zudem weist Latour mit Nachdruck darauf hin, dass »Gesellschaft« nicht vorausgesetzt werden darf, sondern – im Sinne seiner doppelten »Soziologie des Sozialen« und »Soziologie der Assoziationen«[45] – in seiner prekären Konstitution erst zu untersuchen ist. »Gesellschaft ist nicht, was uns zusammenhält, sondern was selbst zusammengehalten wird«.[46] Als eine Möglichkeit, die präsupponierten Einheiten von »Gesellschaft« und »Kontext« zu umgehen, präsentiert Latour die heuristische Prämisse der Akteur-Netzwerk-Theorie, »*gleichzeitig* den Akteur *und* das Netzwerk zu betrachten«.[47] Im Anschluss skizziert Latour in leicht polemischer Zuspitzung, wie eine solche akteur-netzwerktheoretisch orientierte Soziologie der Praktiken vorgehen könnte:

»Anders als Platon in seinem *Staat* sagte, gibt es nicht ein, sondern mindestens drei »Große Tiere«: den politischen Körper, die Gesellschaft, das Kollektiv. Doch um diese verschiedenen Biester sichtbar zu machen, um ihre Bewegungen zu unterscheiden, ihrer Ethologie nachzuspüren und ihre Ökologien zu ermitteln, muß man sich wieder einmal weigern, intelligent zu sein. Man muß so kurzsichtig wie eine Ameise bleiben, um sorgfältig die übliche Bedeutung von ›sozial‹ mißzuverstehen. Man muß sich zu Fuß aufmachen und bei der Entscheidung bleiben, kein schnelleres Fahrzeug zu besteigen. Ja, wir sollten dem Hinweis folgen, daß Interaktionen von vielen Ingredienzien überflutet werden, die bereits an Ort und Stelle sind und aus anderen Zeiten, anderen Räumen und von anderen Handlungsträgern stammen; ja, wir sollten die Idee akzeptieren, daß wir uns wegbewegen müssen, hin zu anderen Orten, um so die Ursprünge der vielen Zutaten zu finden. Aber sobald wir aus einer Interaktion heraustreten, sollten wir die riesigen Schilder ignorieren, die da lauten: ›Zum Kontext‹ oder ›Zur Struktur‹; wir sollten von der Hauptstraße abbiegen, die Autobahnen verlassen und statt dessen einem kleinen Weg folgen, der nicht breiter als ein Trampelpfad ist«.[48]

45 Ebd., S. 276.

46 Bruno Latour: Die Macht der Assoziation. In: Andréa Belliger, David J. Krieger (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006, S. 195–212, hier S. 209.

47 Latour (wie Anm. 43), S. 293.

48 Ebd., S. 296.

Seltsamerweise liest sich diese Passage fast wie eine Beschreibung klassischer volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Erkenntniswege mit ihrem Vorrang der konkreten Empirie: »Sich zu Fuß aufmachen« und empiristisch-kurzsichtig den Trampelpfaden folgen, den Ingredienzien nachgehen, die aus anderen Zeiten und Räumen stammen, sich wegbewegen, um die »Ursprünge der vielen Zutaten« zu finden. Liegen »Netzwerk« und »Kontext« vielleicht doch näher beieinander, als Latour vorgibt? Zumindest gäbe es Möglichkeiten, den Kontext unserer Forschungsgegenstände als Netzwerk im Sinne Latours zu denken, um Verbindungen bzw. Assoziationen nachzeichnen zu können, ohne von vornherein den Großkategorien von »Gesellschaft« und »Struktur« aufzusitzen. So gewendet, wäre der Netzwerkbegriff ein Plädoyer dafür, bei der Beschreibung von Kontexten von den – ethnographisch nachzeichenbaren – materiellen Praktiken auszugehen, in denen sich Artefakte, Dinge, Menschen, Zeichen, Normen, Organisationen, Texte und vieles mehr miteinander verknüpfen[49] und dabei ein Netz aus *Beziehungen* bilden.

Damit noch einmal zurück zu der Frage, was wir beim »Kontextualisieren« eigentlich tun. Die skizzierten Beispiele haben deutlich gemacht, dass das, was wir als den Kontext bestimmen – sei es das »ensemble of other meanings«, sei es das lokal oder translokal gedachte Feld, sei es das Akteur-Netzwerk, seien es bestimmte strukturelle Rahmenbedingungen einer Gesellschaft – zunächst einmal nur als Kontext behaupten. Kontexte sind nicht einfach da, sondern sie werden wissenschaftlich konstruiert. Dieser Umstand hat auch innerhalb der Kulturwissenschaften zu einer heftigen Kritik des Kontextbegriffs geführt. So hat Hayden White die Auffassung vertreten, dass der Historiker/Kulturwissenschaftler mit der Kontextualisierung nichts anderes tue als eine narrative »Integration der Erscheinungen« vorzunehmen. Damit stellten die »Kontextualisten« lediglich eine gemeinsame atmosphärische Gestimmtheit zwischen Text und Kontext her – erklärt sei damit aber noch nichts.[50] Weshalb, so ließe sich also fragen, sollte das von Bernd Jürgen Warneken untersuchte Tübinger Gymnasiasten-Pfeifkonzert vom 21. Januar 1946 zwingend etwas zu tun haben mit

49 Diese Reihung nach: Andréa Belliger, David J. Krieger: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. In: Dies. (wie Anm. 46), S. 13-50, hier S. 15.

50 Vgl. Saurer (wie Anm. 33), S. 221–222.

der ganzen bunten Kulturgeschichte einer »illegitimen Kunst«, wie sie Warneken außerordentlich plausibel kontextualisierend entfaltet?[51] Das aufgefächerte Spektrum der »sozialen und politischen Nutzungsweisen« des Pfeifens,[52] von der Erfindung der Dampfpfeife und dem Klang der Fabrikpfeifen über den Pfiff der Stuttgarter Näherin Beate Calwer beim Brotkrawall von 1847 und die Pfeifsprache »El Silbo« auf Gomera bis hin zum Publikumspfiff und den Pfeifkünsten Ilse Werners – inwiefern »erklärt« es tatsächlich irgend etwas von dem, was in Tübingen stattgefunden hat? Hier stoßen wir an einen Punkt, an dem generell über die Spezifik und den Erkenntnisanspruch kulturwissenschaftlichen Wissens nachzudenken ist. Denn Whites Einwand ist zwar wichtig, um die Arbeit des Kontextualisierens methodisch besser kontrollieren zu können, allerdings verfehlt er meines Erachtens das, was in den Kulturwissenschaften – wozu heute auch weite Teile der Geschichtswissenschaften zu zählen sind – überhaupt zur Disposition steht. Wenn wir die Heuristik, nach dem »wie« und nicht nach dem »was« zu fragen, als grundlegend für die Logik aller Kulturwissenschaften ansehen,[53] dann ergibt sich daraus auch ein bestimmter Stil der kulturwissenschaftlichen Argumentation und Darstellung. Dabei handelt es sich weniger um einen Stil des Erklärens, als vielmehr um einen Stil des Zeigens. Die Kulturwissenschaften gehen also nicht nomothetisch vor, sondern idiographisch: Selten geht es darum, im strengen Sinne etwas herauszufinden, was zuvor unbekannt war. In vielen Fällen geht es vielmehr um das zeigende Kontextualisieren und kontextualisierende Zeigen dessen, was man schon prinzipiell wusste, was aber in seinen Konstellationen und Bezügen noch nicht ausreichend zu verstehen war. Diese Bezüge sind nicht nur tatsächliche, explizite Bezüge, sondern auch potentielle, in denen wir – wie Warneken das Pfeifen – das betreffende Phänomen zeitlich, räumlich, sozial und politisch verorten. Hier liegt eine wichtige Differenz etwa zu einem sozialwissenschaftlich eingebundenen Unternehmen wie der Akteur-Netzwerk-Theorie. Ein Schuss Spekulation mag darin

51 Bernd Jürgen Warneken: Über das Pfeifen. In: Carola Lipp (Hg.): Medien populärer Kultur. Erzählung, Bild und Objekt in der volkskundlichen Forschung. Frankfurt am Main 1995, S. 230–241.

52 Ebd., S. 234.

53 Lindner (wie Anm. 9), S. 180.

stecken, ein Schuss »Spür-Sinn«[54] notwendig sein, um solche Bezüge herzustellen – jedenfalls dienen diese dazu, plausibel zu machen, wo ein kulturelles Phänomen in der Gesamtheit der Phänomene situiert werden kann. In eben dieser Situierungsarbeit steckt das Geheimnis dessen, wie unbedeutende »mikropolitische« Handlungen »makropolitisch« bedeutsam gemacht werden können.[55] Wir benötigen dazu kulturanalytische Beziehungsbegriffe: einen konsistenten Feldbegriff sowie ein konsequent-inkonsequentes Denken in Konstellationen und Konfigurationen. Wir müssen diachron und seriell denken, also ein Phänomen durch die Zeiten hindurch verfolgen, um zu sehen, wie sich sein Bedeutungsgehalt mit unterschiedlichen zeitgebundenen sozialen Gebrauchsweisen ändert. Wir müssen feldübergreifend denken, um Kulturthemen und Epochensignaturen im Bezug auf das untersuchte Phänomen auszumachen. Und wir müssen in Inversionen denken, um das Phänomen im Lichte seines – tatsächlichen oder scheinbaren – Gegenteils betrachten zu können.[56] Dabei müssen wir uns darüber im Klaren sein, dass uns die Empirie von sich aus nur bedingt Auskunft darüber gibt, wie ihr Kontext zu bestimmen ist. Wenn wir unser Netz aus Bedeutungsbeziehungen um die Dinge spannen, dann folgen wir zwar den Spuren, auf die uns unser Feld hinweist, vor allem aber *konstruieren* wir tatsächlich – im Sinne Hayden Whites und von »writing culture« – einen plausiblen Zusammenhang, der vorher noch nicht da war. Eben deshalb aber kann er auch etwas sichtbar machen, was vorher noch nicht zu sehen war – etwa, was das Tübinger Pfeifen anno 1946 mit der Geschichte proletarischer Äußerungs- und Entäußerungsformen, politischen Protests und kultureller Repräsentation zu tun hat, warum das Pfeifen eben weder Sprechen noch Singen ist, und wie noch im unscheinbarsten Pfiff die Kulturgeschichte eines Schlüsselsymbols

54 Lindner (wie Anm. 16).

55 Zu Mikro- und Makropolitik vgl. Oliver Marchart: Cultural Studies. Konstanz 2008, S. 13.

56 Diese knappen Hinweise folgen Überlegungen Rolf Lindners, der mit Nachdruck auf die Notwendigkeit kulturanalytischer Beziehungsbegriffe – und des Denkens in Beziehungen überhaupt – hingewiesen hat. Vgl. u.a. Rolf Lindner: Von der Feldforschung zur Feld-Forschung. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. Wien 2001, S. 13–16; Ders. (wie Anm. 9 und Anm. 16).

der Widerständigkeit mitschwingt. Damit ist eine Perspektive auf die Vieldeutigkeiten und Oszillationen kultureller Phänomene eröffnet, die nicht zu ersetzen ist – auch nicht durch konsequente soziologische Praxeologie –, und in der die Dynamik symbolisch-materieller Praktiken im sozialen Raum sichtbar wird. Bei all dem wird auch deutlich, wie sehr sich kulturwissenschaftliches von naturwissenschaftlichem – und damit idiographisches von nomothetischem – Wissen unterscheidet. Wilhelm Dilthey hat dies einmal annäherungsweise in die Formel gefasst: »Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir«,[57] was auch bedeutet, dass wir es in den Kulturwissenschaften mit einer in erster Linie hermeneutischen Erschließung von Akteursperspektiven und Praktiken zu tun haben. Mit dem mimetischen »Verstehen« ist also stets – im Gegensatz zum auktorialen »Erklären« – ein kommunikatives Verhandeln lebensweltlicher Plausibilitätsstrukturen verbunden.

Die Konstruktion von Kontexten, die Herstellung plausibler Zusammenhänge und die narrative Integration der Erscheinungen laufen aber keineswegs auf spekulative Beliebigkeit hinaus. Denn zum einen bietet die Empirie mit ihrem – in Konzepten wie der *grounded theory* oder der Praxeologie betonten – epistemologischen Vorrang die Möglichkeit, bestehende soziologische wie politische Erklärungsmuster produktiv in Frage zu stellen und damit wenn keine eigene stichhaltige Erklärung, so doch eine sensiblere Durchdringung dessen zu liefern, was laufend – in Wissenschaft wie Gesellschaft – erklärt *wird.* So ist dem streitbaren Volkskunde-Rezensenten Richard Kämmerlings im Grunde voll zuzustimmen, wenn er schreibt: »Die Stärken der Volkskundler liegen derzeit in einer Art negativer Anthropologie, die eine empirische Falsifizierung kursierender Großtheorien unternimmt – eine Art mikrokosmische Geltungsprüfung für gesellschaftliche Fernaufklärer. [...] Als empirisches Korrektiv soziologischer Abstraktionen könnte die Volkskunde [...] unentbehrlich bleiben«.[58] Gerade eine methodisch strenge und reflektierte Ethnographie kann auktoriale wissenschaftliche Kontextkonstruktionen und narrative Integrations-

57 Zit. nach: Volker Sellin: Einführung in die Geschichtswissenschaft. Göttingen 1995, S. 101.

58 Kämmerlings (wie Anm. 18). Mit ganz ähnlichem Tenor auch Rolf Lindner in: Was kann Europäische Ethnologie (nicht) (wie Anm. 9), S. 169.

versuche empirisch brechen und ihnen einen beharrlichen »Widerstand des Wirklichen« entgegenhalten.[59] Zum anderen aber sollte überhaupt in dem Konstruktionscharakter von Kontexten nicht nur ein Problem gesehen werden. Denn hier lag schon immer eine Möglichkeit, politische Relevanzstrukturen herzustellen, was mit Beliebigkeit eben dann nicht zu verwechseln ist, wenn man sich dieser Tatsache ausreichend bewusst ist.[60] Anders als die »exakten« Wissenschaften können und sollten die Kulturwissenschaften – und nicht zuletzt die durch ihre problematische Wissenschaftsgeschichte sensibilisierte Europäische Ethnologie – zu ihrer Rolle als politische Deutungsinstanz stehen. Oder, um es mit dem einstmals von Helge Gerndt zitierten Physiker Hans-Peter Dürr zu sagen: »Nicht exakt zu sein, ist die einzige Chance, auch einmal etwas Relevantes zu machen«.[61] Die nicht exakte Kulturwissenschaft – so Sabine Eggmann – konturiert sich deshalb zu Recht als »theoretisierende Gesellschaftsanalyse, selbstreflexive Gesellschaftskritik und moralisch-normative Gesellschaftspraxis«.[62] Ihre Plausibilisierungsstrategien sind anfechtbar und müssen es sein, insofern eben Wissen nicht anders denn als situiertes, interessengeleitetes Wissen zu haben ist. Auch hier können sich nach wie vor die Stärken des Faches als einer reflexiven »Dialogwissenschaft«[63] erweisen – und nicht wenige der bisherigen Fachdebatten zeigen, dass hier über die Politizität und gesellschaftliche Relevanz der Kontextkonstruktion mehr nachgedacht wurde als anderswo. Natürlich aber benö-

59 Nach dem Titel von: Maase, Warneken (wie Anm. 38).

60 Mit den Worten Lawrence Grossbergs: »Der Kontext eines partikularen Forschungsprojekts ist nicht zuvor empirisch gegeben; er muß durch das Projekt, durch die politische Frage, die am Spiel [sic] steht, definiert werden. Der Kontext kann so eng wie eine Nachbarschaft zu einem bestimmten Augenblick oder eine städtische Region oder vielleicht sogar eine örtliche Hauptschule sein, die Rassenprobleme hat, oder er kann so weitläufig wie der globale Kapitalismus nach dem Kalten Krieg sein. Bündig formuliert: Für die Cultural Studies ist der Kontext alles, und alles ist kontextuell«. Lawrence Grossberg: Die Definition der Cultural Studies. In: Lutz Musner, Gotthart Wunberg (Hg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Wien 2002, S. 46–68, hier S. 61.

61 Zit. nach Helge Gerndt: »Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie«. Nachfragen – Einwände – Thesen. In: Günter Wiegelmann: Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle. 2. erw. Auflage Münster 1995, S. 215–227, hier S. 226.

62 Eggmann (wie Anm. 9), S. 255.

63 Lindner (wie Anm. 10), S. 15.

tigen wir für eine Kontextkonstruktion, die der »ersten Wirklichkeit« und den »harten gesellschaftlichen Problemlagen« – so Köstlin und Kaschuba in ihren Positionsbestimmungen Mitte der 1990er Jahre – gerecht wird, auch die richtigen Gegenstände. Nicht alle Themen eignen sich für eine konsistente Kulturanalyse – ein Befund, der in einem Fach nicht genug unterstrichen werden kann, das sich immer wieder explizit den Selbstverständlichkeiten des Alltags verschrieben hat. Und damit sind wir auch wieder beim Waschlappen angelangt: Mit ihren Instrumentarien und Vorgehensweisen der Kontextualisierung hat die Volkskunde/Europäische Ethnologie – wie auch andere Disziplinen, die »Kultur« als integralen Modus des Sozialen verstehen – das passende Werkzeug zur Hand, um die großen Themen von *class, gender* und *ethnicity* in den Blick zu nehmen. Diese Perspektive ist im Grunde viel zu wichtig, um sie an solche im schlechten Sinne banalen Gegenstände wie Waschlappen und Erdäpfelsalat zu verschenken. Hier ist mit Bourdieu daran zu erinnern, dass die Konstitution und Situierung des wissenschaftlichen Gegenstands darüber entscheidet, welche Ergebnisse wir mit unseren Analysen erzielen können. Allerdings unterscheidet sich die Europäische Ethnologie hierin noch nicht grundlegend von anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen. Jede Reklamation von »Alleinstellungsmerkmalen« in dieser Richtung wäre vermessen. In der Geschichtswissenschaft sind es längst nicht mehr nur die Mikrohistoriker, die mit kleinen Wirklichkeitsausschnitten arbeiten und ihr Material so kontextualisieren, dass sie zu Aussagen über strukturelle Handlungsspielräume und die Rolle kultureller Praxis darin kommen. In der Kultursoziologie wird zum Teil ähnlich gearbeitet, und die Kulturanthropologie ist ohnehin mit der hier nachgezeichneten Epistemologie vertraut. Vielleicht aber bleibt das empirisch zu erschließende »Banale« in seiner Konkretion und Materialität doch in einer gewissen spezifischen Weise in das disziplinäre Unbewusste eingeschrieben? Und sicherlich ist die besondere Karriere des Kulturbegriffs in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie ein weiteres Spezifikum der Epistemologie dieses Faches. Im Folgenden möchte ich diesen Kulturbegriff – in Anlehnung an neuere Diskussionen – noch einmal beleuchten und vor allem auf seinen prinzipiellen Status hin befragen. Dass diese Überlegungen tentativen Charakter haben, geht aus dem Gang der Argumentation selbst hervor.

Zwischen Gegenstand und analytischem Konzept: Kultur als Modus des Sozialen

»Es besteht kein Zweifel daran, daß die Volkskunde eine Kulturwissenschaft ist«.[64] Mit diesem Satz leitete Gottfried Korff im Jahr 1978 seinen Grundsatzartikel zum Thema Kultur in den »Grundzügen der Volkskunde« ein. Zweifel bestehen heute allerdings mehr und mehr am Kulturbegriff selbst, und zwar vor allem auf Seiten der Ethnologen. 1991 veröffentlichte Lila Abu-Lughod ihren Aufsatz »Writing against Culture«, der einen wichtigen Ausgangspunkt der neueren Kritik am Kulturkonzept bildet. Der Kulturbegriff, so der Tenor, schreibe Differenzen essentialistisch fest und konstruiere Kohärenzen, die so nicht gegeben seien.[65] »Adieu, Culture« nekrologisierte Michel-Rolph Trouillot,[66] Eric R. Wolf zählte »Kultur« gar zu den »Perilous Ideas«,[67] und im Debattenteil der ersten Ausgabe der »Zeitschrift für Kulturwissenschaften« publizierte Chris Hann 2007 einen Artikel, in dem er ebenfalls entschieden für die »Abschaffung des Kulturbegriffs« plädierte.[68] Weder als Teilbereich von Gesellschaft, noch im Sinne kultureller Einheiten sei der Kulturbegriff noch zu retten. Mit Folgen, die der Ethnologe freilich nur »mit blutendem Herzen« tragen könnte: »Nehmen wir tapfer einen Rotstift in die Hand und jedes Mal, wenn wir ›Kultur‹ sehen, streichen wir das Wort«.[69] In der Volkskunde/Europäischen Ethnologie mit ihrer explizit kulturwissenschaftlichen Epistemologie blieb der Kulturbegriff dagegen noch lange unangetastet. Allerdings trat mit Stefan Beck auch hier ein Fachvertreter mit der – vergleichsweise maßvollen – Forderung auf: »Vergesst Kultur –

64 Gottfried Korff: Kultur. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Martin Scharfe, Gottfried Korff: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978, S. 17–80, hier S. 17.

65 Vgl. Lila Abu-Lughod: Writing against Culture. In: Richard G. Fox (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe 1991, S. 137–162.

66 Michel-Rolph Trouillot: Global Transformations. Anthropology and the Modern World. New York 2003, S. 97–116.

67 Eric R. Wolf: Perilous Ideas: Race, Culture. People. In: Current Anthropology 35, 1, 1994, S. 1–12.

68 Chris Hann: Weder nach dem Revolver noch dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen: Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, 2007, S. 125–134.

69 Ebd., S. 133.

wenigstens für einen Augenblick!«[70] Er kritisierte aus Sicht der medizinanthropologischen Forschung insbesondere die implizite Funktion von »Kultur« als Gegenkonzept zu Natur, was zu einer »relativen Untauglichkeit« des Begriffs für die empirische Analyse führe.[71]

Hier lohnt sich ein genauerer Blick auf die theoretischen Fassungen und Verwendungsweisen des Kulturkonzepts im Fach. Spätestens seit der Umbenennung des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts mittels der neuen Fachbezeichnung »Empirische Kulturwissenschaft« nimmt dieses Konzept in der disziplinären Epistemologie einen zentralen Platz ein. Dabei bezeichnet »Kultur« – im Sinne von Alltagskultur – einen integralen Gegenstandsbereich, der alle Formen sozialer Praxis durchdringt. Gleichzeitig aber besteht die Spezifik des Kulturbegriffs im Fach nicht nur darin, dass mit ihm der Gegenstandsbereich von Kultur »semantisch ausgeweitet« wird, sondern immer auch in seiner »Erklärungsfähigkeit«.[72] Das aber bedeutet nichts anderes, als dass »Kultur« eine doppelte Bedeutung hat, nicht nur Thema, sondern auch analytischer Zugang der Empirischen Kulturwissenschaft ist. In diesem Sinne hat Rolf Lindner in seiner Antwort auf Chris Hann den Kulturbegriff als »unersetzbares heuristisches Mittel« stark gemacht. Denn »Kultur, so könnte man sagen, ist die Art und Weise, in der die Individuen die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die sie hineingeboren sind, verarbeiten, aneignen, umgestalten«.[73] In dieser Formulierung wird Kultur als Modus des Sozialen begriffen, vor allem aber wird sie operationalisiert als eine »Perspektive, aus der das gesellschaftliche Zusammenleben betrachtet wird«.[74] Wenn aber Kultur eine analytische Perspektive auf Gesellschaft ist, inwiefern lässt sie sich dann in ihrer anderen Bedeutung – als Gegenstand der Analyse – aufrechterhalten?

70 Stefan Beck: Vergesst Kultur – zumindest für einen Augenblick! Oder: Zur Vermeidbarkeit der kulturtheoretischen Engführung ethnologischen Forschens. In: Sonja Windmüller, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin 2009, S. 48–68. Vgl. zur Kultur-Natur-Dichtotomie auch Ders.: Natur | Kultur. Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 104, 2008, S. 161–199.

71 Beck 2009 (wie Anm. 70), S. 55.

72 Korff (wie Anm. 64), S. 38.

73 Rolf Lindner: Antwort auf Chris Hann. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, 2007, S. 135–136, hier S. 136.

74 Ebd.

Sabine Eggmann hat den Kulturbegriff der Volkskunde/Europäischen Ethnologie diskursanalytisch durchleuchtet und ist zu einem sehr bemerkenswerten Schluss gekommen: nämlich dass »Kultur« in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie – vielen gängigen Fachdefinitionen zum Trotz – eben nicht den Gegenstand des Wissens bildet, sondern vielmehr das »*Instrument* volkskundlichen Arbeitens«.[75] Sie sieht im Kulturbegriff eine disziplinspezifische »Relationierungsformel«, die »den VolkskundlerInnen konsequent zur Herstellung von Sichtbarkeit der unterschiedlichsten Inverhältnissetzungen [sic] der Menschen in ihren historischen und sozialen Zusammenhängen« und damit dem »Deuten und Verstehen der menschlichen Lebenspraxis« dient. »Kurz: ›Kultur‹ ist nicht das Objekt, sondern der Schlüssel volkskundlichen Forschens«.[76] Als den fokussierten Gegenstand des Faches bestimmt Eggmann dagegen die Gesellschaft.[77]

Was wäre, wenn wir diesen Befund in allen seinen Konsequenzen ernst nehmen und »Kultur« nicht mehr als materialen Gegenstandsbereich, sondern als einen heuristisch zu fassenden Modus des Sozialen – und damit auch als Forschungsperspektive – verstehen würden? Die Folgen wären auf den ersten Blick gravierend. Mit einem Schlag wären zentrale Gegenstandsbegriffe der Empirischen Kulturwissenschaft wie »Alltagskultur«, »Populärkultur«, »Subkultur« oder »materielle Kultur« in Frage gestellt. Was allerdings nicht verloren ginge, das wäre die Zentralität der kulturellen Perspektive auf die soziale Welt. Wenn Abu-Lughod kritisiert, Kultur sei »the essential tool for making other«,[78] dann ist diese Perspektive gerade deshalb nicht aufzugeben, weil sie das Funktionieren einer Gesellschaft erklären kann, die sich wesentlich über Differenzen und kulturelles Othering konstituiert. Wir müssten den Satz also nur leicht modifizieren und Kultur als »the essential tool for *understanding* the making other« verstehen, um den in die Kritik geratenen Begriff neu zu plausibilisieren. Welchen anderen Begriff sollten wir auch benutzen, um zu untersuchen, was die Ethnologin Carola Lentz auf der Fachtagung der DGV 2011 in Wien als »Realessentialismen« bezeichnet hat: die Tatsache, dass in der so-

75 Eggmann (wie Anm. 9), S. 246.
76 Ebd., S. 246-247.
77 Ebd., S. 152, 246.
78 Abu-Lughod (wie Anm. 65), S. 143.

zialen Welt mit essentialistischen Einheiten argumentiert und gehandelt wird? Eine vollständige »Abschaffung« des Kulturbegriffs, wie sie Chris Hann vorgeschlagen hat, würde die Kulturwissenschaften um ihr zentrales Instrument der Identitäts- wie der Differenzerkennung bringen.[79] Mit einer Teilabschaffung von »Kultur« als Gegenstandsbegriff aber wären wesentliche kulturtheoretische Problemzonen umgangen. Denn die Kritik Abu-Lughods, Trouillots, Hanns und anderer Ethnologen zielt nahezu ausschließlich auf einen reifizierten Begriff von Kultur: die auf Herder zurückgehende Rede von distinkten »Kulturen«, in denen sich Differenzen zu erkennbaren Sinneinheiten – den »Herderschen Kugeln« – ordnen. Zu Recht ist diesem Kulturbegriff vorgeworfen worden, dass er Differenz holistisch und essentialistisch festschreiben würde. Der unter anderem von Wolfgang Kaschuba formulierte Kulturalismus-Vorwurf betrifft ebenfalls in erster Linie Diskurse, in denen Kultur als eigenständiger Gegenstandsbegriff fungiert. Und auch Stefan Becks Kritik an einer Trennung von natürlichen und kulturellen Konstitutionsbedingungen von Praxis bezieht sich vor allem auf eine »spezifische kategoriale Trennung zwischen zwei grundsätzlich unterschiedenen ontologischen Zonen«[80] und damit auf die Einhegung eines kulturellen Referenzbereichs. Wenn es nun darum geht, abseits dieser Problematik nach einem operationalisierbaren Kulturbegriff zu suchen, dann erscheint die oben angedeutete Perspektive von Gesellschaft als *Gegenstand* und Kultur als *Schlüssel* kulturwissenschaftlichen Wissens durchaus als attraktiv. Ich möchte diese Perspektive in wenigen Strichen – und durchaus spekulativ – andeuten.

Betrachten wir Gesellschaft und nicht Kultur als den Gegenstand der Europäischen Ethnologie, kann von dem von Johanna Rolshoven angemahnten »Fehlen einer sozialwissenschaftlichen Problemorientierung« im Fach zumindest von der kulturtheoretischen Grundlegung her keine Rede mehr sein. Denn dann sind die Strukturen sozialer Ungleichheit entlang der Kategorien von *class, gender* und *ethnicity* per definitionem das genuine Thema des Faches – bearbeitet aus einer kulturalen Perspektive. Die Perspektive wäre dann die einer expliziten »Sozialwissen-

79 In seinem Eröffnungsvortrag »Zwei oder drei Dinge, die ich über Kultur weiß. Eine Reprise« auf dem Tübinger dgv-Kongress im September 2011 hat Rolf Lindner diese heuristische Funktion des Kulturbegriffs nochmals betont.

80 Beck 2008 (wie Anm. 70), S. 166.

schaft der Kultur«,[81] oder genauer: einer kulturell argumentierenden Sozialwissenschaft. Damit wäre möglicherweise auch eine befriedigendere Formulierung des Dauerproblems gefunden, wie das Soziale und das Kulturelle ins Verhältnis gesetzt werden sollen. Viele der vorliegenden Definitionsversuche zum Gesellschaft-/Kultur-Verhältnis fassen dieses im Sinne eines – irgendwie gearteten – dialektischen Zusammenhangs zweier Gegenstandsbereiche auf, lassen den Leser aber dennoch bzw. gerade deshalb etwas ratlos zurück. So spricht Hermann Bausinger 1980 von einem »sehr schwer zu fassenden Komplementärverhältnis« von Kultur und Gesellschaft, das mit simplen semantischen Vorgaben nicht zu entschlüsseln ist«.[82] Stefan Beck macht die Sache nicht leichter, wenn er 2000 schreibt, »dass Gesellschaft im Rahmen einer Kultur verwirklicht wird und Kultur im Rahmen einer Gesellschaft«.[83] An dieser Stelle könnte es sich als klärend erweisen, das Soziale und das Kulturelle theoretisch auf zwei unterschiedlichen Ebenen anzusiedeln, anstatt ihren Zusammenhang weiter im Ungefähren zu belassen. Wenn Kultur als ein *integraler Modus des Sozialen* verstanden wird, der erst in der wissenschaftlichen Analyse als Modus kenntlich wird, dann werden beide Kategorien im wechselseitigen Bezug aufeinander operationalisiert. Kultur wird dann wirklich als »andere Seite von Gesellschaft« lesbar, wie es einst für den Tübinger Studienplan formuliert wurde. In diesem Sinne das kulturelle Moment des Sozialen in den Blick zu nehmen, bedeutet sozusagen das »Was« heuristisch vom »Wie« zu trennen und eine Perspektive auf die symbolisch-kommunikative Dimension sozialer Praktiken zu eröffnen: auf das freie und doch gebundene Spiel der Distinktionen und Differenzen, der Identifikationen und Alterationen, der Expressionen und Interpretationen, die alle Prozesse sozialer

81 So von Gisela Welz und Bernd Jürgen Warneken in einer Berliner Diskussion aus dem Jahr 2001. Vgl. Stefan Beck, Leonore Scholze-Irrlitz: Berliner Diskussion: Perspektiven Europäischer Ethnologie – Versuch einer Zwischenbilanz. Gespräch zwischen Wolfgang Kaschuba, Peter Niedermüller, Bernd Jürgen Warneken und Gisela Welz. In: Thomas Scholze, Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): Zehn Jahre Gesellschaft für Ethnographie – Europäische Ethnologie in Berlin. Berliner Blätter 23, 2001, S. 167–190, hier S. 168–169.

82 Bausinger (wie Anm. 10), S. 9–10.

83 Stefan Beck: media.practices@culture. Perspektiven einer Kulturanthropologie der Mediennutzung. In: Ders. (Hg.): Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag (Berliner Blätter 3). Münster 2000, S. 9–17, hier S. 12.

Assoziation durchdringen und wesentlich dazu beitragen, Assoziationen gleichzeitig zu stabilisieren und zu verflüssigen.

Die Fokussierung einer »symbolisch-kommunikativen Dimension« darf freilich nicht dazu verleiten, den Kulturbegriff idealistisch verkürzt zu denken. Vielmehr sind hier ganz wesentlich inkorporierte und materialisierte kulturelle Muster zu berücksichtigen, wie sie in der »Relation von Kultur und Soma, sozialen Umständen und körperlichen Zuständen«[84] oder in den Handlungsprogrammen von Akteur-Netzwerken sichtbar werden. Immer aber gibt es – so würde die heuristische Grundannahme lauten – ein *kulturelles Moment*, das in einem streng praxeologischen oder netzwerktheoretischen Begriff des Sozialen nicht aufgeht, sondern dieses nach einer eigenen, eben kulturellen Logik und Dynamik mit strukturiert und dessen Bedeutungsüberschüsse darin zirkulieren. Im Kern entspricht diese Perspektive der Epistemologie der klassischen Cultural Studies wie der Empirischen Kulturwissenschaft, die Kultur als »a whole way of life«, als Moment von »Kultur und Lebensweise« bestimmt haben. Denn darin steckt vor allem der Verweis auf den *Modus,* auf das »Wie«, die Art und (Lebens-) Weise. Wenn aber das Kulturelle den »way of« bezeichnet, wie das Soziale erfahren, gedeutet und ausgehandelt wird, dann geht das notwendigerweise zu Lasten eines reifizierenden Verständnisses von Kultur. Für die kulturtheoretische Selbstverständigung scheint mir das zumindest eine bedenkenswerte Option zu sein. Dass damit keine definitorische Festschreibung des Kulturbegriffs gemeint ist, sollte klar sein. So geht es einzig um eine operationalisierbare Epistemologie, von der aus dann fallweise entschieden werden kann, »welcher Kulturbegriff für welche Fragestellung von heuristischem Wert ist«.[85] Denn – so die Historikerin Caroline Arni in einem aktuellen Debattenbeitrag – »so funktioniert eine gute analytische Kategorie: Sie dokumentiert nicht eine Differenz zwischen Dingen, sondern sie ist eine nie abschließbare Differenzierung, die andere Kategorien ins Spiel nimmt, vielleicht sogar mit hervorbringt und sich so vor Verdinglichung schützt. [...] Das aber setzt einen Wirklichkeitsbegriff voraus, der Kategorien nicht mit Dingen verwechselt und Wirklichkeitsreflexion nicht mit Wirklich-

84 Beck 2008 (wie Anm. 70), S. 164.

85 Carola Lipp: Kulturhistorische Studien und doch keine Kulturgeschichte. In: Historische Anthropologie 20, 2012, S. 242–245, hier S. 244.

keitsverlust: die Einsicht, dass Verstehen in analytischen Kategorien von statten geht, die es erlauben, das Konkrete zu denken, aber dieses Konkrete nicht sind«.[86]

Transdisziplinarität und kognitive Identität: Ein Schlusswort

Zum Schluss möchte ich noch einmal auf die »kognitive Identität« der Europäischen Ethnologie zurückkommen. Was auch externen Beobachtern des Faches meist sehr schnell auffällt, ist die erstaunliche Varianz der Themen und Forschungsfelder in diesem Fach. Die einen befassen sich aus museologischer Sicht mit Materialität, die zweiten arbeiten aus sozialanthropologischer Sicht mit einer Kombination ethnographischer und neurobiologischer Zugänge, die dritten erforschen mit alltagshistorischen Methoden soziale Beziehungen in der Kleinstadt um 1800, die vierten untersuchen Wissenschafts- und Fachgeschichte aus wissensoziologischer Perspektive. Andere wiederum arbeiten mit Ansätzen aus den Postcolonial Studies über Migration und Transnationalismus, setzen sich mit kulturgeographischen oder architekturtheoretischen Raumbegriffen auseinander, untersuchen UNESCO-Zuschreibungen an brauchgeschichtliches kulturelles Erbe oder forschen im Grenzgebiet von Kunstgeschichte, Visual Studies und volkskundlicher Imagologie über Aspekte moderner Bildproduktion. Die Liste ließe sich nahezu endlos weiterführen. »Sie kann also alles«, die Volkskunde/Europäische Ethnologie? Eine vorläufige und vor allem operationalisierbare Antwort aber könnte lauten: Sie kann – zumindest theoretisch – alles, weil sie Gesellschaft zu ihrem Gegenstand hat. Sie kann alles, weil sie mit ihrer kulturalen und kontextualisierenden Perspektive auf Gesellschaft die symbolisch-kommunikative Konstitution des Sozialen in den Blick nimmt. Vor allem aber kann sie alles, weil sie mehr als andere Disziplinen seit den Anfängen ihrer Fachgeschichte von einer durch und durch inter- und transdisziplinären Kombinatorik lebt – nicht selten auch in Form einer »wilden Aneignung« und eines »probierenden Konsums der Theorien«.[87] For-

86 Caroline Arni: Jäger des schlauen Wildes. In: Historische Anthropologie 20, 2012, S. 225-227, hier S. 225–226.

87 Köstlin (wie Anm. 22), S. 63.

schungsarbeiten und gar Handbücher der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, die sich dieser permanenten Herausforderung verweigern, tun dem Fach insofern keinen Gefallen, als sie es einer vorauseilenden Selbstmarginalisierung unterziehen. Im Rahmen des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde ist erst vor einigen Monaten ein solcher Band erschienen: Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart und Dorothea Jo. Peter haben ihr in den 1990er Jahren begonnenes Publikationsvorhaben nun als E-Book herausgebracht und damit eine beeindruckende Zusammenschau der österreichischen Fachgeschichte geliefert.[88] Allerdings enthält der Band auch nicht wesentlich mehr als eine Auseinandersetzung mit innervolkskundlichen Forschungstraditionen nach dem Strickmuster eines den Kanon aktualisierenden und erweiternden »Von/Zum«. So schreibt noch der 1996 verstorbene Oskar Moser über Arbeitsgerät »vom hölzernen Pflug zum Computer«, Ekkehard Schönwiese skizziert eine Entwicklung »vom Volksschauspiel zur Sitcom«, Elfriede Grabner verharrt mit ihrem Abriss »von der Volksmedizin zu den Wunderheilern« ganz im Banne dessen, was schon die alte Volkskunde unter medikalen Kulturen verstanden hat, und Hermann Steininger versucht in seinem Artikel »vom Pranger zum Bezirksgericht«, den Bogen der so genannten »Rechtsvolkskunde« bis heute zu spannen, was einen eigentümlich anachronistischen Eindruck erzeugt. Wenn Johann Verhovsek im Untertitel seines informativen wissenschaftsgeschichtlichen Beitrags danach fragt, inwiefern »Theorielosigkeit als Eigenart« der Volkskunde gelten könne, dann liefert er mit seinen Befunden gleich den Nachweis, dass sich die genuin volkskundliche Theoriediskussion in Österreich im Wesentlichen auf Sottisen à la »Die Volkskunde ist die Wissenschaft vom Volke« (Karl Ilg im Jahr 1951) beschränkte. Ohne den intensiven Grenzverkehr mit anderen Sozial- und Kulturwissenschaften ist eine solche volkskundliche Theoriebildung zur Provinzialität verurteilt. Auch wenn die in dieser Tradition entstandenen materialorientierten Forschungen einen soliden Wissensbestand darstellen, bleiben ihre Ergebnisse ohne transdisziplinäre Theoretisierung bestenfalls positivistische Bilderbogen.

88 Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart, Dorothea Jo. Peter (Hg.): Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Innsbruck 2011, online abrufbar unter: http://vio.volkskunde.org (Zugriff: 23.12.2011).

89 Lindner (wie Anm. 10), S. 6.

Demgegenüber habe ich hier versucht, so etwas wie einen spezifisch »volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Blick« aufzuzeigen, der die transdisziplinäre Zirkulation von Theorien und Methodologien organisiert und lenkt, und zwar vor allem mit einem hermeneutisch-kontextualisierenden Zugang sowie einer kulturalen Perspektive auf Gesellschaft. Es ist dieser Blick, der das Fach durchaus zu einer »heimlichen Schlüsseldisziplin«[89] macht. Zur Schlüsseldisziplin wird ein Fach nicht, indem es sich in traditionellem Klein-Klein auf die Banalität von Schlüsselanhängern kapriziert, sondern indem es Türen zu anderen Disziplinen und Kontexten aufschließt. Wenn hier die kulturwissenschaftliche Epistemologie des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie beleuchtet wird, dann geht es also weniger um akademische Identitätspolitiken, wie sie vor einigen Jahren Rolf Lindner einer kritischen Revision unterzogen hat,[90] sondern vielmehr darum, zu zeigen, welche Weisen der Gegenstandskonstitution ein Fach ausgebildet hat, das sowohl eine ausgeprägte eigene Forschungstradition als auch ein ebenso ausgeprägtes transdisziplinäres Referenzsystem aufweisen kann. In diesem Sinne möchte ich für ein epistemologisch disziplinär gebundenes transdisziplinäres Arbeiten plädieren, dessen Ziel nichts weiter ist als eine ihrem Gegenstand angemessene empirische Kulturanalyse. »Wir« können nichts besser als »die anderen«. Aber wir können es besonders gut im Zusammenhang denken, und das macht zweifellos eine Stärke des Faches aus. Es scheint sinnvoll, hier nochmals an Richard Weiss' Begriff der »Beziehungswissenschaft« zu erinnern. Denn was den Forschungsgegenstand Gesellschaft angeht, so bilden Beziehungen geradezu den alles dominierenden Fokus dieser Wissenschaft. Nicht nur, dass sich das Soziale generell über Beziehungen und Assoziationen definiert, auch der Kulturbegriff erweist sich bei näherer Betrachtung als Instrument, Relationen und Differenzen zu denken.[91] Damit nehmen wir das Soziale als flexibles Ensemble von Beziehungen aus einer Perspektive in den Blick, die Praktiken der

90 Rolf Lindner: Das Leben ist transdisziplinär. In: Thomas Hengartner, Johannes Moser (Hg.): Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. Leipzig 2006, S. 79–87.

91 Vgl. dazu nochmals Lindner (wie Anm. 9). Sabine Eggmann spricht – wenn auch in einem etwas anderen Sinn – ebenfalls von Kultur als »Relationierungsformel«. Vgl. Eggmann (wie Anm. 9), S. 245–259.

différance und Relationierung zum Vorschein bringt. Zudem hat die starke Fachtradition ethnographischer Methodenreflexion dafür gesorgt, dass die Beziehungen zwischen Forschenden und Feld – selbst im historischen Arbeiten[92] – immer mitgedacht werden. Und die für das Fach traditionell wichtige Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit – was vor allem den museologischen Bereich, aber auch andere »Deutungsagenturen« der Moderne betrifft – zwingt ebenfalls zur ständigen kritischen Reflexion einer Beziehung. Gerade aufgrund einer institutionell wie inhaltlich überaus schwierigen Wissenschaftsgeschichte ist in volkskundlich-kulturwissenschaftliches Denken eine Reflexivität und Sensibilität für Kontexte und Beziehungen eingebaut, die durchaus etwas Besonderes ist. Was Richard Weiss mit seiner Begriffsprägung aber vor allem anderen hervorgehoben hat, ist der Umstand, dass in kaum einem Fach so enge Beziehungen zwischen disziplinären Ansätzen hergestellt werden wie gerade in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. In diesem Sinne sollten die charakterisierenden Komposita von »Beziehungswissenschaft«, »Kontextwissenschaft« und »Dialogwissenschaft« programmatisch ernstgenommen und forschungspraktisch phantasievoll umgesetzt werden. Eine diesem Programm angemessene empirische Arbeit hat beste Aussichten, der Komplexität von Gesellschaft aus kultureller Perspektive gerecht zu werden.

92 Vgl. die im Fach seit einigen Jahren laufende Diskussion um das Konzept einer »historischen Ethnographie«: Kaspar Maase: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnografie. In: Katharina Eisch, Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zu einer ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001, S. 255-271; Michaela Fenske: Mikro, Makro, Agency – Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 102, 2006, S. 151–177; Lioba Keller-Drescher: Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit – Zur (Re)-Konstruktion von Wissensordnungen. In: Andreas Hartmann, Silke Meyer, Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.): Historizität. Vom Umgang mit Geschichte. Münster 2007, S. 57–68; Jens Wietschorke: Historische Ethnografie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 106, 2010, S. 197–224; Gesa Ingendahl, Lioba Keller-Drescher: Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106, 2010, S. 241–263; Sabine Kienitz: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik. In: H-Soz-u-Kult, 11.09.2012, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1867&type=diskussionen (Zugriff: 8.10.2012).

Jens Wietschorke, Relational studies. An attempt at an epistemology of ethnological-cultural studies

Several basic epistemological questions in Folk Life and Folk Art/European ethnology are discussed. How do the small individual mosaic stones of reality fit together within the larger social structures? What is meant by »contextualizing« a cultural phenomenon? Which options exist for heuristically interrelating the categories of culture and society in a meaningful way? In conclusion, the paper calls for »relational studies« in the form of an ethnological-cultural analysis that would take into consideration the differences and relationships while at the same time seeing itself as a transdisciplinary interface.

Neuerscheinung

Museumsbund Österreich und ICOM Österreich (Hg.)
insMuseum.com. 131 Objekte – 131 Museen
Katalog zur gleichnamigen Imagekampagne
inkl. Positionspapier »Museum selbstbewusst«

In einer weltweit einzigartigen Kampagne sind zwischen 1. Mai und 8. September 2012 131 großartige, spezielle, sonderbare und unvergleichliche Objekte aus 131 ausgezeichneten Museen auf der Webseite *insMuseum.com* publiziert worden. Diese 131 Objekte präsentieren sich auch als Abbild der großartigen österreichischen Museumslandschaft: Die professionellen Bundes- und Landesmuseen stehen neben (weitgehend) ehrenamtlich geführten aber nicht weniger engagierten Regional- und Heimatmuseen, volkskundliche Objekte stehen neben archäologischen Artefakten und die Kunst neben Technik und Naturwissenschaften. Nun liegt der 320 Seiten und über 400 Farbabbildungen umfassende hochqualitative Katalog vor.
insMuseum.com ist eine Einladung, die zahllosen wunderbaren Museen in Österreich zu erkunden. Das Buch kann dabei als Orientierung, als eine Art Reisehandbuch dienen.

Museumsbund Österreich und
ICOM Österreich, Traun 2012
320 Seiten, über 400 Farbfotos
ISBN 978-3-200-02771-8
Preis: € 27,- (zzgl. Versandkosten)

Bestellungen
Museumsbund Österreich
Welser Straße 20
4060 Leonding
T +43/732/674256-182
F +43/732/674256-185
info@museumsbund.at

Mitteilung

Theater und Wissenschaft im Dialog

Ina Dietzsch

Kunst und Wissenschaft scheinen in den letzten Jahren ein besonderes Interesse aneinander entwickelt zu haben. Dieter Mersch und Michaela Ott sprechen gar von tektonischen Verschiebungen im Verhältnis zwischen beiden: Wissenserzeugung und Ästhetisierung durchdrängen einander auf komplexe Weise und quer zur Trennung von Kunst und Wissenschaft.[1] Die Vielfalt reicht von Arbeiten, die Erkenntnisse und Methoden der Wissenschaft aufgreifen und für gestalterische Zwecke nutzen, wie z.B. die mit naturwissenschaftlichen Visualisierungen arbeitende *science art*[2], bis hin zu *imaged-based research*[3], als einer Forschung, die Bilder dem sonst gängigen Text vorzieht und ausdrücklich künstlerische Praxis mit wissenschaftlichem Anspruch verbindet.

In einer Veranstaltung auf dem 38. Kongresses der dgv in Tübingen kamen am 22. September 2011 das Landestheater Tübingen und die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie zu einem Experiment zusammen, um die Reichweite auszuloten, mit der Praktiken des »Denkens, Forschens und Darstellens«[4] in Kulturwissenschaft und Autorentheater sich gegenseitig befruchten können.[5] Die folgenden Überlegungen waren Teil meiner Einführung als Initiatorin und Mitorganisatorin der Veranstaltung.

1 Dieter Mersch, Michaela Ott: Tektonische Verschiebungen zwischen Kunst und Wissenschaft. In: Dies. (Hg.): Kunst und Wissenschaft. Paderborn, München 2007, S. 9–34.

2 Herbert W. Franke: Science Art. In: Mersch, Ott (wie Anm. 1), S. 183–190 und Manfred P. Kage: Wege zur Science Art. In: Ebd., S. 191–194.

3 Jürgen Krusche: Image-based Research. In: Ebd., S. 225–234.

4 So der Titel des gesamten Kongresses.

5 http://www.landestheater-tuebingen.de/events/view/id/48764/date/1316642400 (Zugriff: 5.11.2012).

Die Relevanz von Kunst für die Wissenschaft

Während sich die Kunst auf o.g. Weise mit der Wissenschaft verschränkt, ist umgekehrt auf Seiten der Kultur- und Sozialwissenschaft seit einiger Zeit von einer performativen Wende die Rede.[6] Diese ist, wie Doris Bachmann-Medick argumentiert, das Ergebnis verschiedener Entwicklungen: Neben Sprachverwendungsszenarien der pragmatischen Sprachphilosophie und der Sprechakttheorie sowie ritualanalytischen Ansätzen aus der Ethnologie sind es auch Aufführungsmodelle des Theaters und »Inszenierungskulturen« von Kunst, Politik und Alltagsleben, die im Kontext der Krise der Repräsentation die allgegenwärtige Macht des Textes in den Kulturwissenschaften brechen.[7]

Stichworte sind in diesem Zusammenhang »soziales Drama« und eine »Anthropology of Performance«[8] sowie »Kultur als Aufführung« oder »Kultur als Inszenierung«.[9] Methodisch entspricht diesem Bedeutungszuwachs von Handlung, Performanz und Inszenierung gegenüber dem Text in der wissenschaftlichen Praxis z.B. das reflexive Interview.[10] Es hebt die performativen Elemente einer Interviewsituation hervor und zielt nicht auf Datenerhebung im klassischen Sinne, sondern darauf, die Befragten sich ihres Handelns während des Sprechens bewusst werden zu lassen und damit auch auf den Handlungs- und Veränderungsraum, der sich für sie ergibt, indem sie sprechen und andere zuhören. Weiterhin, im Zusammenhang mit der Methodik

6 Rainer Winter, Elisabeth Niederer (Hg.): Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften. Bielefeld 2008; Jens Kertscher, Dieter Mersch (Hg.): Performativität und Praxis. München 2003; Erika Fischer-Lichte: Einleitung. In: Dies., u.a. (Hg.): Theatralität als Modell in den Kulturwissenschaften. Tübingen 2004, S. 7–26; Wilhelm Vosskamp, Georg Stanitzek (Hg.): Schnittstelle – Medien und kulturelle Kommunikation. Köln 2001.

7 Doris Bachmann Medick: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek 2006, S. 105.

8 Victor Turner: The Anthropology of Performance. New York 1987.

9 Fischer-Lichte u.a.(wie Anm. 6).

10 Norman Denzin: The Reflexive Interview and a Performative Social Science. In: Qualitative Research 1, 1, 2001, S. 23–46; Maggie O'Neill u.a.: Renewed Methodologies for Social Research: Ethno-Mimesis as Performative Praxis. The Sociological Review 50, 1, 2002, S. 69–88.

der Ethnografie und an die Arbeit des Theaters anschließend, bringen »aufführungsorientiertes Schreiben« – also die Ethnografie gezielt als Stücktext oder als Drehbuch formuliert – und »Ethnodrama« bzw. »Ethnomimesis« als Erkenntnismethode, ethnografische Forschungen auf die Bühne. Diese Zugänge haben vor allem zum Ziel, sinnliches Wissen (*sensuous knowing*) zu erzeugen.[11]

Theater und bildende Kunst werden von Wissenschaft gern als Kooperationspartner gesucht, wenn Forschung einen emanzipatorischen Anspruch hat, bewusst gesellschaftsgestaltend und dezidiert politisch sein will.[12] In Großbritannien steht dafür der Begriff der *participatory action research* – »working with communities to effect change« – wie Maggie O'Neill treffend zusammenfasst.[13] Dies ist etwa der Fall, wenn z.B. WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen mit MigrantInnen ohne Papiere oder mit Sexarbeiterinnen arbeiten und versuchen, gesellschaftliche Wahrnehmung neu zu deren Gunsten zu kanalisieren.[14]

In Deutschland wurde mit der Gründung der Bundeskulturstiftung 2002 die Zusammenarbeit von KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen in Initiativ-Projekten zu Themen wie Migration, schrumpfende Städte oder Arbeit (z.B. »Transit Migration«, »Labor Ostdeutschland«) systematisch gefördert.[15] Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat ebenfalls ein großes wissenschaftliches Projekt finanziert, das sich ausdrücklich die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Kunst auf die Fahnen geschrieben hatte.[16] In diesem Projekt (»Überle-

11 Turner (wie Anm. 8); Sarah Pink: Doing Sensory Ethnography. London 2009.

12 Hanne Seitz: Temporäre Komplizenschaften: Künstlerische Intervention im sozialen Raum. In: Maria Wolf, Bernhard Rathmayr, Helga Peskoller (Hg.): Konglomerationen. Bielefeld 2009, S. 181–197.

13 O'Neill (wie Anm. 10), S. 73.

14 Turner (wie Anm. 8); Maggie O'Neill: Community Safety, Rights, Redistribution and Recognition: towards a Coordinated Prostitution Strategy? In: Jo Pheonix (ed.): Regulating Sex for Sale: Prostitution Policy Reform in the UK. Bristol 2009; Maggie O'Neill u.a.: Beyond Borders: A Sense of Belonging. Transnational Communities, Arts, Migration and Diaspora, 2010, http://www.diasporas.ac.uk/assets/O%27Neill%20Belonging.pdf (Zugriff 16.9.2012).

15 http://www.transitmigration.org/homeprodukt.html; http://www.kulturstiftung-des-bundes.de/cms/de/programme/deutsche_einigung/archiv/kulturbericht_labor_ostdeutschland.html, (Zugriff: 5.11.2012)

16 Heinz Bude u.a. (Hg.): ÜberLeben im Umbruch. Hamburg 2011; Ina Dietzsch: Lebenswelten der Entschleunigung. Einführung in das gleichnamige Panel. In: Reinhard Johler, Max Matter, Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Mobilitäten. Europa

ben im Umbruch«), das das alltägliche (Über)Leben in einer schrumpfenden Stadt unter den Bedingungen von De-Industrialialisierung, Abwanderung und Alterung zum Untersuchungsgegenstand hatte, waren u.a. fünf Theaterstücke entstanden. Nachdem sie im Maxim Gorki Theater Berlin, das sie in Auftrag gegeben hatte, uraufgeführt und z.T. in der Stadt selbst gezeigt worden waren, waren die Stücke bereits auf dem Weg zu neuen Inszenierungen an anderen Theatern des Landes. Diese Entwicklung hatte mich dazu bewogen, im Zusammenhang mit dem dgv-Kongress, Kontakt zum Landestheater Tübingen aufzunehmen und den begonnenen Dialog zwischen Kulturwissenschaft und Theater an anderer Stelle weiterzuführen. Das Ergebnis war eine Bühnenveranstaltung, in der ein Stück aus dem Projekt (Thomas Freyers *Im Rücken die Stadt*) mit einem Stück aus dem Repertoire des Landestheaters ins Verhältnis gesetzt wurde. Die Schauspieler des Theaters eigneten sich das Stück von Freyer an und interpretierten es in Ausschnitten für eine szenische Lesung neu, während ProjektmitarbeiterInnen aus dem Projekt »Überleben im Umbruch« sich in Juli Zeh's Stück *Corpus Delicti* einarbeiteten, das ebenfalls in Ausschnitten auf der Bühne gezeigt wurde. Danach reflektierten verschiedene Beteiligte dieser Kooperation in einer Podiumsdiskussion die Potentiale der Zusammenarbeit.

Interprofessionelle Kollaboration

Kommen bei solchen Projekten beide Seiten wirklich miteinander ins Gespräch? Welcher Erkenntnisgewinn ist mit dieser Art von Kooperation verbunden? Meine Mitarbeit im Projekt »Überleben im Umbruch« und die rückblickende Reflektion auf die gemeinsame Arbeit hat mich zu der Einsicht geführt, dass die interprofessionelle Zusammenarbeit wie sie zwischen Kunst und Wissenschaft stattfindet, in ähnlicher Weise wie auch interdisziplinäre Arbeit innerhalb des akademischen Betriebes vor allem davon gekennzeichnet ist, dass darin

in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Tagungsband zum 35. Kongress der dgv, 27.–30. September 2009 in Freiburg i. Br.. Göttingen 2011, S. 121–124; Dies.: Wissenschaft im öffentlichen Dialog mit einer schrumpfenden Stadt. In: Johler, Matter, Zinn-Thomas, S. 125–135.

professionelle ExpertInnen in einem Bereich zu Laien in einem anderen werden.[17] Die größte Herausforderung ist möglicherweise dabei, Geduld für die »Naivitäten« der jeweils anderen Seite aufzubringen. Eine solche Situation, in der die Trennungen zwischen Laienschaften und Professionalitäten vervielfältigt werden, ist besonders anfällig dafür, dass in sie Fiktionen Einzug halten, die im Alltagsverständnis tief verankert sind, und sich dabei leicht als Fallstricke auf einer gemeinsamen Reise erweisen können.

Wenn TheaterschaffendeundWissenschaftlerInnen die Frage umtreibt, was beide Seiten von einander lernen und wie sie sich gegenseitig bereichern können, wo durch Zusammenarbeit neue Erkenntnispotentiale entstehen können und wo/wie sie möglicherweise zu einer die Professionen übergreifenden Verständigung kommen können, dann müssen sich die Akteure dieser Fiktionen bewusst sein und sie versuchen, hinter sich zu lassen. Drei solcher Fiktionen möchte ich kurz ausführen.

Fiktion 1: Wissenschaft verkörpert per se Rationalität, Exaktheit, Objektivität und Wahrheit und kann im Gegensatz dazu klar geschieden werden von Kunst als Inbegriff von Imagination, Fiktion und Subjektivität.

Es lohnt sich immer wieder zu betonen, dass die Trennung zwischen Kunst und Wissenschaft vor allem ein Ergebnis der Herausbildung moderner Wissenschaft zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert ist, die die Ordnung des Wissens komplett neu organisiert hat.[18] WissensforscherInnen haben inzwischen sehr überzeugend gezeigt, dass die Trennung zwischen Wissenschaft und anderen Formen der Wissensproduktion bis heute nicht stabil ist.[19] Wissenschaft kann außerdem ohne Imagination nicht innovativ sein und ist hochgradig fiktiv, gerade dort wo ihre extremste Exaktheit vermutet wird (z.B. in der theoretischen Physik, im mathematischen Modellieren oder in Computer-Darstellungen). Andere wiederum haben hervorgehoben,

17 Peter Weingart: Die Wissenschaft der Öffentlichkeit. Weilerswist 2005, S. 50 f.

18 Mersch, Ott (wie Anm. 1), S. 9–31; Elke Bippus: Poetologie des Wissens. Künstlerische Forschungen als Handlungspraxis und Denkraum – Renée Green und Heimo Zobernig. In: Ebd., S. 129–149.

19 Z.B. Thomas F. Gieryn: Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists. In: American Sociological Review 48, 6, 1983, S. 781–795.

wie stark die Resultate wissenschaftlicher Forschungen und deren Anerkennung vom entsprechenden Zeitgeist und den Personen der Forschenden abhängen.[20] Jede Menge Imagination, Fiktion und Subjektivität also auch in der Wissenschaft.

Und wie steht es mit der Kunst? Im Bezug auf Literatur und das Theater wurde in den letzten Jahren viel über Authentizität diskutiert. Juli Zeh hat in einem Zeit-Online Artikel 2006 unter dem Titel »Zur Hölle mit der Authentizität« den Authentizitätswahn in Unterhaltungsindustrie und Literatur kritisiert: »Authentizität läuft auf allen Kanälen. Im Fernsehen bringen Reality-Shows (echt!), Doku-Soaps (echter!) und Big-Brother-Formate (am echtesten!) gigantische Einschaltquoten. Das Kino verkündet in jedem zweiten Vor- oder Abspann, dass das Gezeigte auf einer ›wahren Geschichte‹ beruhe. Die Musikbranche wirbt mit den mehr oder weniger interessanten, dafür aber unverfälschten Lebensgeschichten ihrer Galionsfiguren. An allen Ecken werden dem Publikum die Lockstoffe der ›Echtheit‹ unter die Nase gerieben, auf dass es sich an der Illusion von empathischem Miterleben und direktem Dabeisein berauschen möge. Es scheint, als würde das Kommunikationszeitalter mit seinen unzähligen Formen der Vermittlung und Übermittlung, der Kopie und des Zitats einen starken Hunger nach Unmittelbarkeit erzeugen, der nun ausgerechnet von der künstlichsten aller Ausdrucksformen gestillt werden soll – von der Kunst.« Sie setzt dem entgegen, dass es eine Überlegung wert sei, »ob man dem Wirklichkeitswahn der Unterhaltungsindustrie tatsächlich vollen Zugriff auf die verletzlichen Innereien der Literatur gewähren muss. Und ob dieses Dogma des Echtheitsbegehrens nicht ähnliche Einschränkungen mit sich bringt wie die Auflagen einer persönlichkeitsrechtlichen (Selbst-)Zensur. Jedenfalls aus höchstpersönlicher poetischer Neigung möchte ich den Kollegen deshalb zurufen: Wir haben die Sprache, wir haben die Idee, wir haben das Privileg, keinen Wahrheitsanspruch behaupten zu müssen – *mon Dieu, stay fictional*, und zur Hölle mit der Authentizität!«[21]

20 Z.B. siehe Ludwik Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache (=Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 312), Frankfurt a.M. 1980 (Original auf deutsch 1935); Bruno Latour, Steve Woolgar: Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts. Beverly Hills, 1979; Donna Haraway: Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature. London, 1991.

21 http://www.zeit.de/2006/39/L-Literatur (Zugriff 5.11.2012).

Im selben Jahr erschien ein Buch im Verlag Theater der Zeit mit dem Titel »Wege der Wahrnehmung«.[22] Darin werden Tendenzen des dokumentarischen Theaters behandelt, soziale Realität in Gestalt »realer Betroffener« und als »Experten des Alltags« auf die Bühne oder in die Installation zu bringen. Die ersten Aufsätze fragen nach »Wegen zu einer neuen Authentizität?«[23], der »Arbeit am Nicht-Perfekten«[24] oder sprechen »von echten Menschen und wahren Performern«[25]. Ein Blick der Theaterkritikerin Christine Wahl auf die Spielpläne 2010 bestätigt den Vormarsch des Dokumentarischen als einen anhaltenden Trend. Die bekanntesten Akteure sind dabei sicher Rimini Protokoll[26]: Entsprechend ihrer Selbstdarstellung gelten sie »als die ›Protagonisten und Begründer eines neuen Reality Trends auf den Bühnen‹ (Theater der Zeit), der die junge Theaterszene geprägt hat. Die Arbeiten finden in der bunten Zone zwischen Realität und Fiktion statt und haben international Aufmerksamkeit erregt. Seit 2000 entwickeln sie auf der Bühne und im Stadtraum ihr Experten-Theater, das nicht Laien sondern Experten des Alltags ins Zentrum stellt. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht die Weiterentwicklung der Mittel des Theaters, ungewöhnliche Sichtweisen auf unsere Wirklichkeit zu ermöglichen. Den Proben zu den Stücken gehen umfangreiche Recherche- und Casting- und Konzeptionsprozesse voraus, die ca. 2/3 des Arbeitsprozesses ausmachen.«[27] Weitere Beispiele sind einzelne Stücke wie »Die Menschen von Primondo« am Stadttheater Fürth[28] oder »Familienbande«[29] in den Münchner Kammerspielen, in dem das private Alltagsleben lesbischer Schauspielerinnen auf die Bühne kam.[30]

22 Erika Fischer-Lichte u.a. (Hg.): Wege der Wahrnehmung. Authentizität, Reflexivität und Aufmerksamkeit im zeitgenössischen Theater. In: Recherchen 33. Berlin 2006.

23 Dokumentation eines Gesprächs mit verschiedenen KünstlerInnen. Fischer-Lichte u.a. (wie Anm. 21), S. 14–27.

24 Jens Roselt, in: Fischer-Lichte u.a. (wie Anm. 22), S. 28–38.

25 Annemarie M. Matzke, in: Fischer-Lichte u.a. (wie Anm. 22), S. 39–47.

26 http://www.rimini-protokoll.de/website/de/ (Zugriff: 5.11.2012).

27 http://www.hsverlag.com/dev/?autoren/detail/a414 (Zugriff: 5.11.2012)

28 http://www.stadttheater.fuerth.de/stf/home.nsf/contentview/432C44C66458BB80C12576CC003D48BF (Zugriff: 5.11.2011).

29 http://www.muenchner-kammerspiele.de/programm/familienbande/besetzung/ (Zugriff: 5.11.2011)

30 Weitere Beispiele siehe Christine Wahl: ÜberLeben im Theater. In: Bude (wie Anm. 16), S. 254.

Fiktion 2: Wissenschaft liefert, ›Rohmaterial‹ für die Kunst und Kunst stellt der Wissenschaft die ästhetische Form zur Verfügung, in der Wissenschaft selbst (›besser‹) darstellbar und kommunizierbar wird.

Nicht überraschend für Empirische KulturwissenschaftlerInnen und Europäische EthnologInnen sind Feldforschungsmaterialien wie das Interviewtranskript kein »rohes«, »unverfälschtes«, »authentisches«, »unschuldiges« Original, das nun von KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen nach unterschiedlichen Regeln interpretiert werden kann. Alles Material, das aufgezeichnet wurde, unterliegt auch der Interpretation derjenigen die aufzeichnen. Somit ist es eine Interpretation einer Interpretation (nämlich des Gespräches, in dem die InterviewparterInnen in einer konkreten Situation die Welt interpretieren), die auf eine weitere, diesmal analytische Interpretation wartet. Und umgekehrt? Lässt sich Wissenschaft durch Kunst »besser«, verständlicher, plausibler darstellen?

Wir mussten im Projekt »Überleben im Umbruch« (s. oben) erfahren, dass unser Forschungsfeld die Ergebnisse der Wissenschaft in Form von Zahlen, Tabellen oder politischen Handlungsanweisungen erwartete und das Experimentieren mit anderen Darstellungsformen oftmals auf Unverständnis stieß, weil Ergebnisse der Forschung damit nicht mehr eindeutig als Wissenschaft erkennbar waren. Dass beide Seiten – Kunst und Wissenschaft – sich also in einer Art wechselseitiger Dienstleistung das zurückgeben können, was ihnen innerhalb der modernen Entwicklung epistemologischer Arbeitsteilung jeweils verloren gegangen ist, entlarvt sich so ebenfalls als ein zu kurzer Schluss. Und ginge es nicht überhaupt um etwas Neues, um eine gemeinsame Suche nach neuen Begriffen, Darstellungsformen, Erkenntnisweisen, nach neuen sozialen Modellen und Mitgestaltungsmöglichkeiten?

Fiktion 3: Wenn Wissenschaft und Kunst kooperieren, sind sie unter sich.

Wiederum wenig überraschend für Theaterschaffende ist vermutlich, dass mindestens immer noch eine dritte Partei im Raum ist, über deren Bande beide in ihrem Verhältnis spielen: Es ist das Publikum, das das künstlerische Werk erst durch seine Uminterpretation und Weiterverarbeitung zum Leben erweckt sowie eine allgemeine Öffentlichkeit oder verschiedene kleinere Fachöffentlichkeiten, die der Wissenschaft durch Anerkennung ihre Autorität verleihen. Und wenn sich schon in der Kooperation zwischen beiden Professionen Laien- und

professionelle Positionen vermischen, dann ist dies umso mehr in Publikum und Fachöffentlichkeiten der Fall.

Es gäbe noch mehr solcher Fiktionen, aber ich hoffe, allein mit diesen Argumenten verdeutlicht zu haben, was mit »Denken, Forschen und Darstellen« als Gemeinsamkeiten von Kunst und Wissenschaft angesprochen ist. Tatsächlich ist es ein hochkomplexer Zusammenhang, in dem sich verschiedene künstlerische und wissenschaftliche Praktiken sowie Laien- und Expertenschaften mit fließenden Grenzen überlagern und verflechten.[31] Die Schweizerische Kunstwissenschaftlerin Elke Bippus fordert deshalb, existierende Verfransungen produktiv nutzbar zu machen und zu vervielfältigen, ohne dabei die Differenzen aufzuheben.[32] Dies kann zum Beispiel in Form epistemischer Partnerschaft[33] bzw. in »temporärer Komplizenschaft«[34] zwischen Wissenschaft und Kunst geschehen.

Temporäre Komplizenschaft für einen Abend und Wissenschaft im Theater

Ich möchte nur einige Aspekte aus der eingangs erwähnten Veranstaltung auf dem Tübinger dgv-Kongress herausgreifen, um die Potentiale anzudeuten, die sich aus einer solchen Herangehensweise ergeben.

Temporär war diese Zusammenarbeit von Europäischer Ethnologie/Empirischer Kulturwissenschaft und dem Autorentheater sowie zwischen den zwei Stücken vor allem durch die Kurzfristigkeit, in der hier verschiedene Professionen und Wissensformate in Form einer einzigen Bühnenpräsentation zusammengekommen sind.[35] Beide Stücke

31 Elke Bippus: Poetologie des Wissens. In Mersch, Ott 2007 (wie Anm. 1), S. 132.

32 Ebd.

33 Douglas R. Holmes, George E. Marcus: Cultures of Expertise and the Management of Globalization: Toward the Re-Functioning of Ethnography. In: Aiwa Ong, Stephen Collier (Hg.) Global Assemblages: Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems. Malden, MA. 2005, S. 235–252.

34 Seitz 2009 (wie Anm. 12).

35 Thomas Freyer: Im Rücken die Stadt (unveröffentlichtes Manuskript), http://www.gorki.de/spielplan/im-ruecken-die-stadt/ (Zugriff: 9.11.2012); Juli Zeh: Corpus delicti. (Stückmanuskript 2007; Uraufführung am 15. September 2007 in Essen auf der Ruhr Triennale; als Roman 2009 veröffentlicht bei Schöffling & Co.).

waren als Aufträge in ganz verschiedenen Kontexten entstanden und wurden in ein besonderes Spannungsverhältnis zueinander gesetzt, indem sie an einem Abend auf die Bühne kamen. Gemeinsamer Fokus war dabei die Frage nach dem Verhältnis von wissenschaftlichem Wissen und Kunst im Theater. Thomas Freyer hatte bei der Erarbeitung des Stückes *Im Rücken die Stadt* im Rahmen des o.g. Forschungsprojektes »Überleben im Umbruch« eng mit den DoktorandInnen zusammengearbeitet. Vieles aus der Forschung findet sich in seinem Stück wieder, jedoch in für die Forschenden überraschenden neuen Konstellationen. Das Stück hatte im Januar 2010 Uraufführung, es wurde am 23. April 2010 im Forschungsfeld gespielt[36] und hatte am 25. September 2010 im Staatstheater Cottbus eine weitere Premiere. Das Wissen zirkuliert also weiter, wird immer wieder an anderen Stellen angeeignet und neu interpretiert – wie eben auch an diesem konkreten Abend.

Für Freyer war es das erste Mal, dass er gemeinsam mit WissenschaftlerInnen gearbeitet hat. In einem Autorengespräch im Maxim Gorki Theater[37] hat er diese Zusammenarbeit folgendermaßen beschrieben: »Bei dem Kongress [gemeint ist hier eine wissenschaftliche Tagung des Projektnetzwerkes] war ich erst einmal völlig überfordert von der Sprache, von Eurem Einordnen, und da noch eine Kategorie... Ihr habt auch eine sehr komplizierte Sprache, von der man sich echt ziemlich erschlagen fühlt. Was aber passiert ist, dass Ihr innerhalb der Vorträge immer kleine Geschichten erzählt, um etwas zu verdeutlichen [...] das waren für mich die spannenden Sachen. Und natürlich, das ist ein Luxus für einen Autor, wenn sich so viele Gedanken machen über das Thema. [...] Aber vor allem die Fragestellungen, die dadurch entstehen. Wenn man am Schreibtisch sitzt, gibt es einen bestimmten Prozentsatz an Fragen, die man sich einfach nicht stellt, weil natürlich viele Sachen im Gespräch oder durch Anregung von außen überhaupt erst zu einer Fragestellung werden, die dann auch für den Text wieder wichtig werden.« Ein weiterer zentraler Punkt war in diesem Autorengespräch für Freyer die Distanz zum Forschungsfeld. Auf die Frage,

36 Auszüge aus der anschließenden Publikumsdiskussion sind nachzulesen in Gorki Planet 2, 2010, http://www.gorki.de/download/3620/gorki_planet_2010_2.pdf (Zugriff: 9.11.2012).

37 Öffentliches Autorengespräch mit Thomas Freyer im Maxim Gorki Theater Berlin am 25.2.2010. Die folgenden Zitate sind wörtlich aus einer Aufzeichnung transkribiert.

warum er in seinem Stück nicht explizit Bezug auf die konkrete Stadt nimmt, erklärte Freyer, dies sei wichtig, damit die Geschichten für die Bühne funktionieren und wieder für mehr stehen können als das untersuchte Feld. An anderer Stelle stellte er im Bezug auf die Frage nach Distanz fest: »Was ich bei mir selbst gemerkt habe ist, dass ich mich erst versucht habe, an [die Stadt] ranzukämpfen, und dann musste ich [sie] ganz schnell wieder abschütteln, damit es für die Bühne was wird.« Und diese Distanz wäre dann wiederum mit Hilfe der wissenschaftlichen Vorträge gut zu finden gewesen.

In dem Stück *Im Rücken die Stadt* sind zudem einzelne Figuren aus der ethnographischen Forschung auf ganz unterschiedliche Weise eingeflossen. Eine Figur, die er beispielsweise suchte – eine »die noch den Glauben an eine Zukunft in der Stadt hat, eine Perspektive innerhalb des Systems sieht« –, fand er in einem der Interviews. Elemente, die er bereits angedacht hatte, entdeckte er in einem anderen wieder und ließ sich dazu anregen, Aspekte weiter zu verdichten, »wo dann die Komödie helfen muss, damit man Figuren nicht verrät«. An wieder anderer Stelle war er auf der Suche nach einer Person, die ohne Erwerbsarbeit in der Stadt überleben sollte. Aber wie macht man das? Und da gab es die ExpertInnen – die WissenschaftlerInnen, die das wussten, Beispiele kannten und bei denen er nachfragen konnte.

Das zweite Stück, *Corpus Delicti* von Juli Zeh, befand sich zum damaligen Zeitpunkt im Repertoire des Landestheater Tübingen. Juli Zeh ist Voll-Juristin, die zugleich ein Diplom vom Deutschen Literaturinstitut Leipzig besitzt. Wissenschaft und Kunst, die im ersten Projekt institutionell kooperierten, vereint sie als Stückautorin quasi in einer Person. Ursprünglich als ein Auftrag für die Ruhr-Triennale geschrieben, hat sie mit *Corpus Delicti* ein Gedankenexperiment auf die Bühne gebracht, wie es eine Rezensentin (Katharina Granzin) treffend ausdrückt.[38] Das aus dem Theaterstück hervorgegangene Buch (auch hier eine Zirkulation durch verschiedene Formate bis hin zum Überschreiten von Genregrenzen als eigenes Projekt) hat zu interessanten Vokabeln für die Form des Stückes geführt. Das Spektrum reicht von »philosophischer Novelle« über eine »Gerichtstragödie in Prosa«[39] bis

38 http://www.perlentaucher.de/buch/31534.html (Zugriff: 5.11.2012).

39 Evelyn Finger, in: Die Zeit, 26.02.2009, online: http://www.zeit.de/2009/10/L-Zeh (Zugriff 16.11.2012).

schließlich zu einer vertonten Form als »Schallnovelle« bzw. »Wortmusikstück«.[40] In einer schriftlichen Kommunikation, die ich im Zusammenhang mit der Organisation der Veranstaltung mit Juli Zeh im Vorfeld geführt habe, schreibt sie auf die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in ihren Texten: »Meine Figuren (und oft auch die Erzähler) sind, gerade in *Corpus Delicti*, insofern ›wissenschaftlich‹, als sie nichts als gegeben hinnehmen. Sie stellen immer wieder Wahrheiten in Zweifel, vor allem in sich selbst. Sie argumentieren und diskutieren und sind auf der Suche nach letztverbindlichen Erklärungen für sich selbst, für ihr Handeln, für den Zuschnitt der Welt. Sie versuchen, sich zu entscheiden, und scheitern immer wieder an der Klippe, dies nicht zu können, weil ihnen die Ratio, streng logisch angewendet, keine echte Entscheidungshilfe leistet.« Ihren eigenen wissenschaftlichen Hintergrund betreffend versteht sie »Jura als die exakteste aller Sprachwissenschaften (es geht in diesem Fach fast ausschließlich um Begriffsinterpretation, was die wenigsten Menschen wissen, leider auch die wenigsten Juristen). Eine Wissenschaft, die die schriftstellerische Suche und Sucht nach Präzision weiter verstärkt: Die Illusion oder die Sehnsucht, es gäbe einen ›exakten‹ Ausdruck, der auf eine ›exakte‹ Situation passt, liegt der gesamten literarischen Menschheitsanstrengung als wichtige Triebfeder zugrunde. Wir glauben, wir könnten uns ›ausdrücken‹ oder ›verständigen‹, also die existenzielle Einsamkeit überwinden, wenn wir (z.B. poetische) Exaktheit üben, die zu Objektivität, mithin zu Einigkeit über eine ›Wahrheit‹ führt. Es ist die Sehnsucht nach begrifflicher und damit auch emotionaler ›Symmetrie‹: Jemand sagt ›schön‹, und ich weiß genau, was er damit meint, ich fühle dasselbe wie er in diesem Augenblick. Literaten und Juristen wissen, dass das nicht geht, sie leiden an dieser Kluft und widmen ihr Leben dem Versuch einer Überbrückung.«

Auf die Frage, inwieweit sie mit einer Art »literarischer Objektivität« experimentiere, die man vielleicht ebenfalls als eine Verbindung von wissenschaftlicher und literarischer Darstellungsweise verstehen könnte, antwortet sie: »Das stimmt dann, wenn man in Ihrer Frage den Begriff ›Wissenschaft‹ durch den Begriff ›das Göttliche‹ oder ›Gott‹ ersetzt – noch allgemeiner (und dann auch begriffsverbindender): ›Die Annahme von Objektivität‹. [...] Am auktorialen Erzählen fasziniert

40 http://www.affektblog.de/juli-zeh-und-slut-eine-schallnovelle/ (Zugriff: 9.11.2012).

mich die Gottgleichheit dieser Fiktion: der Allwissende, Allmächtige sitzt oben im Himmel, sieht, bewertet und lenkt die Schicksale der von ihm selbst erschaffenen ›Figuren‹ (wozu macht er das eigentlich? Ist das ein Spiel?). Es gibt zwei Parallelen zu diesem Prototypus in der ›Wissenschaft‹: Den Richter bei den Juristen (man müsste jetzt lange darüber reden, warum auch er seine ›Figuren‹ erschafft – ein spannender Diskurs, aber nichts für eine Mail) und der ›Beobachter‹ in der Naturwissenschaft.«[41]

Bei temporärer Komplizenschaft geht es, so zeigt sich, um mehr als um strukturelle Ähnlichkeiten und Unterschiede oder institutionalisierte Kooperationen. Es geht vor allem um eine Bereitschaft, in der Wissensproduktion gemeinsam mit bestimmten Formaten und Repräsentationsformen zu experimentieren. Für den Moment eines Experiments suchten wir an diesem Abend nach neuen Rahmen für Wahrheit in vielfachen Wirklichkeiten. In einer Situation, in der Aufmerksamkeit ein besonderes Gut ist, waren Theater und Ethnologie aber vor allem auch Komplizen, die es vermochten, sich kurzfristig eine gemeinsame Öffentlichkeit zu schaffen.

41 Juli Zeh, E-Mail-Kommunikation am 18.9.2011.

Neuerscheinung

Nora Witzmann, Dagmar Butterweck, Kathrin Pallestrang (Hg.)
Weihnachten noch Fragen?

Dieses reich bebilderte Buch behandelt Fragen, die rund um das Weihnachtsfest und den damit verbundenen, einem steten Wandel unterworfenen Bräuchen und dem Antagonismus zwischen Feiern und Verweigern, immer wieder auftauchen. Auch weniger Bekanntes, wie die Adventzeit als Fastenzeit, der Hl. Nikolaus als ursprünglicher Gabenbringer, die rosa Kerze auf dem Adventkranz, Orakelbräuche in der Weihnachtszeit und die Instrumentalisierung des Festes als politische Bühne im ersten Weltkrieg und im Nationalsozialismus werden beleuchtet. Der inhaltliche Bogen reicht von Mariä Lichtmess und schließt auch das Auftreten von Maskengestalten in den Raunächten ein.

Wien 2012, 63 Seiten,
149 großteils farbige Abbildungen, brosch.
ISBN 978-3-902381-24-8
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 97)
19 € (exkl. Versand), reduziert für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Bestellungen
Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@ volkskundemuseum.at

Chronik der Volkskunde

»Hitlerbauten« in Linz. Wohnsiedlungen zwischen Alltag und Geschichte. 1938 bis zur Gegenwart.

Eine Ausstellung im Museum der Stadt Linz,
21. September 2012 bis 20. Jänner 2013

Das architektonische Erbe, das die nationalsozialistische Ära hinterlassen hat, ist nach 1945 mit unterschiedlicher Aufmerksamkeit von der Geschichtswissenschaft bearbeitet worden. Während insbesondere NS-Gewaltarchitektur wie Konzentrations- und Vernichtungslager vielfach schon in den ersten Jahren und Jahrzehnten nach Kriegsende zu Gedenkstätten transformiert wurden, finden erst in jüngerer Zeit repräsentative NS-Machtarchitektur, Städteplanung und auch »Architekturen des Alltags« vermehrt Berücksichtigung und münden in speziellen Präsentationsformen von NS-Geschichte. Die Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Geschichte machte und macht gerade Museen und Ausstellungen zu wichtigen Medien diesbezüglicher Erinnerungsarbeit.

Die Ausstellung über die so genannten Hitlerbauten in Linz (Nordico – Museum der Stadt Linz, 21.9.2012–20.1.2013) mit dem Untertitel »Wohnsiedlungen zwischen Alltag und Geschichte. 1938 bis zur Gegenwart« verspricht auf Grund ihres spezifischen Themas (und auch auf Grund des Titels) in dieser Hinsicht eine bemerkenswerte sozialgeschichtliche Perspektive und Neuausrichtung, die nicht auf Repräsentationsbauten fokussiert, sondern urbanes Wohnen für viele thematisiert und wäre deshalb ein in diese notwendigen und wichtigen Bemühungen einzureihendes Projekt.

Konzeptionell teilt sich die Schau in zwei Teile: Der erste Stock widmet sich der Architektur- und Stadtplanungsgeschichte während der NS-Zeit und behandelt (teilweise auch im zweiten Stock) weitere Aspekte der NS-Vergangenheit.[1] Ebenfalls im zweiten Stock werden Arbeiten und Installationen von KünstlerInnen gezeigt, die zum Teil einen alltagshistorischen Zugang vorstellen. Als Kuratorinnen zeich-

1 Die Raumthemen im ersten Stock lauten »Späte Urbanisierung«, »1938 – Linz wird Hitlers ›Patenstadt‹«, »Inszenierter Faschismus«, »Zur Gesundung der deutschen Wirtschaft«, »Wohnungen für die Volksgemeinschaft«, »Was hat das mit den ›Hitlerbauten‹ zu tun?« und im zweiten Stock »Luftkrieg und Städtebau«, »Sichtbar und doch beschwiegen«.

nen die Hamburger Zeithistorikerin Sylvia Necker sowie die Linzer Künstlerin Elisabeth Kramer verantwortlich. Necker hat in ihrer Dissertation die NS-Repräsentationsarchitektur der »Führerstadt« Hamburg bearbeitet, in diesem speziellen Interesse der Ausstellungsverantwortlichen liegt möglicherweise auch das Unbehagen begründet, das der Besuch der »Hitlerbauten«-Ausstellung ausgelöst hat.

Thematische Orientierung

Von den Bauten, die heute noch bewohnt und von Wohnbaugesellschaften verwaltet werden, stammen die ältesten aus 1938. Rasch nach dem »Anschluss« wurde mit der Errichtung der ersten NS-Siedlungsbauten begonnen: Spallerhof, Wimhölzl, Keferfeld. Diese NS-Wohnbauten waren Teil einer Gesamtplanung der »Führerstadt« Linz. Insgesamt wurden 18 solcher Siedlungen entworfen, u.a. von Roderich Fick (1886–1955), einem der wichtigsten NS-Architekten. Die neuen Anlagen sollten zum einen die Wohnungsnot in der Stadt beheben, zum anderen aber auch den vielen neuen Arbeiterinnen/Arbeitern und Angestellten, die für die rasch größer werdende (Stahl)Industrie im Osten der Stadt benötigt wurden, Unterkunft bieten. Bauträger der Siedlungen waren die »Wohnungs-Aktiengesellschaft der Reichswerke Hermann Göring Linz«, die »Stadt- und Wohnungsgesellschaft der Stadt Linz« oder auch die »Deutsche Arbeitsfront« (DAF) und die Wehrmacht. Bis 1945 wurden auf diese Weise insgesamt rund 11.000 Wohnungen errichtet, nach Kriegsende wurden nicht vollendete Bauten entsprechend der vorliegenden Pläne der NS-Architekten fertig gestellt.

Der Bau einer solchen Vielzahl an neuen Wohnungen evoziert aus alltagshistorischer Perspektive sogleich eine Reihe von Fragen: Von wo zogen die Menschen zu, wo lebten sie zuvor und welchen sozialen bzw. beruflichen Schichten gehörten sie an? Wie bekam man eine solche Wohnung? Bedeutete das Wohnen in einer NS-Siedlung eine Besserstellung und inwiefern? Wie war hier nicht nur das Wohnen, sondern auch das Leben organisiert? D.h. wie gestaltete sich der Alltag für Jung und Alt in der Wohnanlage, wie gelangte man von der Wohnung zur Arbeit, etwa zu den Hermann-Göring-Werken? Gab es Schulen, Kindergärten, Gasthäuser und wie waren diese verwaltet und geführt? Hatten das NS-Regime oder auch die einzelnen Errichtungs-

gesellschaften Kontroll- und Verfügungsgewalt und wenn ja, welche? Gab es zu besonderen Tagen – etwa zum »Führergeburtstag« – besondere Feierlichkeiten, Aufmärsche und wurden die Fahnen gehisst? Waren in den Siedlungsbauten NS-Organisationen untergebracht? Was passierte, wenn die Miete nicht mehr bezahlt werden konnte, wenn Mieter aus der Sicht des Regimes in Ungnade gefallen waren?

Was also heißt Wohnen in einer NS-Wohnsiedlung in der Zeit des NS-Regimes und wie stellt sich Wohnen hier nach 1945 dar?

Kuratorische Narrative und Perspektiven (geschichtswissenschaftlicher Ausstellungsteil)

Das Jahr 1938 ist im österreichischen Geschichtsbewusstsein eine präsente Jahreszahl – »Anschluss«, Volksabstimmung und auch Novemberpogrom sind markante Daten, die ihren Platz im kollektiven Gedächtnis eingenommen haben. Auch dass Hitler für die »Führerstadt« Linz spezielle städtebauliche und architektonische Projekte vorsah, wie etwa die Verbauung des linken Donauufers oder den Bau des »Führermuseums« ist nicht erst seit 2009, als Linz europäische Kulturhauptstadt war, auch den Linzerinnen und Linzern bekannt.

Diese »Urban Icons« – so eine Raumüberschrift in der Ausstellung – sind es aber, denen sich die Kuratorin der Ausstellung vorzugsweise widmet: Hitler selbst (er ist zu Beginn der Ausstellung raumbeherrschend präsent in Text, Bild und Ton), die großen Bautätigkeiten, der Masterplan und die ausführenden Architekturbüros. (Ihnen sind in der Ausstellung zwei große Kapitel gewidmet: »1938 – Linz wird Hitlers ›Patenstadt‹« und »Inszenierter Faschismus«.)

Interessiert hat die Kuratorin also die distanzierte Sicht aus der Vogelperspektive – tatsächlich werden immer wieder Luftaufnahmen von Linz gezeigt – bzw. der »Führerstadt«-Blick aufs Reißbrett. Wohl wird das Zusammenspiel von Wirtschafts- und Stadtentwicklung thematisiert, wird in Wandtexten und über Pläne in Schubladen auf Grundrisse und auf die hofartige Bebauung der Anlagen verwiesen. Über die gezeigten Objekte zur Sprache kommen in dieser Ausstellung allerdings die Auftraggeber und Planer und nicht die MieterInnen. Selbst die Fotografien, die im Zuge der Errichtung der NS-Wohnanlagen in repräsentativer Manier entstanden sind, sind ungewollt symptomatisch für diesen Blick von außen bzw. von oben. Sie zeigen die neuen Anlagen, in

gewisser Weise steril, weil noch unbewohnt, aufgenommen fast wie im Vorbeigehen. Diese Fotografien sind übrigens auch beinahe die einzigen Objekte in der Ausstellung, die relevante Hinweise für die BesucherInnen bereithalten wie etwa Tag und Ort der Aufnahme – Informationen, die der Bürokratie der Nationalsozialisten geschuldet sind. Nicht ein einziges Foto konnte offenbar gefunden werden, dass diese neuen Wohnanlagen in ihrer Aneignung nach dem Einzug der MieterInnen, während und auch nach Ende des NS-Regimes von außen und auch von innen zeigt. Ebenso sind Alltag und Geschichte – siehe den Titel der Ausstellung – in den Jahrzehnten nach Kriegsende nicht repräsentiert. Für die »Hitlerbauten«-Ausstellung waren vielleicht Ressourcen für eine intensivere Recherche nicht vorhanden; andererseits scheint schwer vorstellbar, dass es nicht möglich gewesen sein sollte, Gegenstände verschiedenster Art oder eben auch Aufnahmen privater oder journalistischer Natur, anhand derer sich »Alltag und Geschichte« in den NS-Siedlungsbauten in relevante Kontexte (etwa: Zusammenhang von Wohnen und Volksgemeinschaftsideologie/Verführung bzw. Bindung des Einzelnen an die Ideologie des Reiches oder auch die Frage nach der Ab- oder Anwesenheit der vom Regime proklamierten klassen- bzw. rangfreien Gemeinschaft in den neuen Wohnanlagen) einbinden ließe, für die Ausstellung zu bekommen und damit auch die notwendige Position der BewohnerInnen zu berücksichtigen. Die mehrfache Erwähnung von Kindergarten, Waschküche und Wäschestange als einzige, wiederkehrende Bilder für das Alltagsleben in den »Hitlerbauten« befriedigt selbst kein oberflächliches Interesse an NS-Geschichte und lässt bald erkennen, dass hier die Dimensionen von »Alltag« und Wohnen im Nationalsozialismus (und danach) nicht genutzt wurden.

Der Kunst ein Feld überlassen

Die Geschichte, die im historischen Teil der Ausstellung erzählt wird, ist, dies gilt es nochmals zu betonen, die Perspektive der Repräsentation, die wiederum über Objekte des Regimes erzählt wird (Pläne, Entwürfe nicht realisierter Repräsentationsgebäude, Luftbildaufnahmen, Modelle, Fotografien) und nicht eine Geschichte aus Sicht der hier Wohnenden. Eine Ausnahme stellt ein Film aus 1998 dar: In der 40-minütigen Dokumentation »Die Leute von St. Peter« (A 1998, Maria Karl und Stefan Kurowski) wurden BewohnerInnen aus dem

ehemaligen Dorf St. Peter interviewt, die wegen dem Bau der Hermann-Göring-Werke umgesiedelt werden mussten. Verabsäumt wurde auch, das Wohnen in den NS-Wohnanlagen mit anderen Massen-Wohnprojekten jener Zeit, etwa dem Wohnbauprogramm des Roten Wien oder mit der »sozialistischen Stadt« Osteuropas (die Systemunterschiede berücksichtigend) in Beziehung zu setzen.

Verschränkungen dieser Art übernehmen die »künstlerischen Positionen« im zweiten Stock des Nordico, die als Arbeiten größtenteils bereits bei Linz 2009 zu sehen waren oder auch aktuelle studentische Arbeiten der JKU-Universität Linz. Diese Arbeiten und Projekte behandeln zahlreiche Aspekte des alltäglichen Lebens in den thematisierten Wohnanlagen von damals bis heute. Hervorzuheben sind Interviews mit ZeitzeugInnen, die allerdings nur in gedruckter und schwer zugänglicher Form präsentiert werden (und nicht etwa als Video oder Audiofile abrufbar sind). Sie gewähren eine der wenigen konkreten Einblicke in die Wohn- und Lebensverhältnisse der Familien während der NS-Zeit und nach 1945.

Sensibilität, Auseinandersetzung?

Auf den Projekten von »Linz 09« hätte die Ausstellung zu den »Hitlerbauten« inhaltlich aufbauen, Aspekte vertiefen und neue eröffnen können. Der geschichtswissenschaftliche Teil im ersten Stock des Museums hat es jedoch verabsäumt, hier Relevantes und Unbekanntes ans Licht und somit in das öffentliche Bewusstsein zu bringen. Vielmehr wurde Bekanntes oder bereits Erzähltes wiedergegeben. Die sehr präsente Darstellung der Konzeption der »Führerstadt« Hamburg etwa liegt wohl in den früheren Forschungsarbeiten der Kuratorin begründet und irritiert mehr als sie erklärt. Der letzte (kleine) Raum im ersten Stockwerk mit der etwas saloppen Überschrift »Was hat das mit den ›Hitlerbauten‹ zu tun?« schmerzt besonders: Hier wird unvermittelt die Zwangsarbeiterproblematik (KZ-Häftlinge als Zwangsarbeiter im Steinbruch des KZ-Mauthausen sowie Zwangsarbeiter der Hermann-Göring-Werke, die in Barackenlagern in der Stadt untergebracht waren) thematisiert – gewiss ein wichtiger hergestellter Zusammenhang, auch weil die Stadt Linz durch die Arbeitsleistungen der Zwangsarbeiter wirtschaftlich enorm profitieren konnte. Die mangelnde Sensibilität in der Auswahl der Objekte zeigt sich aber auch hier, wenn Luftbild-

aufnahmen der Nationalsozialisten von Linz mit Opferfotos der Alliierten, die Tage nach der Befreiung des KZ Mauthausen nachgestellt wurden und somit ebenfalls als Propagandamaterial zu betrachten sind, zusammengebracht werden. Die Vermutung, die Ausstellung habe sich gegen Objekte mit einer gewissen Sensationslust nicht wehren können und sich auch generell schnell greifbarer Objekte und Quellen bedient, wird die Besucherin auch in diesem Raum trotz der drückenden Thematik nicht los.

Eine sozialgeschichtliche Dokumentation, die differenziert Zusammenhänge zwischen Ideologie, Macht und Alltag herstellt und die die Ausstellung zu einem temporären Ort der Auseinandersetzung mit der vielschichtigen Geschichte, die sich an die NS-Wohnanlagen knüpfen lässt, transformieren hätte können, ist in dieser Ausstellung nicht zu Wege gebracht worden. Auch wäre die Darstellung der Bedeutung der »Hitlerbauten« – wie im Titel der Ausstellung angekündigt – nach 1945 wichtig gewesen, bestimmten sie doch als »Rahmung« das Leben der BewohnerInnen ebenso wie sie allgemein auf die Stadt Linz als Ganzes wirkten. Immerhin beherrschen sie große und wichtige Stadtteile und Wohngebiete von Linz, beinahe jede Linzerin, jeder Linzer hat Verwandte oder Bekannte, die in »Hitlerbauten« wohn(t)en. Die herausragende Stellung dieser Wohnanlagen als Lebens- und Alltagsort in stadtgeschichtlicher Hinsicht, die bis heute gegeben ist, bleibt in der Ausstellung genauso weitgehend unthematisiert wie der soziale und alltagskulturelle Wandel, der sich hier vollzog. Besonders bedauerlich scheint dies, als, wie Buch- und Forschungsprojekte der letzten Jahre in unterschiedlicher Weise belegen[2], Quellen zur Erschließung des Alltags in den »Hitlerbauten« aus mehreren Perspektiven vorhanden sind und auch die von den KünstlerInnen gerierten Interviewerkenntnisse haben Möglichkeiten zur alltagshistorischen Erschließung angedeutet.

Neben der eher marginalen wissenschaftlichen Aufarbeitung weist die Ausstellung auch formale Schwächen auf. Fehlende Objektangaben verunmöglichen die Verortung und Nachvollziehbarkeit der Relevanz der konkreten Objekte und lassen BesucherInnen ratlos zurück. Dass

2 Vgl. hiezu etwa die unterschiedlichen Stadtteilchroniken, die auch die »Hitlerbauten«-Siedlungen behandeln, oder die eben erschienen Bücher von Manfred Carrington: LiNZ-Zeitgeschichte: Von der Provinz- zur Stahlstadt. Der Beginn der VÖEST. Linz 2012; Ders.:Linz-Zeitgeschichte: Von der Provinz- zur Stahlstadt. Wohnen und Alltag. Linz 2012.

die Installationen und Bearbeitungen im zweiten Stockwerk auch bei mehrmaligem Besuch teilweise nicht funktionierten, sei als Detail abschließend angemerkt.

Birgit Johler, Magdalena Puchberger

Bericht über die Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde »Äußerungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie«.
Innsbruck, 28.–30. September 2012

Am Rande seines Grußworts zur 12. Hochschultagung der dgv in Innsbruck stellte der zweite stellvertretende dgv-Vorsitzende, Helmut Groschwitz, erfreut den hohen Anteil junger FachvertreterInnen fest. Diesem Plenum würde abverlangt, Griff um Griff den unwegsamen Fels der Methodik zu erklimmen. Sich tiefer zu graben, bedeute, um wiederum beim Berg anzusetzen, neue Oberflächen aufzuwerfen. – Gedankenspiele zum Verhältnis empirisch greifbarer und bildhaft-abstrakt konstituierter, hier zum Gegenstand des Faches erklärter Oberflächen begleiteten an drei Veranstaltungstagen die folgenden 15 Vorträge sowie die anschließenden Diskussionen unter den, laut ausgehändigter Liste, bis zu 76 TeilnehmerInnen. Desgleichen wiederholten sich die Rufe nach einem reflektierten Umgang mit den Metaphern, zu denen das Tagungsthema inspirierte. Sich mit diesem in mindestens doppelter, nämlich in haptischer und in metaphorischer Hinsicht auseinanderzusetzen, verlangten schon der Titel der Tagung und der Call for Papers, der zudem vorschlug, Kultur selbst als Bezeichnung für ein Oberflächenphänomen zu begreifen.

»Kultur als Oberfläche«[1], wie Martin Scharfe es zuerst formulierte, lautete eine Sentenz, auf welche mehrere Vortragende Bezug

1 Martin Scharfe: Kultur als Oberfläche. Zur methodischen Not und Notwendigkeit, in die Tiefe zu gelangen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXI/110, 2007, S. 149–156. [Beitrag zur Tagung »Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung. Positionen, Verbindungen und Perspektiven« im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien, 23. bis 25. November 2006].

nahmen. So kam *Timo Heimerdinger* im ersten Eröffnungsvortrag auf indexikalische Verweiszusammenhänge zu sprechen, da beobachtbare Phänomene, Verkleidungen etwa, sich nach Scharfe gleichzeitig als Verhüllendes und als Symptom des Verhüllten betrachten ließen. Mit der »Kopplungshypothese« wurde ein fachliches Bekenntnis zur Oberfläche dem Wertekontrast zur Tiefe entgegengesetzt und fand seinen Ausdruck im Vortragstitel »Europäische Ethnologie als Oberflächenwissenschaft«, dem, laut Heimerdinger, ursprünglich vorgesehenen Tagungstitel. Er sei angesichts der Befürchtung geändert worden, dass die negativ besetzte Oberfläche zu thematisieren und das Fach mit ihr in Verbindung zu bringen, geläufige Kritik angezogen hätte. Heimerdinger zählte dennoch gute Gründe zur provokativen Thematisierung der Oberfläche auf, etwa die Unsinnigkeit eines kategorialen Dualismus von Oberfläche und Tiefe oder das gesteigerte Interesse an haptisch Erfassbarem, das sowohl der *material turn* als auch eine Touch-Screen-begeisterte Alltagswelt anzeigten.

Wie soziale Struktur und kulturelle Oberfläche zueinander in Beziehung stehen fragte auch *Jens Wietschorke*. Der Vortrag nannte neben Scharfes Verhüllungstheorem weitere kulturwissenschaftliche Annäherungen an »Kultur als Oberfläche«: das lehrbuchbekannte Eisbergmodell von Kultur, das Braudel'sche Konzept von sich überlagernden Zeitebenen sowie eine mikrokulturelle Heuristik der Spurensicherung gemäß Carlo Ginzburg. Angesichts der Grundfrage, wie von empirisch-qualitativen Mikrobefunden hin zu einem größeren Kontext zu gelangen sei, unterstützte Wietschorke Bruno Latours Konzept, das Soziale »flach« zu halten und Akteure als in ihren Praktiken materiell situiert zu betrachten. Praxeologisch eindimensional statt hermeneutisch »tiefgedacht« lasse Kultur sich weiter operationalisierbar als andere Seite von Gesellschaft denken.

Gudrun König besah im dritten einführenden Vortrag die Oberfläche erstens in begriffsgeschichtlicher Dimension und zweitens als materielle, im Kontext begriffene Sache. Demnach stellt die Oberfläche sich begrifflich vor allem als bürgerliches Epistem vor dem Medienumbruch im 20. Jahrhundert in der Relation zur Tiefe dar. Charakteristisch für die Postmoderne habe sich die Nobilitierung der Oberfläche zum ästhetischen Phänomen vollzogen, das seitdem in der veränderlichen materiellen Qualität, in Herstellungs- und Gebrauchskontexten sichtbarer und in der Dimension, »wie« Dinge bedeuten, relevant werde.

Der zweite Veranstaltungstag begann mit der Vorstellung forschungspraktisch ausgerichteter Ansätze. *Alexa Färber* analysierte den jeweiligen Umgang zweier Foto-Stadt-Recherchen[2] mit dem »Oberflächenpotenzial« (Färber) von Fotografie, Unsichtbares spezifisch für den Gegenstand Stadt ins Bild zu setzen. An erster Stelle stand am Beispiel Paris ein Experiment der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), durch zueinander gruppierte Fotos und sich der Interpretation enthaltende Berichte, das Städtische als endloses Netzwerk ohne tiefe Kehrseite sichtbar zu machen. Zweitens wurde ein klassisch kulturwissenschaftlich motivierter Versuch über Kinshasa präsentiert, fotografisch Inneres nach außen zu kehren, etwa durch abgelichtete Schriftzüge Imaginäres einzufangen.

Körperlich zu bewältigenden urbanen Oberflächen kam *Sabine Kienitz* diskursanalytisch nahe. Sie erkannte in ihnen einen Angelpunkt, an dem sich Akteursbeziehungen aufzeigen lassen. Im Archiv spürte sie Pflaster-Geschichten aus einem Konflikt in Landau nach: Die gut gemeinte Idee von der autofreien Innenstadt brachte dem Ort in den 1980er Jahren Pflastersteine aus dem Rotterdammer Hafen ein. Diese hätten verschiedene Bevölkerungsgruppen jedoch als Barriere wahrgenommen und sie sozial als Ausgrenzung vom Lebensgefühl des »In-die-Stadt-Gehens« umgedeutet.

Sibylle Künzler setzte sich mit der Gemengelage von Erdoberfläche und Useroberflächen in medienästhetischen Räumen auseinander und lieferte einen fundierten Überblick zu topologischen Ansätzen in der kulturwissenschaftlichen Raumforschung. Auf Google Maps Street View bezogen erläuterte sie, wie sich die mediale Konstruktion der Erdoberfläche sowohl durch kartografisches »Einflachen« als auch im Durchwandern von Assoziationsketten vollzieht. Statt einer gelegentlich behaupteten Flachheit erfolge die Bewegung hier im Klicken von Bild zu Bild quer-durch und labyrinthisch. Dieser Beitrag löste eine besonders angeregte Diskussion aus, so wie auch der folgende Vortrag über die Verquickung von Online und Offline im Alltag des Computerspielens.

2 Bruno Latour, Emilie Hermant: Paris ville invisible, Paris 1998, s. auch im Internet: www.aestheticmanagement.com/paris-invisible-city/ (Zugriff: 5.10.2012); Filip de Boeck, Marie-Françoise Plissart: Kinshasa. Tales of the Invisible City. Gent 2005.

Christoph Bareither sprach über seine offene, teilnehmende Beobachtung unter den Mitgliedern eines im Ego-Shooter *Counter Strike* gebildeten Clans. Nur auf den ersten Blick sei das Spielsetting von den jeweiligen Offline-Alltagswelten getrennt gewesen. Letztere brachten die Beteiligten in der Untersuchung immer wieder auch an die Online-Oberfläche, indem sie nicht in Rollen, sondern als sie selbst die virtuelle Spielarena betraten und am Rande auch über ihre sonstigen Alltage sprachen.

Michaela Haibl demonstrierte, indem sie auf Kleidung und Region fokussierte, wie sich an einer Tourismuswerbung für Österreich als geeigneter »Forschungsfläche« ansetzen ließ. Diese erschloss sich ihr als ein Zusammenhang aus sichtbaren ikonischen und textuellen sowie erst über »Kleidungswissen« zu aktualisierenden Oberflächen. Wenn es historisch vor allem Volkskundler wie Konrad Mautner und Franz C. Lipp waren, die das Wissen zur Entstehung der Ausseer Tracht im steirischen Salzkammergut generierten, so sollten über ihre mögliche Einbindung in die unter regionalen AkteurInnen weitergeführten, emotional aufgeladenen Aushandlungen auch die heutigen NachfolgerInnen im Fach reflektieren.

Darauf folgte eine materialreiche, sporthistorisch informierte Zusammenschau *Stefan Hebenstreits* über die Spielfläche als akademisch kaum beachtetes »Kernstück« des Fußballs. Der Vortrag ging besonders auf fankulturelle Bedeutungszuschreibungen bis hin zur Sakralisierung und zu dem Wunsch, auf dem Fußballrasen die letzte Ruhe zu finden, ein.

Ebenfalls nah am Gegenstand exemplifizierte *Franziska Nyffenegger* für Schweizer Kuh-Souvenirs, dass das je unterschiedlich symbolbeladene Oberflächendesign darüber bestimmt wie wirksam sie als kulturelle Schnittstelle im Fremdenverkehr gehandelt werden könnten: vom klassisch gefälligen Holzspielzeug-Rind über das antithetisch abstrakte Vache-Rouge-Puzzle Gérard Pétremands hin zur grotesken, dicht mit Schweizer-Symbolik überzogenen »Funny Cow«, *Made in China.*

Im letzten Vortrag des Samstags diskutierte *Elisabeth Timm* die Ablösung des Indizienparadigmas nach Carlo Ginzburg durch ein kulturanthropologisches »Oberflächenparadigma«. Unter mehreren Theoretisierungen der Oberfläche griff sie aus dem Kontext medizinanthropologischer Arbeiten von Michi Knecht u.a., deren allgemeine Bedeutung für die Forschung über Reproduktionsmedizin sie betonte, die Methode der »Praxeographie« heraus, beanstandete, dass diese im Fach nicht eben neu sei, und regte eine Überprüfung im Vergleich zu älteren Konzeptualisierungen bei Utz Jeggle an.

Den drittenVeranstaltungstag eröffnete *Elke Gaugele*, indem sie epistemischen Umbrüchen des Konzepts von Oberfläche historisch nachging. Als Abkehr vom früheren Epistem der Tiefe rangieren einerseits die Bewegung des *styling* und des *streamlining* in der nordamerikanischen Produktgestaltung und andererseits die Gegenbewegung mit dem Leitmotiv der »guten Form« im Nachkriegseuropa. In der Folge standen das Schlagwort des *style* und damit die popsemiotische Auflösung von »Hochkultur« auf dem Tableau.

Auf die Bedeutung von Produktdesign ging ebenfalls *Manuel Trummers* Vortrag über den »Wert der Patina« ein. Er analysierte europapolitische Prozeduren und, anhand von Produktbeispielen, grafische Aufbietungen der Wirtschaft, durch die Lebensmitteln, auch ohne ersichtliche örtliche Zuordnung, das Argument »traditioneller« Herstellung aufgedruckt wird.

Zwei Beiträge des abschließenden Drittels wurden von jeweils zwei Vortragenden gehalten. *Ina Dietzsch* und der Mathematikdidaktiker *Philipp Ullmann* präsentierten einen interdisziplinären Dialog mit dem Titel »Die Oberfläche als Interface«. Ullmann sah die Disziplinen durch das Interesse an der Begriffsbildung verbunden, obwohl z.B. der kulturwissenschaftliche Begriff der Oberfläche, relational zur Tiefe, überrasche, da die Mathematik erstere eindeutig darüber definiere, Rand eines Körpers zu sein bzw. sie »entmaterialisert« als Fläche betrachte. Anschaulich erklärte er mehrere dieser auf eine wesentliche Eigenschaft reduzierten Begriffe. Kulturwissenschaftlich ließen sie sich Ina Dietzsch zufolge fruchtbar machen, wenn es beispielsweise über die Verbindung zwischen Oberfläche und Linie zu reflektieren gelte wie bei Timothy Ingold,[3] sich ins »Flächenland« zu begeben wie mit Bruno Latour oder sich von der Ideen komplex ausgeschnittener Flächen, sog. Fraktale, anregen zu lassen, wie von Marilyn Strathern vorgeschlagen.[4]

Im letzten Vortrag präsentierte das nächste Duo einen Dialog: *Nicola Langreiter* und *Klara Löffler* hatten als »dialogische Werkstatt« eigene Ethnografien über Praktiken des Selbermachens neu besehen. Im Hinblick auf zwei exemplarische Interviews mit aktiven BastlerInnen – die eine produziert gern Geschenke, der andere repariert Dinge

3 Timothy Ingold: Lines. A Brief History. London u.a. 2007.
4 Marilyn Strathern: Partial Connections. Savage, MD 1991.

in seiner Garagenwerkstatt – arbeiteten sie unter anderem Parallelen zwischen der eigenen Forschungspraktik und den Kategorien und Sprachregistern der Interviewten heraus, nämlich Hierarchisierungen nach oberflächlich/tiefsinnig, z.B. bezüglich der Auseinandersetzung mit Sinnfragen und Gründlichkeitsansprüchen oder durch Distanzierungen gegenüber der Oberflächlichkeit bzw. dem Mangel an Zeit-, Energie- oder Gefühlsinvestition anderer.

Zum Abschluss der Tagung wurde zu Recht der ausgezeichneten Organisation, die vor allem auch Silke Meyer übernommen hatte, und den vielen HelferInnen gedankt. Als einer der Gastgeber fand Timo Heimerdinger passende, zusammenfassende Worte. Dass der Begriff der Oberfläche hier immer wieder als Ausgangspunkt diente, mal stärker in Richtung empirischer Phänomene, mal mehr erkenntnistheoretisch interessiert, ist keine unbedeutende Feststellung. Immerhin hatte Heimerdinger schon in seinem Eröffnungsvortrag vermutet, dass sich durch die Beschäftigung mit der Oberfläche der Anschein des Relevanzdefizits, der ihr anhafte, auf diejenigen übertragen könnte, die sie thematisieren. Vielleicht hätte sich ihnen das erste, kaum beachtete Stichwort im Tagungstitel, »Äußerungen« als Hintertür geboten? Die Vortragenden ließen sich aber nicht abschrecken, sondern bewegten in ihren Erörterungen sehr ernsthaft den ohnehin schwingenden, sowohl gegenständlich als auch metaphorisch zu nehmenden Begriff der Oberfläche. Zumal dieser sich beispielsweise gegenüber der vielerorts beliebten ANT als anschlussfähig erweist und gerade auch zahlreiche DissertantInnen ihm für frische Forschungsfelder etwas abgewinnen konnten steht zu erwarten, dass dieses Fach sich von der Oberfläche auch nach der Hochschultagung so bald nicht wegbegeben wird.

Svenja Reinke

45. Internationales Symposium für Keramikforschung.
Schloss Karlsruhe, 24.–29. September 2012

Das 45. internationale Symposium für Keramikforschung fand von 24. bis 29. September 2012 im Badischen Landesmuseum in Schloss Karlsruhe statt. Der inhaltliche Schwerpunkt lag auf Keramik in Baden und im Elsass. Nach der Begrüßung durch den Generaldirektor *Harald Siebenmorgen*, durch den Kurator für Keramik, *Arthur Mehlstäubler* und den Vorstand des Arbeitskreises für Keramikforschung, *Sally Schöne*, bereitete Andreas Heege die rund hundert TeilnehmerInnen internationaler Provenienz auf die Exkursionen zu Töpferorten im Elsass vor.

Betschdorf ist bekannt für Steinzeug, das dort ab 1717 von aus dem Westerwald ausgewanderten Töpferfamilien hergestellt wurde. Zahlreiche Werkstätten säumen die Hauptstrasse mit den malerischen Fachwerkhäusern, im historistischen Museumsgebäude von Haguenau sind mittelalterliche Steinzeugfunde ausgestellt. Soufflenheim ist bekannt für malhornverzierte Irdenware. Im 19. Jahrhundert näherte sich die Produktion jener in Hessen und der Ostschweiz an, vermutlich aus Gründen der Gesellenwanderung. Paar- oder Hochzeitskrüge, Besteckkörbe, Kammhalter und Guglhupfformen wurden in den Familienbetrieben im landwirtschaftlichen Nebenerwerb hergestellt. Zahleiche Töpfereien im Ort laden noch heute zum Kaufen ein.

In den Vortragsblöcken davor ging es um spätmittelalterliche Ofenkacheln im Breisgau (u.a. auch von Hans Kraut), in der Ostschweiz (Funde in Alt-Weesen, das 1388 abgebrannt ist), in der Niederlausitz (Horno) und in den Niederlanden (Deventer und Zwolle). *Claudia Melisch* berichtete von Funden schwarz glasierter Kacheln von mindestens 22 Öfen des 17. und 18. Jahrhunderts aus Grabungen in Berlin.

Sarah Leib, Dissertantin am Institut für Archäologie an der Universität Innsbruck, präsentierte ausgewählte mittelalterliche und frühneuzeitliche Ofenkeramik aus Tirol und Vorarlberg. Nach den Studien von J. Ringler in den 1950er bzw. 1960er Jahren gab es 1990 den Grabungsbericht »Das alte Hafnerhandwerk im Lande Tirol« und in der Folge einige Bände aus der Reihe NEARCHOS. Die Referentin bearbeitete etwa 7.000 Objekte. Das Vorarlberger Material weist, wie Leib zeigen konnte, eine starke Affinität zum Schweizer Raum auf, das Tiroler Material ist eng mit Südtirol verbunden. *Erich Moser*, Landeshafnerinnungsmeister von Tirol, berichtete über die Ötztaler Öfen und mit

ihnen von der Geschichte einer »unzünftigen« Ofenlandschaft. Dort, wo man bis zu dreihundert Tage im Jahr heizen muss, ist der weiße Lehmofen mit dem Steinsockel und den eingesetzten Topfkacheln ein wichtiges Identifikationsmerkmal geworden. Heute stehen noch ca. fünfhundert Ötztaler Öfen. Keine professionellen Handwerker bauten diese Öfen, sondern Bewohner, wie etwa ein Holzknecht, hatten sich darauf spezialisiert. *Ivana Škiljan*, Mitarbeiterin der Museen des Hrvatsko Zagorje (HR) analysierte Ofenkeramikfunde der Spätgotik und Renaissance in Kroatien. Der Fall einer slawonischen Festung unter die osmanische Herrschaft nach 1526 bedeutete das Ende jeder Kachelproduktion. *Stefan Krabath* aus Dresden stellte das Projekt »Kachelöfen in Sachsen« vor. Er ist dabei, die noch in situ vorhandenen und vor etwa 1850 aufgestellten Kachelöfen zu erfassen. *Günter Unteidig* stellte einen gotischen Ofen aus dem Schloss Burgk bei Plauen vor, der 1908 in veränderter Form neu gesetzt und teilweise durch neu gefertigte kalt bemalte und vergoldete Kacheln ergänzt wurde.

Wenige Wochen vor der Tagung war das Buch »Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion im deutschsprachigen Raum« von Eva Roth Heege erschienen und wurde am Ende des ersten Tagungstages vorgestellt. Dieser Leitfaden stellt eine einheitliche Systematik und die deutschsprachige Terminologie für Ofenkacheln vor und beinhaltet ein Glossar in 17 Sprachen.

Wolf Matthes als erster Redner am zweiten Referatstag gab Beispiele für die Zusammensetzung von historischen Glasuren. Immer wieder wird Blei aus Bleiberg bei Villach in Kachelglasurrezepten des 17. und 18. Jahrhunderts genannt. Dieses war eine besonders gute Bleiasche für den »Äscher«, das ist die Glasurengrundlage aus Blei- und einem geringeren Anteil an Zinnasche, die, versetzt mit Salzen, Sanden und Farboxyden, eine Glasur ergab. *Volker Ellwangen* berichtete über die Teilnahme der Kachelofenfabrik Carl Roth aus Baden-Baden an der Weltausstellung in Paris 1900 mit einer Terrakottakanzel und einem Panorama aus Fliesen. *Peter Linser*, Architekt und Ofendesigner aus Tirol, stellte die Frage »Wieviel Kachel braucht der Mensch?« provokant in den Raum. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf die ergonomieferne Gestaltung von traditionellen Kachelöfen durch störende Gesimse im Kopfbereich. In seinen Entwürfen nützt Linser den Körperkontakt zwischen Mensch und Ofen zur direkten Übertragung von Wärme. *Alena Kalinová*, Ethnografin am Mährischen Landesmuseum in Brünn, stellte die umfangreiche Sammlung an figuralen Ofenbekrö-

nungskacheln (überwiegend Löwen, auch Lämmer, Vögel, Katzen und Hunde) auf mährischen Kachelöfen des späten 18. und 19. Jahrhunderts vor. *Maria Marchenko*, Leiterin des Spielzeugmuseums in St. Petersburg (RUS), berichtete über den »Einfluss professioneller Kunstschulen auf die russische Volkskunst im 20. Jahrhundert am Beispiel von keramischem Spielzeug«. Künstler hielten die typischen Formen des handmodellierten bunt bemalten Dimkowskaja Kinderspielzeugs (später als »Dymka« bekannt) aus der Hand von HeimarbeiterInnen in Zeichnungen fest. Sie halfen damit der Wiederbelebung durch die KunstgewerblerInnen, die in Fachschulen ausgebildet wurden. *Michael Lingohr* von der Universität Leipzig forscht über die »Luxus- und Volkskeramik für die Volksgenossen. Die Majolika-Manufaktur Karlsruhe, ein Staatsbetrieb im Nationalsozialismus«. Manche in den 1920er Jahren eingeführte Modelle, wie ostasiatische Raku-Keramik und andere Stücke mit Craquelé-Glasuren, wurden wegen Kritik von Seiten der NS-Propaganda vor 1933 aus der Produktion genommen.

Am Nachmittag besichtigten die TagungsteilnehmerInnen Museum und Depot der ehemaligen Majolika-Fabrik, die 1901 als »Großherzogliche Majolika-Manufaktur« gegründet wurde. Seit 1998 privatisiert, trägt sie dennoch bis heute den Namen »Staatliche Majolika-Manufaktur«. Unzählige KünstlerInnen lieferten Entwürfe für Unikate bis zur Serienproduktion.

In den nachfolgenden Vorträgen ging es um die Vertriebswege niederrheinischer Irdenware im 18. Jahrhundert und um keramische Funde (u.a. auch von Tonpfeifen) in Mannheim aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Die nächste Exkursion führte nach Straßburg. Im Palais Rohan erlebten die TeilnehmerInnen eine Spezialführung durch den Experten und Antiquitätenhändler Jacques Bastian vor allem über Fayencen aus Straßburg und Haguenau. Im Musée Historique sind u.a. Keramik- und Glasfunde ausgestellt. Das Musée Alsacien ist mit seinen volkskundlichen Sammlungen in einem alten Fachwerkgebäude untergebracht. Interessant waren hier v.a. die Ziegelsammlung und die Einrichtung einer Küche und Vorratskammer mit Keramiken aus Steinzeug und Irdenware.

Am letzten Tag der Tagung gab es Referate mit dem Schwerpunkt auf Keramikkünstler des 20. Jahrhunderts (u.a. Max Laeuger). *Monika Dittmar* berichtete von den Festzeitschriften der Verbandstage der Arbeitgeber des Töpfer- und Ofensetzergewerbes zwischen 1905 und

1933. *Rolf Mari* stellte keramisches Spielzeug aus Hafnerbetrieben am Rhein vor (u.a. Pfeiffiguren im Typus des so genannten Vogelreiter und der so genannten Bäckerflöten – in Brot gebackene einfache irdene Pfeifchen). In *Katharina Sieferts* Vortrag ging es um die »Suche nach dem Vorbesitzer. Keramik als Problemfall der Provenienzforschung?«. Im Rahmen eines aus Drittmitteln finanzierten Restituierungsprojektes am Badischen Landesmuseum sucht Siefert konkret nach Hinweisen zu Keramiken. Die Wissenschafterin stellte drei »Hausmalerkrüge« süddeutscher Provenienz vor, deren Verbleib in einer Hamburger Antiquitätenhandlung zwischen 1925 und 1976, dem Jahr des Ankaufs, nicht geklärt ist. *Claudia Peschel-Wacha* berichtete über ein Keramikprojekt am Volkskundemuseum in Wien, das sich über zwei Jahre erstreckte und von der Europäischen Union gefördert wurde. Im Verlauf entstand ein neues Keramikmuseum in Modra (SK) und das Volkskundemuseum gestaltete dort die erste Ausstellung mit so genannten Habaner Fayencen. In Wien war im Gegenzug eine Sonderausstellung über den Modraer Figuralisten Ignác Bizmayer sowie über die Ergebnisse einer Feldforschung zum Thema »Zeitgenössische Töpfer im Burgenland und in der Region Bratislava« zu sehen.

Die ausgearbeiteten Referate werden in einem eigenen Tagungsband veröffentlicht, das nächste Symposium für Keramikforschung wird im September 2013 am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mayen an der Eifel stattfinden.

Claudia Peschel-Wacha

Innovative Zugänge, weitsichtige Interdisziplinarität und neue Ziele. 10. Tagung der Kommission Tourismusforschung der dgv, Graz, 20.–22. September 2012

Unter dem programmatischen Titel »Mobilitäten. Für einen Paradigmenwechsel in der Tourismusforschung« fand im September 2012 die 10. Tagung der Kommission Tourismusforschung der dgv in Graz statt. Die Tagung wurde von Johanna Rolshoven (Graz) und ihrem Team unter besonderer Mitwirkung von Daniella Seidl (München) und Adelheid Schrutka-Rechtenstamm (Graz) ausgerichtet. Der Hauptvortrag

und die Panelbeiträge zeigten, wie Konzepte der Mobilitätsforschung, aber auch andere theoretische Zugänge, in der Tourismusforschung angewandt werden können.

Mit seinem Vortrag »Modes and moods of movement: developing the dialogue between studies of mobility and tourism« gestaltete *Orvar Löfgren* (Lund) den gelungenen Auftakt der Tagung. Ausgehend von einem Vergleich zwischen touristisch motiviertem Reisen und Pendeln plädierte Löfgren zunächst für eine Mikro-Perspektive. Wie sein erst kürzlich auf Deutsch erschienenes Buch »Nichtstun«[1] zeigt, kann ein näherer Blick auf die Alltäglichkeiten, Zwischenzeiten und Routinen zu einer detaillierteren Ethnographie führen. Sowohl Materialitäten, Orte und Requisiten als auch das spezifische »kulturelle Gepäck« werden hierbei untersucht, inhärente Normen und Verhaltensweisen aufgespürt sowie historische Komponenten mitgedacht. Wenn wir uns mit Mobilität beschäftigen, darf auch die Betrachtung von Immobilität nicht fehlen. Am Beispiel von Agoraphobie veranschaulichte Löfgren, welche unterschiedlichen Gefühlslandschaften, *emoscapes*, allein bei der Vorstellung von Mobilität entstehen können. Dies führte ihn dazu, nach der Verbindung unterschiedlicher Formen des Reisens und damit verbundener Befindlichkeiten zu fragen. Welche Rolle spielt »the structure of feeling«, was passiert wenn Routinen unterbrochen werden, der Reisefluss eine Irritation erfährt? Löfgren forderte dazu auf, Reisen und Bewegung unter den Aspekten von Fluss, Reibung, Geschwindigkeit, Atmosphäre, Synchronisation und Unterbrechungen zu betrachten. Befindlichkeiten, Routinen und Materialitäten können Geheimnisse, versteckte Mikro-Welten aber auch Machtverhältnisse aufzeigen und somit Mobilitäten- als auch Tourismusforschung gegenseitig erhellen.

Manfred Omahna und *Markus Harg* (Graz) wiesen in ihrem Beitrag, der das Panel »Mobilität und Ortseffekte« eröffnete, überzeugend darauf hin, dass der von Zygmunt Bauman postulierte touristische Habitus zum Problem werden kann, nämlich dann, wenn »die Karawane weiterzieht« und die Touristen ausbleiben. Am Beispiel eines obersteirischen Dorfes, ehemals gesuchte »Sommerfrische« für Städter, berichteten Harg und Omahna sowohl von den Schwierigkeiten der Aufgabe

1 Billy Ehn, Orvar Löfgren: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen. Hamburg 2012.

lang erlernter Verhaltensmuster als auch, am Beispiel eines innovativen Jugendlokals, von Kulturdynamiken der Urbanisierung, die der jahrzehntelange Tourismus befördert hat. Insgesamt konnten Omahna und Harg zeigen, dass Mobilität in ihrer verinnerlichten Form, als »Modus der Anpassung«, spannende Blicke auf lokalisierte Ungleichzeitigkeiten der Spätmoderne ermöglicht.

Eine Überschneidung des *tourist-gaze* mit dem *medical gaze* zum *medico-tourist-gaze* thematisierte *Eva-Maria Knoll* (Wien) anhand der maledivischen Resortinsel Kuramathi. Die intensiv erschlossene Insel wirbt mit einer Einrichtung, betreut von zwei deutschen Ärzten, deren medizinische Expertise gegen Urlaubszeit im Tropenparadies getauscht wird. Ärzte-Honorare fallen dabei nicht an. Seit 1990 ist die Vermittlungsplattform Resortdoc tätig, die verunfallten (Tauch-)Touristen erstklassige Behandlungen (Druckkammer) anbietet, gelegentlich auch Einheimischen zu Gute kommt, sowie deutsche Ärzte für mehrwöchige Einsätze auf die Malediven bringt. Wie aus dem Beispiel hervorgeht, muss neben den Kategorien der klassischen Tourismusforschung hierzu auch ein Blick auf die Mobilitätenforschung geworfen werden.

Im Panel »Innovative Zugänge zu Mobilitäten« ging *Anna Lipphardt* (Freiburg) auf die Figur des »Neonomaden« ein, die in Studien, beispielsweise über Backpacker, »immer mit einem hohen Grad an Freiheit, Ungebundenheit und Nonkonformismus, sowie exzessiver und ungerichteter, zeitlich und geographisch weit ausgedehnter Reisetätigkeit« in Verbindung gebracht wird, so Lipphardt. Im Vergleich mit der Gruppe, für die einst der Begriff des Nomadismus erfunden wurde, lassen sich wesentliche Unterschiede in den Bewegungsmodi und -mustern, der Sozialität, dem Umgebungsbezug, sowie ökonomischen Strategien und ökologischen Aspekten feststellen. Lipphardt forderte deshalb zum kritischen Umgang mit Begrifflichkeiten auf und sprach damit einen wesentlichen Diskussionspunkt der Tagung an.

Auf bisher wenig beachtete Aspekte eines Forschungsfeldes an der Schnittstelle Migrations-, Mobilitäts- und Tourismusforschung verwies *Sarah Scholl-Schneider* (Mainz) mit ihrer Präsentation über »Heimatreisen« zur Migration gezwungener Sudetendeutscher. In den Blick ihrer ersten Beobachtungen gerieten vor allem emotionale Aspekte. Scholl-Schneider ging auf den Prozess des Schwellenübertretens ein, der sowohl innerlich als auch äußerlich stattfindet und beschrieb ihn mit dem Begriff der Liminalität. Im Mittelpunkt ihres Vortrags

standen methodologische Überlegungen und Fragen nach Praktiken, Selbst- und Fremdwahrnehmungen, sowie Interaktionen innerhalb solcher Reisen in die »alte Heimat«.

Mit der Vorstellung ihres Promotionsprojektes »Kulturtechnik Fliegen« lud *Kerstin Schaefer* (Hamburg) zu einer Betrachtung der vielfältigen Nutzung des Massentransportmittels Flugzeug ein. Entgegen Marc Augés Auffassung, »Nicht-Orte« – Flugzeuge und Flughäfen – seien von keinen sozialen Beziehungen geprägt und die dort aufhältigen Individuen »glitten« identitätslos aneinander vorbei, vermutet Schaefer, dass sich durch jahrelanges Einüben inzwischen eine eigene Kulturtechnik samt Alltagspraktiken, Deutungen und Aushandlungen entwickelt hat. Mit ihrer ethnographischen Untersuchung des Unterwegsseins zeigte sie, welche Lebensweisen und -formen durch das Fliegen geprägt werden und wie es Identitäten, Handlungsmuster und Routinen zu transformieren vermag.

Joachim Schlör (Southampton) eröffnete das Panel zu touristischen Momenten von Mobilitätspraktiken. Er analysierte anhand autobiographischer Zeugnisse jüdischer Emigration aus Deutschland das Flucht-Erleben als eine Art »Reise«. Insbesondere dann, wenn das Flucht-Ticket auf ein ehemaliges Kreuzfahrtschiff führte, waren touristische Erlebnisse – vom Captain's-Dinner bis zum Tennisspiel – möglich. Wie zur Reisevorbereitung wurden Sprachen gelernt, Landkarten studiert und Reiseführer gelesen. Das zentrale Transportmittel war das Schiff, aber auch Eisenbahn und Auto spielten eine Rolle. Der Moment des realistischen Ankommens zu einem ungewissen *being there* stand im Kontrast zu einer *suspended time* der Schiffspassage. Schlussüberlegungen befassten sich mit der Möglichkeit der Lesart dieser Emigrationen als Ergebnis »transnationaler Netzwerke« und der Denkfigur des *home abroad*.

Peter F. N. Hörz (Göttingen) benutzte eine ethnografische Fallstudie aus Berlin, um die ZuhörerInnen ins Milieu reisender, männlicher Escorts – ein noch nicht erforschtes Feld – zu entführen. Wesentliche »Pull«-Faktoren für die jungen Männer aus Süd- und Mittelamerika, Spanien und den Balkanländern, stellen europäische Metropolen wie Amsterdam, Paris oder Berlin dar, die für eine ausgeprägte und offene Schwulenkultur bekannt sind. Um ihren Service vor Ort anbieten zu können, nutzen Escorts einschlägige Internet-Plattformen oder Social Networks. Da ihre ökonomischen Ressourcen meist nur bruchstückhaft vorhanden sind, werden diese großteils erst im Laufe der Reise,

die weitgehend individuell gestaltbar ist, erarbeitet. Einzig der Ankunfts- und Abflugsort, sowie die Aufenthaltsdauer stehen im Vorhinein fest. Die Mobilität ist bei den verschiedenen Verkehrsmitteln, dem Markt, oder der Bedienung der Freier zu bemerken.

Wie sich Konzepte berufsbedingter Mobilität, Migration und Tourismus überschneiden können, präsentierte *Johanna Stadlbauer* (Graz) in ihrem Vortrag über die Alltagspraxis von *expatriate spouses*. Die Erfahrung der Auswanderung, das geschlechtsspezifische Erleben und der Alltag im neuen Land waren zentrale Themen ihres Beitrags und wurden auf touristische Momente hin untersucht. Zusätzlich wurde die Thematik aus der Perspektive des Marketings bestimmter Städte und Regionen als besonders attraktive Lebensräume betrachtet. In den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Frauen spiegeln sich aber auch »individuelle Maskierungen« von latenten, strukturellen Benachteiligungen durch Arbeitsverbote, Qualifikationsprobleme oder sprachliche Hürden.

»When ›the Rest‹ enters ›the West‹«, titelte die Soziologin *Sybille Frank* (Berlin) ihren Vortrag, in dem auf die Präsenz und Rezeption indischer TouristInnen in der Schweiz eingegangen wurde. Als wesentlicher Auslöser für das Interesse indischer Reisender am Alpenland gelten die Bollywood-Filme, die infolge des Kaschmir-Konflikts seit den 1980er Jahren häufig in der Schweiz gedreht wurden. Die »Song and Dance«-Szenen vor Gletschern und Bergwiesen gerieten zum Inbegriff von Liebe und Romantik. Am Beispiel der Kleinstadt Engelberg behandelte Frank die Frage, wie Reaktionen der verschiedenen touristischen InteraktionspartnerInnen ausfallen, wenn nicht das einheimische, sondern das eigene, in diesem Fall indische, kulturelle Erbe konsumiert wird und welche Konsequenzen und Transformationsprozesse solche Begegnungen zur Folge haben.

Zwei anregende »Tischgespräche« zu den Themen historische Tourismusforschung und lebensweltliche Überschneidungs- und Entgrenzungsszenarien unterbrachen hernach das Panel-System.

Mit einer interdisziplinären Perspektive startete das Panel »Konzepte zu Raumüberschneidungen«. *Mathis Stock* (Sion), Geograph, behandelte theoretische Konzepte zu mobilen Lebensweisen. Stock wandte sich der Frage nach der kulturwissenschaftlichen Interpretation des Phänomens Tourismus zu und sah insbesondere in dessen Betrachtung als ein abgeschlossenes Phänomen und eigenständiges Forschungsobjekt eine Problematik, die es aufzubrechen gilt. Er sprach

sich für neue Definitionen aus und brachte »polytopisches Wohnen« als Vorschlag einer Begrifflichkeit ein, die sowohl Bewegungen als auch Orte in den Blick nehmen könnte und auf Räumlichkeitskompetenzen verweist.

Christian Wille (Luxembourg) erörterte zentrale Herausforderungen der kulturwissenschaftlichen Raumforschung und wandte sich praxeologischen Zugängen einer Forschung über »Transnationale Lebenswelten als Räume der Grenze« zu. Als Beispiel für eine dauerhafte und zirkuläre Mobilitätsform, könnte »Grenzpendeln« stellvertretend für zahlreiche Gegenwartsphänomene der lebensweltlichen Überlagerung und Durchdringung gesehen werden, so Wille. Sein subjektzentrierter Beitrag, grafisch in einem Modell dargestellt, fokussierte auf Ansätze der Konzeptualisierung von Raum und Handeln und skizzierte mögliche Überschneidungen auf Grundlage sozialgeographischer und kultursoziologischer Überlegungen.

Der Architekturtheoretiker, Historiker und Kurator *Michael Zinganel* (Dessau-Roßlau) thematisierte Wege von Arbeitskräften aus den neuen deutschen Bundesländern zu Tiroler Tourismusbetrieben. Aufgrund des Krieges im ehemaligen Jugoslawien starteten 1991 Beschäftigungsinitiativen für Ostdeutsche in Tirol. 2005 war das Vermittlungsprogramm zu Ende, »Ostdeutsche« stellten die größte Gruppe an ArbeitsmigrantInnen. Anhand verdichteter Biografien zeigte Zinganel Auswirkungen temporärer Migrationen, teils auf die Persönlichkeit der MigrantInnen, teils auf das familiäre und soziale Umfeld am Arbeitsort und zu Hause. Für Zinganel waren das geförderte Selbstbewusstsein sowie die familiäre Einbettung der ArbeitsmigrantInnen bei Unternehmerfamilien genauso interessant wie die Bereitschaft zur Selbstausbeutung und die verschiedenen »Mythen« der Entstehung dieser Arbeitsmigrationen (z.B. AMS-Initiativen versus Selbstvermittlung).

Martina Röthl (Innsbruck) präsentierte ihr Dissertationsprojekt, das sich mit Verhältnisbestimmungen beschäftigt, um gültigen Wissensordnungen und Subjektivierungsprozessen von Bereisten in der Tiroler Privatzimmervermietung auf die Spur zu kommen. Röthl bedient sich dabei des Dispositiv-Modells (Michel Foucault). Sukzessive entsteht ein Analyseraum, der relational zu denken ist. In diesem werden auch strategische Situationen und Machtbeziehungen sichtbar. *Urgents*, also zum Beispiel das Sachzwangargument »kein Wohlstand ohne Tourismus« (Dieter Kramer), funktionieren als die Matrix des

Dispositivs, die des historischen Referenzrahmens bedarf. Mittels empirischer Beispiele illustrierte Röthl die Leistungsfähigkeit dieses Zuganges.

In der abschließenden Podiumsdiskussion (*Ramona Lenz, Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, Klaus Schriewer, Dieter Kramer, Joachim Schlör, Mathis Stock, Orvar Löfgren*) nahmen die Teilnehmenden einerseits zur generellen Frage, ob das wissenschaftliche Arbeiten im Rahmen der Tourismusforschung eine eigene dgv-Kommission rechtfertige, als auch zu zwei Positionen der TagungsorganisatorInnen, Stellung:

Ist Tourismus vor dem Hintergrund der mobilisierten Gegenwart eine eingeschränkte und einschränkende Erkenntniskategorie?

Was gerät aus dem Blick, wenn die Tourismusforschung unter das Dach oder das Paradigma der Mobilitätsforschung gestellt würde?

Eine Umbenennung der Kommission wurde von fast allen DiskutantInnen abgelehnt. Das Label Tourismus sei anschlussfähig, von Wichtigkeit und habe eine spezifische Forschungsgeschichte. Wohl wurde eine mögliche Erweiterung des Labels, z.B. in Richtung »Tourismus- und Mobilitätsforschung« genannt, da sinnvolle Konzepte aus anderen Forschungsfeldern gesehen werden. Längere Zeit hat die Tourismusforschung dem theoretischen Input zu wenig Raum gegeben. Abschließend forderte Orvar Löfgren weniger eine Namensdiskussion ein, als einen offenen Blick auf die Phänomene und einen kreativen Zugang zu weiteren Themen für interdisziplinär aufgestellte Tagungen.

In der entsprechenden Ausführlichkeit werden sämtliche Beiträge in einem Tagungsband erscheinen, der vom Veranstalterinnenteam vorbereitet wird.

Insgesamt zeichnete die Tagung eine Vielfalt an interessanten Forschungszugängen aus. Eine neue Generation ambitioniert Forschender ist am Werken und die Türen in Richtung Mobilitätsforschung, Migration- oder Cultural Studies etc. sind offen.

Michael J. Greger, Stephanie Tomschitz

Tagung des Studienprojekts »Money Matters. Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis« am Institut für Geschichtswissenschaft und Europäische Ethnologie der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, 21.–22. Juni 2012

Forschendes Lernen im Lichte der Öffentlichkeit

»Forschendes Lernen« gilt inzwischen in zahlreichen Fächern in der universitären Lehre als Mittel der Wahl, an vielen Instituten der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde ist diese Art der Lehre breitenwirksam installiert. Die Präsentation der oft auf empirischer Basis erhobenen Ergebnisse erfolgt in einer Publikation, in einer Ausstellung, einem Film oder einer CD-Rom. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage: Kann diesem bewährten Modell noch etwas hinzugefügt werden? Die Tagung »Money Matters. Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis« am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie in Innsbruck zeigte, dass die Frage eindeutig mit »ja« beantwortet werden kann. Diese Tagung stellte den Abschluss des dritten Semesters von insgesamt vier Semestern dar, in denen die Leiterin des Studienprojektes Silke Meyer die Studierenden Schritt für Schritt zur Platzreife führt.

Die Studierenden präsentierten auf der Tagung die Ergebnisse ihrer Einzelprojekte aus dem Bereich »Umgang mit Geld« einem außeruniversitären Publikum und stellten sie gleichzeitig einer Fachöffentlichkeit unmittelbar zur Diskussion. Für einschlägiges Feedback waren neben den Institutsangehörigen die Europäischen Ethnologen Andreas Hartmann (Münster), Gisela Unterweger (Zürich) und Peter Hörz (Göttingen) eingeladen worden, ergänzt wurde die Expertenrunde von dem Germanisten Thomas Wegmann und dem Vergleichenden Literaturwissenschaftler Martin Sexl (beide Innsbruck). Sie betteten nicht nur die Arbeiten der Studierenden durch eigene Fachvorträge in einen größeren Forschungskontext ein, sondern gingen gleichsam als Coaches auf die Beiträge der Studierenden ein. Diese ihnen zugedachte Rolle füllten die Eingeladenen engagiert und konstruktiv aus. Mit diesem Vorgehen wurde in Innsbruck ein Manko aufgefangen, mit dem das forschende Lernen nach wie vor behaftet ist. Obwohl Öffentlichkeitsarbeit, etwa das Verfassen von Presseartikeln

oder die Produktion von Radiosendungen über die eigenen Projekte, zum Standard von forschendem Lernen gehören, hat der Kontakt mit der Öffentlichkeit manches Mal doch den Anschein einer eher spielerischen Probehandlung. Vor allem aber kommt die kritische Würdigung durch FachkollegInnen außerhalb des eigenen Instituts vielfach zu kurz. Dass die Innsbrucker Tagung als Teil des Lernansatzes nicht nur die Anwesenden überzeugte, zeigte die Verleihung des universitätsweiten Preises für exzellente Lehre, *Lehreplus! 2012*, an Silke Meyer.

Die Basis für die Projekte, die auf der Tagung präsentiert wurden, stellt die kulturwissenschaftliche Prämisse dar, dass Geld eine Verabredung ist, die ohne soziale Praxis keinen Wert hat. Zwar ist die Geschichte des Geldes schon oft erzählt worden, doch es fehlen nach wie vor Forschungen zur alltäglichen Geldpraxis: Im Umgang mit Geld wird das angeblich so homogene und austauschbare Medium mit so unterschiedlichen Bedeutungen aufgeladen, dass es sinnvoll sei, von einer »Vielzahl von Geldern im Plural« zu sprechen. Diese Gelder, die in den Tagungsvorträgen analysiert wurden, reichten vom Taschengeld über Reisegeld bis hin zu Geldern, die MigrantInnen in ihre Heimatländer überweisen, vom Notgeld und Regionalwährungen bis hin zu Pfandkrediten und Geldstrafen. Einige der bearbeiteten Phänomene stellen eine Forschungslücke nicht nur im Fach Europäische Ethnologie, sondern in den Kultur- und Sozialwissenschaften insgesamt dar.

Emotionalität und Sinnlichkeit von Geld

Zum Auftakt der Tagung präsentierte der Student *Tjark Müller* eine Ideengeschichte des »Feinbildes Geld« von Bibel und Antike bis zur Gegenwart und zeigte am Beispiel der Nationalökonomie des 18. Jahrhunderts Momente der Umdeutung von negativer zu positiver Geldsemantik auf. Auf Basis eines Schreibaufrufs im Internet konnte er veranschaulichen, wie AkteurInnen zwischen Sparen und Konsum balancieren und dabei Geld als repressives Gegenüber erleben, dem gegenüber es gilt, sich möglichst viel Freiraum zu erstreiten. *Gisela Unterweger* widmete sich im Anschluss daran den emotionalisierten Umgangsweisen mit Geld, wie sie sich bei Angehörigen der Schweizer Mittelschicht finden. Hier lassen sich zwei Handlungsmuster voneinander unterscheiden, die mit konträren Werten und Gefühlen aufgeladen sind. Konsumieren steht für »unmittelbare Gefühle«, für

Genuss und Sinnlichkeit, und insbesondere in familiären Beziehungen für Liebe, Fürsorge und Schutz. Vorbehaltloses Schenken wird mit bedingungsloser Hingabe assoziiert. Konsum wird von den AkteurInnen mit Gegenwartsorientierung verbunden, Sparen hingegen mit Zukunftsorientierung und der Konfrontation mit der »Härte des Lebens«. So erzeugen Eltern eine künstliche Knappheit, wie Unterweger aufzeigte, um ihre Kinder dazu zu bringen, sich mit der Notwendigkeit, arbeiten zu müssen, abzufinden. Insgesamt gesehen gilt als Könnerschaft im Umgang mit Geld in der Schweizer Mittelschicht, sowohl ein Übermaß in Richtung sparen als auch in Richtung konsumieren zu vermeiden. Diese Könnerschaft versuche man, den eigenen Kindern zu vermitteln und habituell zu verankern, so Unterweger. Dieses Oszillieren zwischen einem affektiven Modus und dem Modus der Knappheitserziehung gehe ein »perfect match« mit dem Kapitalismus ein.

Dem Thema Gelderziehung widmeten sich auch die Studentinnen *Johanna Kollreider-Schäfer* und *Katharina Sidiropolous*. Sidiropolous führte auf Basis von Fragebögen, die an staatlichen und privaten Volksschulen verteilt wurden und der Auswertung von Ratgebern aus, dass und auf welche Weise Kinder durch den strategischen Einsatz von Taschengeld zu mündigen, selbstbestimmten Individuum erzogen werden sollen. Kollreider-Schäfer widmete auf eine sehr ungewöhnliche und gleichzeitig inspirierende Weise dem Forschungsfeld. Sie führte ein Projekt in einer 3. Klasse einer Volksschule durch, in dem die Kinder dazu angeregt wurden, Geld zu zeichnen und zu basteln und dabei über Geld zu sprechen. Dabei wurde sichtbar, wie sich Kinder dem Medium mit allen Sinnen annähern. Sie riechen daran und empfinden es als wohlriechend, sie hören das Geld sprechen. Insbesondere die Geldscheine mit hohen Summen werden im Erleben der Kinder selbst zu Akteuren, die sich ihnen gegenüber freundlich, beschwörend oder moralisierend äußern. Dies ermögliche eine Bewältigung der inneren Spannung zwischen besitzen wollen und spielerischer Freude am Geld, so die Interpretation von Kollreider-Schäfer. Ohne Ausnahme tritt in den Äußerungen der Kinder Geld als etwas Gutes, Schönes, Verlockendes und Persönliches auf, so ihr Fazit.

Auch *Iris Hafner*, *Anna Horner* und *Natascha Unger* beschäftigten sich mit der sinnlichen Seite des Geldes, mit seiner Haptik, und zwar anhand beschriebener Geldscheine, die im Umlauf sind. Die studentischen Forscherinnen identifizierten dabei sieben Typen: »Kunstscheine«, »Juxscheine«, »Notiz-Scheine«, »Werbescheine«,

»Protestscheine«, »Beziehungsscheine« und »Erinnerungsscheine«. Wenn Geldscheine mit politischen Botschaften beschrieben werden, würden sie zu einer alternativen Öffentlichkeit, so die Referentinnen; werden Scheine mit einer persönlichen Widmung versehen, dienen als Autogrammkarten, Reiseerinnerungen oder »ewige Begleiter« in der Geldbörse, werden sie dem Kreislauf der Geldwirtschaft entzogen. Sie werden zu lebensbiografischen Erzählanlässen. Damit verhält sich der ökonomische Wert des Geldes relativ zu seinem symbolischen Wert.

Daniela Pirchmoser widmete sich ebenfalls der Oberfläche von Geldscheinen, und zwar anhand einer umfangreichen Sammlung von Tiroler Notgeld aus den 1910er und 1920er Jahren. Das Notgeld generierte eine kollektive Geschichte, insbesondere eine soziale und regionale Identität, und wurde dabei teilweise zum Träger politischer Botschaften, wie Pirchmoser materialnah herausarbeiten konnte.

Inwiefern Geld zur Generierung von Identität von individuellen Akteuren genutzt wird, legten *Buket Borihan*, *Antonia Franckenstein*, *Sandra Hilzinger* und *Lisa Reinthaler* dar. Sie zeichneten Geldkompetenzgeschichten von Langzeitreisenden auf, die gleichzeitig auch Kulturkompetenzgeschichten sind. Erfolgreiches Reisen erweist sich anhand eines erfolgreichen Umgangs mit finanziellen Ressourcen. Die eigentliche Währung des Backpackers sei jedoch nicht Geld, sondern Zeit, so das Fazit der Vortragenden.

»Rostendes Geld« und andere Versuche zur Befreiung von Alternativlosigkeit

»Was ist schon ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?« Dieses Zitat von Berthold Brecht unterschreiben heute angesichts von globalen Bank- und Finanzkrisen nicht nur Marxisten. Eine Reihe von studentischen Beiträgen beschäftigte sich hochaktuell einerseits mit Versuchen, sich aus der Alternativlosigkeit des Geldsystems zu befreien sowie andererseits mit Begleiterscheinungen der Krisen, nämlich Verarmung und die Aufnahme von Pfandkrediten. *Marion Hitthaler* spannte den Bogen vom weit über die Grenzen Österreichs bekannten Wörgeler Experiment mit »rostendem Geld« aus den 1930er Jahren bis zu Versuchen mit Zeitwertkarten in der Wörgeler Gegenwart. Hinter beiden so genannten Komplementärwährungen steckt dieselbe Idee. »Rostendes Geld« verliert an Wert, wenn es nicht

ausgegeben wird, Horten wird dadurch uninteressant, der regionale Wirtschaftskreislauf soll in Gang gehalten werden und die nationale Wirtschaft durch die erhöhten Kosten der Geldhaltung insgesamt stabilisiert werden. Auf Zeitwertkarten können Jugendliche Guthaben erarbeiten durch Tätigkeiten, die sonst unter Ehrenamt fallen und monetär nicht entlohnt werden. Dadurch soll die lokale und regionale Wirtschaft gestärkt werden, da das Guthaben in örtlichen Geschäften ausgegeben werden kann, man erhofft sich zudem eine Belebung der Nachbarschaftskontakte und einen Beitrag zur Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Der Beitrag von Hitthaler regt zu weiterreichenden Überlegungen an. Kommt es hier zu einer Monetarisierung der ehrenamtlichen Tätigkeiten? Welche Hoffnungen auf Alternativen zum hegemonialen Geld können Komplementärwährungen heutzutage wirklich erfüllen?

Dass Utopien sich nicht einfach verwirklichen lassen, auch wenn sie praktikabel erscheinen, zeigte der Beitrag von *Katrin Tratter* zum Thema »Tauschen statt Kaufen. Die geldfreie Solidargemeinschaft – eine Utopie«? Anhand ihrer ethnografischen Beobachtungen im Innsbrucker Kostnix-Laden kann Tratter herausarbeiten, dass es die reine Gabe nicht gibt. Jeder, der dort kostenlos etwas mitnimmt, fühle sich zur Gegengabe verpflichtet, und sei es nur eine nette Kontaktaufnahme mit den Betreibern oder ein verschämt-dankbarer Augenkontakt, begleitet von einem Lächeln. Die an den Vortrag anschließende Diskussion führte zu einem weitreichenden Fazit: Aus dem ökonomischen Kreislauf (im Sinne eines weiten Ökonomiebegriffs gemäß Pierre Bourdieu) kann der Mensch anscheinend nicht aussteigen.

Einer eben solchen Grundsatzfrage nahm sich *Andreas Hartmann* in seinem Abendvortrag an. Anhand des Beispiels von Gebehochzeiten, wie sie zum Beispiel in Thailand, in der Türkei und in Bayern üblich sind, sowie anhand des Beispiels von Geldopfern an die Ahnen in China stellte er funktionierende Ökonomien jenseits von Staat und Volkswirtschaft vor. Geld, das auf Hochzeiten geschenkt wird, kommt einem informellen Kredit gleich, der nie zurückgefordert wird. Auf diese Weise werden Familien, Freunde und Nachbarn dauerhaft miteinander verbunden und die soziale Stabilität aufrechterhalten. Auch die Transzendentalwährung, die in China und der chinesischen Diaspora weltweit bei der »Bank of Hell« gekauft werden kann und den Ahnen geopfert wird, verbindet durch einen Kreislauf der Geldzirkulation dauerhaft, und zwar Lebende und Tote. *Peter F.N. Hörz* analysierte

anhand teilnehmender Beobachtung in Geschäftsstellen von Geldtransfer-Serviceunternehmen ebenfalls dauerhaften Verbindungen und Verpflichtungen, und zwar diejenigen, die durch Überweisungen von MigrantInnen in ihre Heimatländer entstehen. Die MigrantInnen würden durch diese Praxis mindestens so sehr Einfluss auf den Gang der Dinge in ihren Herkunftsländern nehmen wie die Außenhandels- und Entwicklungshilfepolitik der westlichen Industrienationen, so Hörz. Der Geldfluss werde zu einem Kulturtransfer, in welchem Werte und Normen, die den Geldempfängern zunächst noch fremd sind, mitgeschickt werden.

Spannende Antworten auf die Frage, welche Systeme der Konvertierung sich finden lassen, nach welchen Regeln die Konvertierung funktioniert und wo sie endet, gaben auch die Vorträge von *Alexandra Hangl* sowie von *Alexander Piff*, *Claudius Ströhle* und *Sandra Zangerl*. Anhand der so genannten Überbrückungshilfe, die von einer katholischen Laienorganisation mit einer Million Mitglieder weltweit an Bedürftige als Sofortkredit gegeben wird, stellte Hangl dar, wie der Geber, der persönlich über jeden einzelnen Fall entscheidet, Geld, Vertrauen, Zeit und Wertschätzung investiert und der Empfänger Lebensgeschichten, Dankbarkeit und Vertrauen zurückgibt. Anders als die karitative Gabe bindet die Überbrückungshilfe die EmpfängerInnen in einen Kreislauf von Beziehungen ein und führt damit zu Teilhabe an der Gesellschaft. Auch zwischen Verkäufern und Käufern einer lokalen Obdachlosenzeitung herrscht ein reziprokes Verhältnis, wie Piff, Ströhle und Zangerl aufzeigen konnten. Es werde viel mehr verkauft und mitgekauft als nur eine Zeitung. Die Käufer oszillieren beim Kauf zwischen den Polen »Geld und Geschenke geben« und »Arbeit angemessen entlohnen«, die Verkäufer empfinden den Verkaufsakt einerseits als Selbstverwirklichung und soziale Integration, andererseits als Almosenempfang. Bestechend ist bei diesem Projekt insbesondere der autoethnografische Zugang der Studierenden, die sich selbst in die Rolle der Obdachlosenzeitungsverkäufer begaben und ihre Scham und Befangenheit unter anderem auf Video aufzeichneten. In der Diskussion kam zu beiden Vorträgen unter anderem die Frage auf, inwieweit der selbstverantwortliche Umgang mit Geld und entlohnter Arbeit zu Prozessen der Verinnerlichung von Schuldfragen und Stigmatisierungen führen kann.

Schambesetzt ist auch der Besuch eines Pfandleihhauses. *Nadja Neuner* systematisierte aufgrund teilnehmender Beobachtung das Span-

nungsverhältnis zwischen vertrauensvoller Anteilnahme und professioneller Distanz in der Interaktion zwischen Pfandleihern und den AkteurInnen eines sehr heterogenen Kundenkreises. Dass fast jeder Geld ab und zu auf schmerzliche Weise wahrnimmt, thematisierte *Thomas Winkler* in seinem Vortrag zum Thema »Geldstrafen« und den damit verbundenen moralischen Wertungen und Wahrnehmungen zwischen Kavaliersdelikt und verdienter Strafe.

Der kulturwissenschaftliche Weg zur Ökonomie

Insgesamt zeichneten sich die studentischen Beiträge durch eine hohe Professionalität der Präsentationen aus, die man sich für so manchen Fachkongress wünschen würde. Bei einigen Themen ist zu hoffen, dass hierzu das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, da sie ergiebig genug sind für Masterarbeiten, wenn nicht sogar für Dissertationen. Dies ist zum Beispiel dort der Fall, wo es um die geldfreie Solidargemeinschaft, um Experimente mit Tausch und Regionalwährungen oder um Kredite verschiedenster Art geht. Ob die Kultur- und Sozialwissenschaften momentan das mediale Deutungsmonopol hinsichtlich der Finanz- und Schuldenkrise haben, wie dies Andreas Hartmann nicht ohne Kritik in seinem Abendvortrag behauptete, mag dahingestellt sein. Unzweifelhaft erwies sich auf der Innsbrucker Tagung jedoch die beschreibende und analytische Kompetenz der Europäischen Ethnologie in Fragen der Geldsemantik und Kapitalkonvertierungen. »Money Matters« hat den Weg für entsprechende Forschungen, der im Fach bisher eher einem Trampelpfad gleicht, ein merkliches Stück weiter gebahnt.

Für das Wintersemester 2012/13 ist die Vorbereitung des Tagungsbandes unter Aspekten von »Writing Money Culture« das Abschlussthema des Studienprojektes. Nachzulesen sind die Tagungsbeiträge demnach in der nächsten Ausgabe der *bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie*.

Birgit Huber

Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung.
Arbeitstagung der gleichnamigen dgv-Kommission am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen, 15.–17. Juni 2012

Vom 15. bis 17. Juni 2012 fand in Tübingen die erste Arbeitstagung der im Rahmen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde im September 2011 in Tübingen gegründeten Kommission »Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung« (www.kpuv.de) statt. Die Sprecher_innen der Kommission, *Brigitte Frizzoni* (Zürich) und *Kaspar Maase* (Tübingen), sowie die beiden für die Organisation und Verwaltung der Kommission verantwortlichen Doktorand_innen *Mirjam Nast* (Tübingen) und *Christoph Bareither* (Tübingen/Berlin) wollten mit dieser Tagung »zur Selbstverständigung volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Populärkulturforschung beitragen«, wie im Call for Papers formuliert war. Dafür wurde zu Beiträgen »in der ganzen Breite möglicher Gegenstände, Themen und methodischer Zugriffe« aufgerufen, wobei das weit gefasste Thema dazu anregen sollte, »Gegenstände, Abgrenzungen, Unterscheidungen und zentrale Begrifflichkeiten in einem offenen Forschungsfeld zu diskutieren«.[1]

Einen ersten vergnüglichen Einblick in die (gescheiterten) Abgrenzungsversuche gegenüber den als oberflächlich wahrgenommenen Vergnügungen gab *Hermann Bausinger* (Tübingen) mit seiner Geschichte über das heimliche Schauen der »Lindenstraße« durch die »intellektuelle Silke«.[2] In dem Eröffnungsvortrag von *Jens Wietschorke* (Wien) wurden daran anknüpfend Überlegungen zur historischen Semantik des Begriffs »Vergnügen« angestellt. Anhand verschiedener Quellen – von theologischen Abhandlungen des 18. Jahrhunderts über das Grimmsche Wörterbuch bis hin zu den Konzepten der bürgerlichen Sozialreformer zu Beginn des 20. Jahrhunderts – stellte er die jeweils verwendeten Konzeptionen von »Vergnügen« dar. Dabei zeigte sich, dass der Berliner Theologe und Pädagoge Peter Villaume 1788

1 Arbeitstagung dgv-Kommission »Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügen«, Christoph Bareither, kulturwissenschaftlich-volkskundliche [kv]-Mailingliste vom 21.10.2011.

2 Hermann Bausinger: Das falsche Leben. In: Ders.: Wie ich Günther Jauch schaffte. 13 Zappgeschichten. Tübingen 2011.

die »Vergnügungen des Geistes« den »Vergnügungen der Sinne« noch gleichwertig gegenüberstellte,[3] wogegen diese Bedeutungsdimensionen im Zeitalter der Massenkünste zunehmend getrennt wurden und das »intellektuelle« (und damit aus bildungsbürgerlicher Perspektive »anspruchsvolle«) Vergnügen dem (rein) »sinnlichen« (und damit »wertlosen«) Vergnügen entgegengesetzt wurde. Als Unterscheidungsmerkmale arbeitete Jens Wietschorke vier binäre Oppositionen heraus, die zwar auf der kulturellen Logik des Bildungsbürgertums um 1900 beruhten, allerdings in veränderten und zum Teil umgekehrten Mustern bis heute verwendet werden: echt vs. künstlich, oben vs. unten, tief vs. oberflächlich sowie konzentriert vs. zerstreuend.

Auch der Abendvortrag am ersten Konferenztag von *Kaspar Maase* (Tübingen) bestand aus analytischen Überlegungen zum Forschungsfeld. Kaspar Maase erörterte dabei sowohl die Phänomene, die im Zentrum der Populärkulturforschung stehen sollten, als auch die Perspektiven ethnologisch-kulturwissenschaftlicher Forschung. Er betonte dabei, dass Populärkultur immer relational zu anderen künstlerischen Kulturen der Gesellschaft – von Hochkultur über Volkskunst bis hin zu subkulturellen Szenen – charakterisiert wurde und wird, wobei es sich um dynamische Prozesse der Grenzziehungen handele, die anhand ihrer Akteure in ihrer Situationalität und in ihrer performativen Praxis beschrieben werden könnten. Gefragt werden sollte also nicht: »Was ist Populärkultur?«, sondern »Wann geschieht populäre Kultur, unter welchen Bedingungen, in welchen Situationen, als Ergebnis welcher Handlungen und Interaktionen und mit welchen Auswirkungen?«. Damit lenkte er die Forschungsperspektive auf die rezeptiven Praktiken populärer Kultur und auf das Zusammenspiel verschiedener Interessen und Eigenschaften, Dinge und Aktivitäten im Kontext von Populärkultur.

An diesem Vorschlag einer differenzierten Analyse von Texten und Kontexten, Akteuren und Dynamiken orientierten sich die folgenden Beiträge der Tagung mit unterschiedlicher Gewichtung. In einem ersten Panel wurden verschiedene Formate des Reality-TV in Bezug auf ihre Inszenierungsstrategien und ihre möglichen Auswirkungen auf die Gesellschaft analysiert. Unter dem Titel »Castingwahn« stellte *Markus Tauschek* (Kiel) die verschiedenen Castingshows als Übertragung

3 Peter Villaume: Vom Vergnügen. Berlin 1788, Bd. I, S. 12.

der Leistungslogik in den Alltag dar, wobei sich bei der Rezeption der Shows durchaus mehrdimensionale Deutungen aufzeigen ließen: Die von den Zuschauern bei den Youtube-Videos im Internet hinterlassenen Kommentare reichten von Schadenfreude über Mitgefühl bis hin zu Fremdscham. Diese Kommentare wurden anschließend wiederum in die Sendung integriert, so dass die Shows, laut Markus Tauschek, neben der Repräsentation auch eine performative Auseinandersetzung mit der eigenen Gesellschaft bieten würden.

Sebastian Kestler-Joosten (Würzburg) thematisierte demgegenüber die Inszenierung von Körper und Männlichkeit in der TV-Staffel *The Ultimate Fighter*. Die Sendung diente vor allem der Kommerzialisierung und Popularisierung des Kampfsports und war – ähnlich den anderen Castingshows – mit Trainingsbildern, Wettkämpfen und einem oder mehreren Gewinnern am Ende der Staffel aufgebaut. Sebastian Kestler-Joosten analysierte in seinem Vortrag insbesondere die durch die Show reproduzierten Rollenbilder und Wertvorstellungen wie Disziplin iertheit und Fleiß, Opferbereitschaft und Familienorientierung, aber auch Loyalität und Kameradschaft und verglich diese mit den traditionellen »Arbeitertugenden«.

Dem ideologischen Einfluss und der politischen Lenkung von populärkulturellen Praktiken wandten sich die Vorträge von *Marketa Spiritova* (München/Regensburg) und *Magdalena Puchberger* (Wien) zu. Während Marketa Spiritova am Beispiel des 20. Jubiläums der »Samtenen Revolution« 1989 in Tschechien auf die Massenmedialisierung und Eventisierung von Geschichte aufmerksam machte und die damit verbundenen eindimensionalen erinnerungskulturellen und identitätspolitischen Botschaften hinterfragte, beschrieb Magdalena Puchberger die nationalen und völkischen »Lenkungen« der Brauchtums- und Festgestaltung, insbesondere der Volkstänze, durch volkskundliche Zirkel und Verbände im Wien der 1930er Jahre.

Drei weitere Vorträge gingen dem Spannungsfeld von subjektivem Erleben und diskursiven Zuschreibungen bei der populärkulturellen Praxis nach. *Mirjam Nast* (Tübingen) stellte die Vorstellung eines »Abschaltens« mittels »seichter« Heftromanlektüre den durchaus anstrengenden Praktiken bei der Nutzung der Science-Fiction-Serie »Perry Rhodan« gegenüber und beschrieb die Formen des Wissenserwerbs, des Sammelns und des Produzierens eigener Texte in Forumsdiskussionen und Fanmagazinen bei den Leser_innen der Serie. Interessanterweise grenzen sich die Perry-Rhodan-Leser_innen mit

ähnlich stereotypen Argumentationen wiederum von den Leser_innen anderer Heftromane (wie Frauen- oder Arztromane) ab.

Dieser Beobachtung ging auch der Vortrag von *Moritz Ege* (München) nach: Die pädagogische Besorgnis von Alltags- oder Realitätsverlust in der jugendlichen Rap- und Hip-Hop-Szene, die sich mit (zum Teil fiktionalen) Film-Figuren und Musik-Stars identifizieren und Gangsterpraktiken imitieren, wurde bei seiner ethnografischen Untersuchung als Vorwurf der »Nachahmung« auch von den Jugendlichen selbst verwendet. So wurden andere Gruppen, aber auch Mitglieder der eigenen Gruppe als »Möchtegern-Gangster« bezeichnet und deren Naivität dem eigenen reflektierten Umgang mit medialen Identifikationsmustern und stilistischen Zugehörigkeiten gegenüber gestellt. Somit ist die Nachahmungsthematik, laut Moritz Ege, gewissermaßen ein kulturell vergegenständlichtes Motiv, das von verschiedenen Akteuren verwendet wird – allerdings mit sehr unterschiedlichen Wirklichkeitsdefinitionen: Denn während bei den linken und feministischen Kritiker_innen der »Gangster-Filme« von einem aufgeklärten und friedfertigen Weltbild ausgegangen wird, deutet die Erklärung der Jugendlichen auf ein agonistisches und sozialdarwinistisches Weltbild hin, nachdem es (nur) Gewinner und Verlierer gäbe. In dem spöttischen Vorwurf eines Rappers gegenüber den »Möchtegerns« heißt es entsprechend: »Aber er merkt das dann erst, dass er nicht krass ist, wenn er wirklich mal was auf die Fresse kriegt oder wenn er das merkt, dass das nichts bringt, was er macht.«

Auch *Christoph Bareither* (Tübingen/Berlin) wandte sich in seinem Vortrag dem viel diskutierten Thema der Gewalt in Online-Computerspielen zu. Am Beispiel des Killerspiels »Jailmod« skizzierte er – autoethnografisch aus der Innenperspektive eines Avatars – den Umgang mit Gewalt in dem Computerspiel. Dabei stellte er zum einen die Ironisierung und Verharmlosung des »Tötens« im Spiel fest, welches aus Perspektive der Akteure dem Rauswerfen einer Spielfigur bei einem Brettspiel ähnele – was eine interessante Verschiebung der Perspektive mit Blick auf die ständige Kritik an »Killerspielen« bedeutet. Zum anderen betonte er, dass auch ein solches »Killerspiel« von den Spieler_innen Geschicklichkeit, Einfühlungsvermögen und Kreativität erfordere.

In dem Abendvortrag des zweiten Tages diskutierte *Jochen Bonz* (Bremen) am Beispiel der Fußballfans die begriffliche Konzeption von »Vergnügen«. Dabei referierte er zum einen bestehende Ansätze der

Fußballfanforschung und stellte zum anderen eigene ethnografische Beobachtungen vor, um daraus die durchaus unterschiedlichen Erscheinungsformen der Fußballbegeisterung als verschiedene Formen des Vergnügens herauszufiltern. Sein Vorschlag war es, statt »Vergnügen« als Gefühl oder Eigenschaft anzusehen, eher »Vergnügung« als analytischen Begriff zu betrachten. Dadurch könnten die »Vergnügungen« in ihrer Spezifik und in ihrer Verschiedenheit herausgearbeitet und mit bestehenden kulturwissenschaftlichen Begriffen wie Begehren, Ritual oder Identifikation verbunden werden, um sie dann in den verschiedenen Forschungsfeldern vergleichen und als Phänomene der Gegenwartskultur reflektieren zu können.

Entsprechend der gewünschten thematischen Breite waren bei der Tagung neben den empirischen Fallstudien und begrifflichen Diskussionen auch ethnografisch-beschreibende Darstellungen historischer und gegenwartsbezogener Forschungsfelder vertreten, die das »bunte« Feld populärer Vergnügungen illustrieren konnten. So wurden in weiteren Vorträgen die Orte populärer Unterhaltung wie Gaststätten und Jahrmärkte (*Darjana Hahn*, Hamburg) oder Tanzsäle (*Birgit Speckle*, Würzburg) skizziert und über aktuelle Praktiken des Erzählens der Grimmschen Märchen referiert (*Akemi Kaneshiro-Hauptmann*, Berlin).

Neben den sowohl anregenden als auch kurzweiligen Vorträgen und den inspirierenden inhaltlichen Diskussionen soll an dieser Stelle auch die hervorragende Organisation, der konsequent eingehaltene Zeitplan und vor allem die geradezu familiäre Atmosphäre der Tagung erwähnt werden. Die herzliche Begrüßung durch die Organisator_innen der Tagung wurde durch das reichhaltige Picknick, das für die Referent_innen und Tagungsbesucher_innen am ersten Abend vor Ort organisiert wurde, noch gesteigert. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Überlegungen des Gründungs- und Organisationsteams, eine Fortsetzung der Diskussionen in Form einer zweiten Tagung der Kommission – diesmal zum Thema »Geschmack« und mit speziellem Fokus auf methodische Fragen der Populärkulturforschung – im nächsten Jahr am selben Ort durchzuführen, mit großem Einverständnis aufgenommen wurde. Der Termin für die zweite Arbeitstagung wurde für den 24. bis 26. Mai 2013 festgelegt.

Cornelia Kühn

Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten.
Institut für Sächsische Geschichte und Landeskunde (ISGV), Dresden in Zusammenarbeit mit dem Collegium Bohemicum, Ústí nad Labem. Dresden, 30.–31. März 2012

Das Institut für Sächsische Geschichte und Landeskunde hatte nach Dresden eingeladen, um »aus der Perspektive der musealen Präsentation von ethnischen oder nationalen Minderheiten sowie der interethnisch geprägten Regionen« (CfP der Tagung) Funktion und gesellschaftliche Relevanz des Museums zu diskutieren. Die Tagung stand im Zusammenhang mit einem Ziel 3/Cíl 3-Projekt, innerhalb dessen mit der tschechischen Partnerinstitution Collegium Bohemicum das Konzept für ein in Ústí nad Labem/Aussig zu errichtendes Museum zur Geschichte der deutschsprachigen Bevölkerung der böhmischen Länder erarbeitet wird.

Die Reihe der theoretischen Betrachtungen zum Thema »Museum und Minderheiten« wurde von *Petr Lozoviuk* eingeleitet. Er beschrieb »Minderheitenmuseen« als speziellen Typus einer Wissen vermittelnden Institution mit eigenen erinnerungspolitischen Voraussetzungen und Zielen. Diese Museen entstünden zu einem Zeitpunkt, zu dem ihr Thema bereits im Verschwinden begriffen sei. Lozoviuk zeichnete die Rolle von Museen im Prozess der Definition von Minderheiten nach, um dann am Beispiel des im Aufbau befindlichen Museums in Ústí nad Labem einen neuen, von Multiperspektivität gekennzeichneten Umgang mit »Minderheiten« im Museum zu präsentieren. Die Kategorie »Minderheit« wurde in *Konrad Köstlin*s Referat als »Kategorie der Moderne« vorgestellt. In dem Maße, in dem Sprache im 19. Jahrhundert zum neuen »Sacrum« geworden sei, hätten andere Kategorien der Gruppenbildung an Bedeutung verloren. Die Homogenität einer geeinten Sprachnation sei als Fluchtpunkt einer zivilisationskritischen Moderne zu sehen, so Köstlin, die sich mit der Idee des öffentlichen Museums eine Institution geschaffen habe, mit Hilfe derer Gemeinschaften ihre eigene Geschichte herstellten. Köstlin zeigte, wie Musealisierung Desintegration bedeuten kann, wie Museen Minderheiten erst schaffen und wie so unter dem Vorwand der Inklusion Exklusion betrieben wird. Die für die Ausstellung in Ústí nad Labem quasi als Motto gewählte Formel »Unsere Deutschen« etwa sei kri-

tisch zu sehen, so Köstlin. Auch sie betone das Eigene, homogenisiere und marginalisiere das Andere. *Klaus Roth* widmete sich unter dem Titel »Sichtbare Differenz«, der »Macht der (Auto)Stereotypen« im Museum. Die Selbst- und Fremdstereotypisierung beschrieb er als unvermeidlich. Die zunehmende Einheitlichkeit der heutigen materiellen Kultur werfe, so Roth, die Frage nach der Gruppenspezifik von Exponaten auf. Der in Museen häufig zu beobachtende Rückgriff auf Objekte aus dem Bereich der traditionellen Volkskultur führe zu einer Art von »Minoritätenfolklorismus«, ohne dass erläutert würde, was die ausgestellten Objekte heute aussagten. In *Regina Wonischs* Beitrag »Möglichkeiten und Grenzen von Gegenerzählungen im Museum« wurde das Museum als hegemonialer Ort bürgerlicher Kultur dargestellt, an dem Ethnizität stets ausschließlich bei den Gruppen der Anderen, nie bei der eigenen mitgedacht würde. Wonisch ging der Frage nach, ob Spezialmuseen Ghetto oder Freiraum seien, und ob die heute, in einer Zeit, in der Minderheiten schon kaum mehr erkennbar seien, boomenden Ausstellungen zu ethnischen Minderheiten eine Kompensationsfunktion erfüllten. Würde Ethnizität als Setzung dargestellt werden, so könnte das Museum ein Raum zur Verhandlung von Identitäten, zur Verhandlung konkurrierender Erinnerungen sein, wie dies etwa im »Museum of London« der Fall sei, so Wonisch.

Neben diesen, grundsätzliche Probleme der Thematik behandelnden Vorträgen wurden konkrete Beispiele der Visualisierung von Minderheiten in Museen vorgestellt und diskutiert.

Unter dem Motto »Mitgestalter des Kulturerbes« präsentierten *Blanka Mouralová* und *Jan Šicha* das Konzept des im Aufbau begriffenen Museums der deutschsprachigen Bewohner der böhmischen Länder in Ústí nad Labem. Dieses solle, so die Referenten, kein Museum der deutsch-tschechischen Beziehungen, kein Museum der Sudetendeutschen und kein Museum der deutschen Minderheit sein. Mit dem Museum sollten vielmehr die tschechische Erinnerungskultur belebt und Einblicke in die sudetendeutsche Erinnerungskultur geboten werden. Es solle zu einer Relativierung von Geschichtsbildern beitragen. *Hana Dvořáková* stellte in ihrem Referat zum Umgang mit »Minderheiten« im Mährischen Landesmuseum Brno/Brünn zum einen die vom Museum durchgeführten Forschungen zu dieser Thematik vor, zum anderen widmete sie sich der Frage nach deren musealer Umsetzung in der Dauerausstellung, etwa in der Abteilung »Der Mensch

und seine Umwelt«, in der Minderheiten (Roma, Vietnamesen) und ihre Beziehungen zur Mehrheitsbevölkerung thematisiert seien.

Der Rolle von Museen und Sammlungen bei der »Entstehung« von Minderheiten gingen *Thomas Steensen* und *Herbert Justnik* nach. Ausgehend von der Entdeckung Nordfrieslands durch Literatur und Malerei im 19. Jahrhundert beschrieb Steensen erste Bemühungen um die Gründung eines nordfriesischen Museums, die Gründung erster Sammlungen, etwa in Wyk auf Föhr (Haeberlin-Friesen-Museum) und auf Sylt (Altfriesisches Haus in Keitum) und die Entwicklung der Friesen zu einer Minderheit. Er stellte ein Buch- und Ausstellungsprojekt des Nordfriisk Instituut in Bredstedt vor, in dem mit Hilfe einer Fragebogenerhebung und öffentlicher Aufrufe ein »Kanon friesischer Kultur« erarbeitet worden ist. In diesen seien, so Steensen, alte Bilder und Stereotype aufgenommen, aber neu diskutiert worden. In seinem Beitrag zu den »Volkstypen«-Darstellungen der späten Habsburgermonarchie in den Fotosammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde erklärte Herbert Justnik anschaulich den Prozess der visuellen Typisierung von Ethnien, der bereits beim Akt der Aufnahme beginne und sich im Umgang mit der fertigen Fotografie fortsetze.

Julia Debelts und *Katharina Neufeld* eröffneten einen nächsten thematischen Block, in dem es im weitesten Sinn um Politik und Museum ging. Die Referentinnen führten in Leitidee und museale Gestaltung des 1996 gegründeten Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold ein. Das Museum, das zugleich die Funktion eines Begegnungszentrums erfüllt, wird vom Verein für Russlanddeutsche Kultur und Volkskunde e.V. getragen. Es erhielt 2011 einen Museumsneubau, in dem die neue Dauerausstellung »Ausgepackt – Geschichte und Gegenwart der Deutschen aus Russland« eingerichtet wurde. Das neue, linear-chronologisch angelegte Konzept schließe auch die »Aufnahmegesellschaft« mit ein, so Debelts und Neufeld. *Christian Glass* stellte das Donauschwäbische Zentralmuseum als Beschlussmuseum vor, dessen Gründung 1994 auf Grundlage des §96 Bundesvertriebenengesetz erfolgte. Auf 1.400 m² Dauerausstellung ist heute ein Museum zu sehen, das die Geschichte und Kultur der Donauschwaben als Teil der europäischen Geschichte darstellt und kein Museum für, sondern über die Donauschwaben sein soll. Es diene also nicht nur, so Glass, der Selbstvergewisserung der Donauschwaben untereinander, es verstehe sich auch als Vermittler von Länderinformationen und als Türöffner für die Politik in die Länder Südosteuropas.

Auch in anderen Referaten wurde die Rolle der Politik bei der Entstehung und Einrichtung von Museen deutlich. *Erich Hold* beschäftigte sich in seinem Beitrag über die Cité nationale de l'histoire de l'immigration und das Musée du Quai Branly in Paris mit »fremden Personen und Objekten in Frankreich«. Anhand der Konzepte des 2006 eingeweihten Museums für außereuropäische Kunst und Kultur und des ein Jahr später eröffneten Museums der Immigration beschrieb er den schwierigen Umgang mit der Darstellung des Anteils, den die verschiedenen Einwanderergruppen an der Konstruktion der französischen Identität haben, und die Debatten (etwa über das Kolonialerbe), die diese politisch durchgesetzten Museumsgründungen begleiteten. *Petr Lozoviuk* beschäftigte sich mit dem 1992 gegründeten Ethnografischen Museum der Republik Krim in Simferopol, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, die ethnische Vielfalt des Landes darzustellen und eine ethnographische Bestandsaufnahme der Volkskultur der einzelnen ethnischen Gruppen zu leisten. Indem jedoch die einzelnen Gruppen jeweils separat, von den anderen getrennt dargestellt, Probleme zwischen den einzelnen »Minderheiten« nicht thematisiert und Objektgruppen ethnisiert würden, entstünde ein romantisierendes und folklorisiertes Bild der Krim. Eine Art Krimpatriotismus führte zu einer Homogenisierung und einer Verschmelzung der einzelnen Nationalismen.

Neben der Betrachtung gegenwärtiger Museumsprojekte wurden auch museologische Konzepte des späten 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Blick genommen. Am Beispiel des Stadtmuseums Komotau/Chomutov ging *Sandra Kreisslová* der Frage nach der Entstehung einer sudetendeutschen Identität nach. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts seien in Komotau erste Sammlungen angelegt worden, eine Museumsgesellschaft wurde 1911 gegründet, das erste Museum 1923 eröffnet. Anhand der Person von Dr. Rudolf Wenisch (1892–1967), der Museum und Archiv Komotau von 1923 bis 1946 leitete, stellte Kreisslová die politischen Dimensionen der Kulturarbeit im »Sudetenland« dar und beleuchtete unter anderem die Rolle der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung Reichenberg und ihrer Zweigstelle in Komotau.

Mit der frühen englisch-jüdischen Museologie beschäftigte sich der Beitrag von *Kathrin Pieren*. Die Anglo-Jewish Historical Exhibition präsentierte 1887 als erste Ausstellung jüdische Kultur, bevor 1908 die Mocotta Library und das Mocotta Museum und 1932 das Jewish

Museum gegründet worden seien. Pieren zeigte, wie stark diese Ausstellungen und Museen neben der Präsentation jüdischer Kultur nach außen auch der Repräsentation nach innen dienten.

Magda Veselkás Darstellung der Geschichte des Jüdischen Museums in Prag von 1906 bis 1942 begann mit der Beschreibung der ersten nach einem Konzept erstellten Dauerausstellung im Jahr 1912, die ab den 1920er Jahren für die breite Öffentlichkeit zugänglich war. In ihr waren ein Lapidarium, ein Bethaus und eine Schatzkammer präsentiert, ohne jedoch den Kontext der ausgestellten Objekte zu erklären. 1939 blieb die Sammlung bestehen, sie wurde bis 1941 als Kunstsammlung gezeigt. Der Plan, in Prag ein jüdisches Zentralmuseum zu errichten, in dem Kultgegenstände aus allen jüdischen Gemeinden des Protektorats deponiert sind, führte zu einer für die Öffentlichkeit nicht zugänglichen, von 1942 bis 1945 in der Klausen-Synagoge präsentierten Ausstellung über jüdisches Leben und religiöse Kultur. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Museum vom Depot zum Denkmal, nach der Verstaatlichung 1950 vom Denkmal zum politischen Museum. Das seit 1994 wieder aus der staatlichen Obhut genommene Museum zeigt heute Exponate zu Geschichte und Kultur der böhmischen und mährischen Juden.

Trotz der teilweise stark divergierenden Ansätze und Fragestellungen der Vortragenden waren es häufig dieselben Themen, die in den Diskussionen angesprochen wurden. So wiederholte sich etwa die Frage danach, inwieweit Museen als »statische« Einrichtungen Gegenwartsprozesse darstellen können und inwieweit man Museen für gesellschaftliche Anliegen nutzbar machen könne. Es wurde überlegt, auf welche Weise »Minderheitenmuseen« Nicht-Gruppenangehörige ansprechen können und wie es sich mit der Darstellung von Fragmentierungen innerhalb von »Minderheiten« verhalte. Arbeiten Museen und Ausstellungen nicht an einer »Kodifizierung« von Identitäten mit? Und wenn ja, wie könnte man dieser entgegensteuern? – Nicht alleine durch die Veröffentlichung der Referate dieser Tagung in einem Tagungsband soll, so ein Anliegen der Organisatoren der inspirierenden Dresdener Tagung, versucht werden, Fragen wie diese zu beantworten und die Diskussion zwischen (Museums-)Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die zum Thema der »visualisierten Minderheiten« arbeiten, auch über die Tagung hinaus am Leben zu halten.

Elisabeth Fendl

»The New Public Good«. Affects and Techniques of Flexible Bureaucracies.

Centre for Research in the Arts, Social Sciences and Humanities (CRASSH), Universität Cambridge, Großbritannien, 23.–24. März 2012

Bürokratien als Objekte der volkskundlich-ethnologischen Forschung sind bislang eher eine Randerscheinung. Häufig wird das Feld, mit Verweis auf Max Webers »Eisernen Käfig«, der Soziologie überlassen. Bürokratien erscheinen als undurchdringliche und seelenlose Maschinerien, Bürokraten als Rädchen im System ohne eigene Handlungsmacht oder auch nur Handlungswillen. Ethnographische Feldforschungen und teilnehmende Beobachtungen scheinen angesichts eines solch unwegsamen Geländes bereits a priori zum Scheitern verurteilt.

Allerdings sind in den letzten Jahren Bürokratien, auch und gerade im Zuge ethnologischer Policy-Forschung, zunehmend in den Fokus ethnologischer und sozial- und kulturanthropologischer Forschung geraten. So hat die Zeitschrift *Political and Legal Anthropology Review* (PoLAR) der ethnographischen Annäherung an Bürokratie im letzten Jahr ein *Special Issue* gewidmet. Im Zuge des neuen ethnologischen Interesses an Bürokratie nahm die Konferenz am Centre for Research in the Arts, Social Sciences and Humanities (CRASSH) an der Universität Cambridge traditionelle Forschungen zu Bürokratien als Ausgangspunkt, um den Blick auf einen neuen globalen Trend zu werfen: So genannte »Flexible Bürokratien« und »Neue Öffentliche Güter« standen vom 23. bis 24. März im Zentrum der Konferenz, zu der Nayanika Mathur (Cambridge) und Laura Bear (London School of Economics/LSE) aufgerufen hatten. Zentral war die Frage nach dem »Neuen« an den »neuen öffentlichen Gütern«. Sind es Neuerungen in den Bereichen der Transparenz und Rechenschaftspflicht und damit auch veränderte Machtverteilungen, Einfluss auf Effizienz oder auch neue Technologien? Oder manifestiert sich diese angebliche Neuartigkeit vielmehr in Transformationen ganz alltäglicher Verwaltungstechnologien? Welche Affekte werden hier generiert? Welche nicht-intendierten Konsequenzen zeitigen diese moralischen wie politischen Veränderungen für die Herrschaftspraktiken, die im Namen der neuen öffentlichen Güter eingeführt werden? Wie beeinflusst dies den Staat und die Vorstellung, die verschiedene Akteure von ihm ha-

ben? Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus Europa, den USA und Asien folgten dem Ruf und widmeten sich mit einer breiten Palette von Vorträgen diesen Fragen der Konferenz. Mit Akhil Gupta (University of California, LA) hatten die Veranstalterinnen zudem einen hochrangigen und klugen Vortragenden gewinnen können, der maßgebliche Impulse für die Diskussion setzte.

Nach einer Begrüßung durch die Organisatorinnen wurde die Tagung mit der Plenarsitzung zum Thema »Debating the New Public Goods« eröffnet. *Laura Bears* (LSE) Ethnographie über Bürokraten, Unternehmern und informelle Arbeit am Fluss Hooghly in Indien illustrierte, wie die Kategorie »Freundschaft« öffentlich-private Partnerschaften hervorbringt. *Brenda Chalfins* (Florida) Vortrag »The Right(s) to Shit: Public Toilets and the Infrastructure of Bare Life on Ghana's Urban Periphery« zeigte, wie im städtischen Alltag der ghanaischen Hafenstadt Tema Abwasser und Exkremente als formatives Terrain urbaner politischer Praxis fungieren. *Akhil Gupta* verband Biopolitik mit Fragen nach Energie und Infrastruktur anhand der Frage nach den öffentlichen Gütern. Neue öffentliche Güter, so Gupta, seien vor allem deshalb interessant, weil sie die biopolitischen Aspekte von Infrastruktur mit den Zielen von Transparenz, Effizienz, Wahlmöglichkeit und neuen Technologien erhellten. Schließlich zeigte *Matthew Hull* (Michigan), wie Landbesitz und soziomaterielle Möglichkeiten durch die materielle Infrastruktur der Dokumentation geformt werden. Er unterstreicht die Zwiespältigkeit von Projekten wie der Digitalisierung von Landbesitzakten, da dieses, eigentlich im Sinne der Transparenz vorangetriebene Projekt, Landbesitzer staatlich legitimierten Privatkonzernen unterwirft.

Das zweite Panel wandte sich dem Schwerpunkt »Ambiguity, Transparency and Information« zu. Im Zentrum standen Gesetze und Rechtsakte sowie ihre Implikationen auf lokaler Ebene. *Gemma John* (Manchester) stellte ihre Feldforschung zum »Freedom of Information Act 2002«, dem schottischen Gesetz zur Informationsfreiheit, vor, in der sie sowohl Beamte als auch Antragsteller untersucht. Sie zeigte, dass der Ruf nach zunehmender Transparenz der Regierung nicht ein Ergebnis der Veröffentlichung von Informationen ist, sondern das Ergebnis des Verhaltens Beamter – sie sind es, die die Organisation »transparent« machen und auch ihre Grenzen markieren. *Nayanika Mathur* (Cambridge) beschäftigte sich mit NREGA, dem »National Rural Employment Guarantee Act« von 2005 im indischen Himalaya.

Sie zeigt, dass Dokumente, die eigentlich Transparenz erzeugen sollen, den ironischen und zudem nicht-intendierten Effekt haben, die Implementation und die Anwendung des Gesetzes selbst zu blockieren. *Prashant Sharmas* (LSE) Forschung nahm ein weiteres Gesetz zum Recht auf Information als Ausgangspunkt, diesmal den indischen »Right to Information Act 2005« – eins der weltweit angeblich fortschrittlichsten Gesetze in dieser Hinsicht. Sharma argumentiert, das Gesetz sei das Ergebnis der sich verändernden sozialen Zusammensetzung der höheren Bürokratie in Indien. Er zeigte, dass Transparenz und Verantwortlichkeit nichts Selbstverständliches sind, sondern in Bezug auf weitergehende politische und ökonomische Imaginationen untersucht werden müssen.

Panel III widmete sich dem Schwerpunkt Korruption und Ethik. *William Gould* (Leeds) fragte aus historischem Blickwinkel, an welchem Punkt eingeschliffene bürokratische Praktiken zu Korruption werden und unter welchen Bedingungen sich die Bedeutung von Governance verändere. Am Beispiel Nordindiens im Umbruch vom Kolonialismus zur Unabhängigkeit untersuchte er, wann und warum Verschiebungen in der Repräsentation von Korruption erfolgten. *Hannah Brown* (London School of Hygiene and Tropical Medicine) untersuchte auf der Basis ihrer Feldforschung mit Gesundheitsbeamten in West-Kenia die Relevanz von Korruption und Techniken der Transparenz in der alltäglichen Arbeit der Beamten vor dem Hintergrund moralischer Vorstellungen. *Paula Haas* (Cambridge) zeigte anhand ihrer Feldforschung in der Inneren Mongolei, wie Anstrengungen zur Eindämmung der Korruption an lokalen Moralvorstellungen scheitern können.

Panel IV wandte sich den Maßstäben von Leistung, Effizienz und Flexibilität zu. *Stefan Dorondel* und *Mihai Popa* vom Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle zeigten am Beispiel des ländlichen Rumäniens, wie lokale Bürokraten neoliberale Politik vor Ort in Praktiken der Zuteilung sozialer Leistungen übersetzen. Ihre Forschung erhellte die Bedingungen und Mechanismen, die eine flexible Anwendung formaler staatlicher Regulierungen durch ländliche Bürokraten informieren. *Olaf Zenkers* (Bern) Vortrag wies darauf hin, wie sich Änderungen bei der Erstellung von Siedlungsstatistiken auf die Rückübertragung von Land in Südafrika auswirken. Über ihren eigentlichen Zweck hinaus würden sie zu Gradmessern staatlicher Performanz. *Ayaz Qureishi* (SOAS London) untersuchte auf der Basis einer

Ethnographie eines durch die Weltbank finanzierten Gesundheitsprogramms für HIV/AIDS, wie der Einfluss neoliberaler Ideologie die Bürokratie in Pakistan verändert. *Noa Leuchter* (Ben-Gurion University of the Negev) zeigte auf der Grundlage einer Ethnographie der israelischen Sozialversicherung die Fallstricke der Implementation eines personalisierten Online-Zugangs für Versicherte auf. Ihr Vortrag analysierte anschaulich, wie unterschiedliche Vorstellungen von Effizienz die Konstruktion des bürokratischen Raumes als Ort des Widerstands hervorbringen können.

Panel V widmete sich unter dem Titel »The Public Good and Privatising Ethics« der Frage nach dem Verhältnis von öffentlichen und privaten bzw. privatisierten Gütern sowie deren Verantwortlichkeit. *David Bholat* (Newcastle University) berichtete von seinen Forschungen zu der im Zuge der Finanzkrise verstaatlichten englischen Bank Northern Rock. *Jennifer Telescas* (NYU) Feldforschung bei Versammlungen der Internationalen Kommission zur Erhaltung der Thunfischbestände im Atlantik (ICCAT) fragte nach Modellen der Entscheidungsfindung in einer transnationalen Institution. Eine wichtige Rolle in der Diskussion spielte die Frage nach dem Feldzugang zu einer derart geschlossenen Institution, die ein offenes Auftreten der Ethnographin als Ausschlusskriterium gewertet hätte, und verschwiegenen Bürokratien im Allgemeinen. Das Panel schloss mit *Trevor Stack*s (Aberdeen) Ausführungen zu Veränderungen im Regierungsstil in Mexico.

Das letzte Panel schließlich wandte sich dem Bereich Citizenship und dem Verhältnis von Bürokratie und Bürger zu. *Umut Yildrim* (Sabanci University Istanbul) berichtete in ihrem Vortrag »The Affective Beyond of Bureaucracy: accessing aid in Diyarbakir« von ihrer Feldforschung im Südosten der Türkei und zeigte Spannungen auf, die in der Wahrnehmung der PKK in ihrer Doppelrolle als Terroristen/lokale Bürokraten durch den türkischen Staat begründet liegen. *Alexandra Schwell* (Wien) fragte, wie Bürokraten in polnischen Behörden Sicherheitsthemen im Zuge des Europäisierungsprozesses adaptieren und in den polnischen Kontext übersetzen. *Manpreet Janeja* (Copenhagen/Cambridge) beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit Schulessen in Großbritannien als Teil flexibler Bürokratien. Ihre Feldforschung im Osten Londons zeigte am Beispiel der Kennzeichnung unterschiedlicher Fleischsorten oder von Halal-Lebensmitteln, wie Vertrauen und Zugehörigkeit britischer Einwandererkinder erzeugt bzw. behindert

werden. Schließlich beschloss *Anna Tucketts* (LSE) Vortrag zu Einwanderungsbürokratie in Italien die Konferenz.

Die Vorträge näherten sich dem Phänomen Bürokratie auf zahlreichen Ebenen: in ländlichen wenig entwickelten Regionen genauso wie in hoch entwickelten westlichen Industrienationen oder transnationalen Organisationen, auf der Ebene von *street level bureaucrats* genauso wie in scheinbar unpersönlichen Behörden. Diese Diversität tat der Kohärenz der Veranstaltung keinen Abbruch, im Gegenteil. Trotz größter geographischer Diversität liefen die Vorträge nie Gefahr, auf der Ebene der ethnographischen Beschreibung einer Mikroebene zu verharren. Stets stand der Bezug auf analytische Kategorien im Vordergrund, ebenso die wechselseitige Beziehung mit der Makroebene. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen profitierten davon, dass stets ein klarer Bezug zum Thema der Tagung sowie Vergleichbarkeit und Übertragbarkeit gesichert waren. Zudem vereinte die Frage der ethnographischen Datenerhebung. Alle Anwesenden teilten die Erfahrung, dass »Bürokratie« in all ihren Erscheinungsformen ein schwer greifbares und häufig kaum zugängliches Terrain darstellt. Das betrifft nicht allein die Probleme des »study up« (Nader) und »research-up« (Warneken und Wittel), sondern auch die kaum einsehbaren Subwelten der Korruption und ganz allgemein die Diskrepanz von offiziellen Verlautbarungen und Leitbildern auf der einen Seite und Alltagspraktiken und -diskursen bürokratischer Akteure auf der anderen Seite.

Das große Verdienst der Konferenz ist es entsprechend, die Relevanz ethnographisch informierter Forschung in und im Umfeld von Bürokratien ein weiteres Mal zu betonen und herauszustreichen. In allen Vorträgen wurde mehr als deutlich, dass eine ethnographisch informierte Perspektive den Blick auf Vorgänge, Prozesse, Diskurse und Praktiken lenkt, die zu erhellen allein die Analyse offizieller Selbstbeschreibungen, Organigramme, Gesetze und Regelungen nicht zu leisten imstande wäre.

Alexandra Schwell

Univ.-Prof. Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch.
28. Juni 1947 bis 4. Februar 2012

Im Februar 2012 ist die Grazer Kulturanthropologin Elisabeth Katschnig-Fasch nach kurzer schwerer Krankheit verstorben. Mit ihrem kulturwissenschaftlichen und interdisziplinär Weg bereitenden Wirken hat sie die Fachlandschaft und insbesondere das Grazer Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie wesentlich geprägt.

Elisabeth Katschnig-Fasch hat für das Fach viele Felder eröffnet; sie hat Brücken geschlagen zwischen Stadtforschung und Architektur, zwischen Wohn- und Lebensstilforschung, zwischen Alltagsforschung und Kulturkritik.

Viele innovative Einrichtungen an der Grazer Karl-Franzens-Universität in den Bereichen Genderforschung und interdisziplinäre Kulturwissenschaft hatte sie mitinitiiert und mitgetragen. Schule bildend hat sie Genderforschung, Wohnforschung, Lebensstilforschung und eine kritische »eingreifende Kulturwissenschaft« vertreten, die viele Generationen von Studierenden motiviert und geprägt haben.

Vita

Nach ihrer 1967 abgeschlossenen Lehrerausbildung begab sie sich zunächst für ein Jahr als Au pair nach Frankreich, ehe sie ihre berufliche Tätigkeit als Lehrerin aufnahm. 1968 begann sie mit dem Studium der Volkskunde und Psychologie an der Karl-Franzens-Universität Graz. Sie beendete ihre berufliche Tätigkeit als Lehrerin und wurde im Herbst 1974 studentische Mitarbeiterin am Institut für Volkskunde. Ihr Studium schloss sie im Frühjahr 1976 mit einer Dissertation über die Vereine in Graz und einem Rigorosum bei Oskar Moser und Hanns Koren ab. In der Folge arbeitete sie zunächst als Universitätsassistentin; daneben war sie Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre als freie Mitarbeiterin des ORF – Landesstudio Steiermark tätig und schrieb Beiträge für die Grazer Tageszeitung »Neue Zeit«.

Beiträge zu Vorläufern wissenschaftlicher Volkskunde führten Elisabeth Katschnig-Fasch schnell zu einer stark philosophisch und zunehmend wissenschaftstheoretisch ausgerichteten Fachgeschichtsforschung, die auch in der Lehre einen wesentlichen Platz einnahm.

Das Untersuchungsfeld Wohnen, dessen Wahl durch Oskar Moser mit beeinflusst war, entwickelte sie sehr schnell zu eigenständigen Ansätzen weiter, die zunächst unter den Aspekten von Frauen-, Arbeiter- und Stadtforschung standen.

Am 1. Dezember 1989 wurde sie zur Assistenzprofessorin ernannt. Ab März 1993 konnte sie für zwei Jahre ein Charlotte-Bühler-Habilitationsstipendium in Anspruch nehmen und bis Ende 1994 ihre Habilitationsschrift mit dem Titel »Städtische Lebensstile. Kulturelle Praxis und Zeichen im gegenwärtigen Wohnen« fertigstellen (1998 veröffentlicht unter dem Titel »Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile«). Das umfangreiche Werk situiert die Bourdieu'sche Lebensstiltheorie in einer kritischen und empirisch vertieften Studie im Fach. Die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus, die Freundin und Mentorin, bezeichnet das Buch als »ein großartiges, gedankenreiches Werk, das uns noch lange und hoffentlich über Generationen von werdenden und gestandenen Sozial- und Kulturanthropologinnen und Kulturanthropologen zu denken geben wird«[1]. Nach Abschluss des Habilitationsverfahrens erhielt sie im Jänner 1996 die Venia legendi für das Fach »Volkskunde«. Am 1. Oktober 1997 erfolgte ihre Ernennung zur ao. Universitätsprofessorin.

Die Grenzgängerin

In einem im Oktober 2010 geführten Gespräch[2] beschrieb Elisabeth Katschnig-Fasch ihre Anfangsjahre im Fach und am Institut als sehr »bunt«. Aufgrund der engen Verbindungen zu den Grazer Kulturinitiativen Forum Stadtpark und Steirischer Herbst seien Kontakte zu modernen Literaten, Malern, zur Kunstszene insgesamt und auch zur Architektur entstanden (bis 1978 war der bekannte Schriftsteller, Lyriker und Übersetzer Alois Hergouth Assistent am Institut). Es hätten,

1 Ina-Maria Greverus: Elisabeth Katschnig-Fasch, Städtische Lebensstile. Kulturelle Praxis und Zeichen im Wohnen. In: Johannes Moser (Hg.): Gedenkschrift für Elisabeth Katschnig-Fasch (im Druck).

2 Die folgenden Aussagen beziehen sich auf den Inhalt eines 90-minütigen Interviews am 15.7.2010, in dem Elisabeth Katschnig-Fasch mit Johann Verhovsek über ihre Fachbiographie, über Umbrüche im Fach und die gegenwärtige Fachidentität gesprochen hat.

auch unter den Studierenden, »heftige Diskussionen« stattgefunden. An diesem »Spät-68er-Klima« hat Elisabeth immer wieder gerne angeknüpft, wenn sie ihr engagiertes Eintreten für eine kritische Sichtweise auf Kultur und Gesellschaft begründete. Sowohl Hanns Koren, der sie ans Institut geholt hatte, als auch Oskar Moser hätten ihr in ihrer wissenschaftlichen Vorgehensweise relativ freie Hand gelassen; so konnte sie die »Enge des traditionellen Fachverständnisses« schon in ihren wissenschaftlichen Anfangsjahren »erfolgreich sprengen«.

Elisabeth Katschnig-Fasch war es wichtig, als eine Grenzgängerin zwischen den Wissenschaften gesehen zu werden, sich nicht einordnen zu lassen. Als Anekdote erzählte sie, dass sie von Koren und Moser in den 1970er Jahren immer als »unsere Soziologin« vorgestellt wurde, obwohl sie nie Soziologie studiert hatte. Als solcherart zur »Soziologin« Ernannte sei sie als eine Art Aushängeschild des Institutes gehandelt worden. In den 1980er Jahren dann habe sie im Feld der Frauenforschung sehr frei »wild« agieren können. Als die feministische Ausrichtung in den 1990er Jahren institutionalisiert wurde, habe sie sich der Ethnopsychoanalyse zugewandt, um dann Ende der 90er Jahre mit der Analyse und Kritik des aufstrebenden Neoliberalismus wieder ein anderes, relativ fachfremdes Feld zu erschließen. Vom Konzept Bourdieus einer nicht nur kritischen, sondern auch eingreifenden Wissenschaft zeigte sie sich fasziniert, hätte es aber wohl nicht gewollt, sich deshalb einer politischen Gruppierung anzuschließen.

Die kritische Kulturwissenschaftlerin

Ihr besonderes Anliegen war die Erforschung des gesellschaftlichen Wandels der Gegenwart in seinen oftmals dramatischen Auswirkungen auf die Biografien der Menschen. Für das 2003 herausgegebene Buch »Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus« wurde sie mit dem Bruno-Kreisky-Preis ausgezeichnet. Dieses Buch ist auch als Hommage an Pierre Bourdieu zu lesen: sowohl an eine seiner wichtigsten kulturanthropologischen Studien »la misère du monde« als auch an die Persönlichkeit in ihrer Vorreiterrolle eines kritischen »eingreifenden« Wissenschaftlers, der sich Elisabeth Katschnig-Fasch ethisch zunehmend verpflichtet sah.

Vor allem in den letzten zehn Jahren hat sie zunehmend gewarnt vor einer »Politik der beschleunigten Vereinnahmung spezifischer

Traditionen in universale Profitstandards«, welche die ökonomische Globalisierung kennzeichne.[3] »Die Auswirkungen der neuen Ordnung« des Neoliberalismus hat sie als totale gesellschaftliche Tatsache charakterisiert, welche in die alltäglichen Lebenswelten eindringt und den Einzelnen in einen schleichenden Prozess der sozialen Gefährdung verwickelt. Die Aufgabe des Kulturwissenschaftlers/der Kulturwissenschaftlerin liege darin, den dominanten Entwicklungen einen »anderen« Blick entgegenzusetzen, einen Blick auf Widerstand und Eigensinn als kulturelle Kompetenzen.

Die Persönlichkeit Elisabeth Katschnig-Faschs war geprägt von ihrem kämpferischen kritischen und immer wieder auf Widersprüche verweisenden Geist, von ihrem sozialen und menschlichen Engagement. Ihre Empörung und nicht nachlassende Kritik an den problematischen Entwicklungen der Gegenwart hat aufgerührt und angesteckt, hat nicht selten verstört und zur Hinterfragung angeleitet. Sie hat eine kritische Kulturwissenschaft vertreten, welche erkenntnistheoretische Kritik mit sozialer Kritik verbindet – ein kritisches Denken, das im Sinne Loïc Wacquants die unhinterfragten Gegebenheiten der Kultur zu hinterfragen versucht, um die Welt so denken zu können, wie sie ist, um nicht »durch sie gedacht zu werden«[4].

Die Mentorin

Dieses Motto lässt sich auch dem *Kuckuck* voranstellen. Elisabeth Katschnig-Fasch hat diese in Aufbau und Anspruch einzigartige interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Zeitschrift 1985 gegründet. Hier nehmen die bildende Kunst, die Kunst der freien wissenschaftlichen Meinung und vor allem die Förderung junger WissenschaftlerInnen einen besonderen Stellenwert ein.

3 Elisabeth Katschnig-Fasch: Was das Leben schwer macht. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. ORF Vorarlberg: Studioheft 10, 2004, S. 32–45, hier S. 45.

4 Vgl. Loïc Wacquant: Kritisches Denken als Zersetzung der doxa. In: Ders.: Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays. Basel u.a. 2006, S. 192–200, hier S. 199.

Elisabeth Katschnig-Fasch hat Studierende begleitet, gefördert und auf die je eigenen Wege einer »fühlenden Erfahrung von Kultur«[5] geführt. Sie war eine außergewöhnliche Frau, Pionierin in vielen Bereichen, eine humorvolle und warmherzige Kollegin und Freundin. Die Spuren, welche sie hinterlässt, sind eindringlich und nachhaltig. Wir vermissen sie sehr.

Johanna Rolshoven, Helmut Eberhart, Burkhard Pöttler, Johann Verhovsek

5 Vgl. Kathrin Sammer: »Und ich fühlte mich mit der Erde verbunden«. Die Schwitzhütte als Phänomen, Raum und Akteur im neuen religiösen Feld. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Grazer Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie. Graz 2012, S. 7.

Literatur der Volkskunde

Heimo Cerny: Vierkanter. Wahrzeichen des Mostviertels.
Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich GmbH 2012,
304 S., zahlreiche Abb. u. Pläne.

Im Jahre 2012 fanden im Freilichtmuseum Sumerauerhof bei St. Florian und im Stift Seitenstetten zeitgleich die Ausstellungen »Leben im Vierkanthof« statt. Vierkanter sind die prägende Bauernhausform des oberösterreichischen Zentralraumes sowie großer Teile des anschließenden niederösterreichischen Mostviertels; ihren Namen bzw. dessen Verbreitung verdanken sie einem der Pioniere der Bauernhausforschung in Österreich, Gustav Bancalari, der ihn 1893 erstmals verwendete. Im Vierkanter sieht Arthur Haberlandt einen »geschlossenen Vierseithof mit firstgleich vereinheitlichtem Dach«, bei dem daher, so der Architekt Rudolf Heckl in einer ähnlichen Definition, »Wohnhaus, Stall, Stadel und Hütte organisch verbunden [sind]«. Ihre oftmals gepriesene Größe und Vollkommenheit verdanken sie den in ihrem Verbreitungsgebiet vorherrschenden ökonomischen Gunstlagen, die für Ackerbau und Viehzucht sowie die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzende und geförderte Anpflanzung von Mostobstbäumen gleichermaßen förderlich waren.

Sicherlich nicht unabhängig von den genannten Ausstellungen, vor allem der in Seitenstetten, erschien im März das hier anzuzeigende Buch des Historikers und Germanisten Heimo Cerny (der sich als Autor und Vortragender seit geraumer Zeit intensiv mit dem Mostviertel und auch mit seinen Vierkantern, den »Burgen des Mostadels«, beschäftigt).Vorangestellt sind die bei geförderten Publikationen offenbar unerlässlichen Vorworte (von Landeshauptmann E. Pröll, den beiden Geschaftsführern der herausgebenden Volkskultur Niederösterreich und einer Landtagsabgeordneten aus dem Bezirk Amstetten), die dazu einladen, »Wissenswertes rund um den Vierkanter zu erfahren«, »in ihre faszinierende Welt [...] einzutauchen«.

Dieser Einladung kommt man als Rezensent aus fachlichen Gründen nach, was man aber schon beim Durchblättern, mehr noch nach der Lektüre, nicht zu bereuen hat. Beim Durchblättern überzeugen: die tatsächlich faszinierenden (teilweise historischen) Photos von Vierkantern und ihren Details, von Innenräumen und (Most-)Kellern, von Landschaften, Kapellen und Bewohnern, von Arbeit und Freizeit; die Fülle von Bauplänen und -aufnahmen (u. a. von Adalbert Klaar); infor-

mative Zeichnungen und Karten – insgesamt also die hervorragende Gestaltung des Bandes, für welche die Firma RANDLOS media & kultur werkstatt in Amstetten verantwortlich zeichnet. Die Lektüre zeigt dann, dass das Buch nicht nur ästhetischen, sondern auch wissenschaftlichen Ansprüchen absolut genügt, somit weit mehr als nur ein schöner Bildband ist.

Nach einer Vorstellung des Mostviertels folgt ein Abschnitt zur Genese des Vierkanters, in dem – wieder einmal und auf Arbeiten von Georg Grüll, Adalbert Klaar und Gunter Dimt Bezug nehmend – klargestellt wird, dass die Hofform nicht römische oder bairische Wurzeln besitzt, auch keine Wehrfunktion hatte, sondern sich aus dem im Mostviertel bis ins 17. Jahrhundert vorherrschenden Haufenhof entwickelt hat, etwas später als im oberösterreichischen Traunviertel, wo die primär klösterlichen Zehent- und Meierhöfe »Schrittmacher der Vierkanterkultur« waren; von dort erreichte die Bauform das siedlungsgeschichtlich und wirtschaftlich vergleichbare Gebiet östlich der Enns. Ihren Höhepunkt erreichte die allmähliche Entwicklung zum »geschlossenen Regelhof« erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: mit der Aufhebung der bäuerlichen Untertänigkeit, der zunehmend erfolgreichen Mostkultur, dem Bau der Westbahn; schon vorher hatten die theresianisch-josephinischen Reformen zur Modernisierung der Landwirtschaft (die sogenannte »Agrarrevolution«) zur Erneuerung der Bauernhäuser beigetragen. Der Um- bzw. Vollausbau zum gemauerten zweigeschoßigen Bau, der vor 1848 noch zu Teilen aus Holz bestand, war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts weitgehend abgeschlossen, der Vierkanter zur »vorbildhaften Leitform« geworden.

Das folgende umfangreiche Kapitel ist dem Baumaterial und der Baugestaltung gewidmet. Auf Holz und das nur rudimentär nachweisbare Satzmauerwerk folgte die Verwendung von Ziegeln, auf deren Herstellung der Verfasser ebenso eingeht wie auf die – vor allem italienischen – Wanderarbeiter, die hier in der bäuerlichen und industriellen Ziegelherstellung tätig waren. Neben den dominanten Ziegelbauten findet man, wie im Traunviertel, auch Vierkanter mit Stein- und Schichtenmauerwerk, im Mostviertel vor allem in den bergigen (und lehmfreien) Gebieten verbreitet. Putzfassaden nach städtisch-bürgerlichem Vorbild kamen um 1870 auf; »gesunkenes Kulturgut« hätte die ehemalige Volkskunde diese Innovation genannt.

Jeweils gesondert behandelt werden sodann: die innere Struktur der Vierkanter, Erd- und Obergeschoß, Kellerwelten, Tür – Tor – Fenster

sowie Hauskapellen. Bei den Kellern geht der Autor auch auf die noch vorhandenen Erdställe ein, »uralte künstlich angelegte unterirdische Gangsysteme« (S. 223). Nun, »uralt« sind sie mit großer Wahrscheinlichkeit nicht (das sind lediglich Aspach und Lavendel, copyright: Leopold Kretzenbacher); rätselhaft allerdings schon, weshalb H. Cerny lediglich auf eine – auch für ihn spekulative – These verweist (Erdställe als Orte des Totenkultes der bairischen Kolonisten). Da scheint die Annahme, dass sie als Zufluchtsorte gedient hätten, schon etwas realistischer.

Der Gegenwart und Zukunft des Vierkanters ist der letzte Abschnitt gewidmet: der Vierkanter entsprach Anforderungen einer Agrargesellschaft, die heute nicht mehr existiert. Die Instandhaltung der Höfe erfordert einen hohen finanziellen Aufwand, sie sind für die heutige spezialisierte Landwirtschaft einerseits über-, andererseits unterdimensioniert; für die gegenwärtigen Kleinfamilien sind die vielen Räumlichkeiten überflüssig, aber für die großen Maschinen mussten zusätzliche Hallen, für die Massentierhaltung neue Stallungen errichtet werden… Die Folge waren und sind: die Rückkehr zu Gehöften aus mehreren selbstständigen Wirftschaftsbauten und einem separaten Wohnhaus sowie verlassene und verfallende Vierkanter. Manche sind schon erhalten und einer sinnvollen Nachnutzung zugeführt worden, etliche könnten und sollten, so der Wunsch des Verfassers, folgen, damit die Vierkanter »als Wahrzeichen der Region weiterleben« (S. 279).

Mit einer Studie des Instituts für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien, die sich mit dem Umbruch und den Trends zukünftiger Entwicklung am Beispiel der Haager Vierkanter beschäftigt, endet der Textteil; es folgen Verweise auf die benützten Archive und die Herkunft der Abbildungen sowie ein umfassendes und auch oberösterreichische Veröffentlichungen berücksichtigendes Literaturverzeichnis, in dem Wolfgang zu Werner Galler mutieren und zu dem, als umfangreiche Veröffentlichung zum Thema, noch Kurt Holters Monographie »Bauernhausforschung im Gerichtsbezirk Wels« stoßen sollte – in einer zweiten Auflage, die hoffentlich nicht nur der Unterfertigte diesem Buch wünscht.

Olaf Bockhorn

Bianca Wildfeuer: Romantisches. Zur Bedeutung einer Gefühlswertigkeit am Beispiel heutiger Wohnkultur
(= Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, Bd. 23). Münster u.a.: Waxmann 2012, 245 Seiten.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die jüngst erschienene Dissertationsschrift von Bianca Wildfeuer, mit der diese bereits im Jahr 2008 an der Universität Regensburg promoviert wurde. Die Studie verknüpft einen klassischen Bereich volkskundlicher Arbeit, die Wohnforschung, mit einem aktuellen Feld kulturwissenschaftlichen Forschens, der Gefühlskulturforschung. Und sie leistet das alles anhand eines ebenso schillernden wie diffusen Begriffs, dem des »Romantischen« nämlich, der stark kulturhistorisch und auch ideologisch befrachtet ist. Kein einfaches Unterfangen also. Die Autorin löst diese Aufgabe jedoch, dies bereits vorab, auf insgesamt sehr überzeugende Weise.

Ausgangspunkt des Unterfangens ist die Beobachtung, dass die Attribuierung von Wohnausstattungen als »romantisch« seit den 1990er Jahren, und noch einmal deutlich verstärkt in der jüngeren Vergangenheit, eine bemerkenswerte Konjunktur erfahren hat. Die vorliegende Studie fragt nach Formen und Gründen für diese Entwicklung und versucht schließlich, die gemachten Beobachtungen in Funktionsbestimmungen der Mobilisierung des Romantischen als populäres Diskurselement münden zu lassen. Kurzum: Warum ist Romantisches so populär und welche Konstellationen und Werthaltungen verbergen sich möglicherweise dahinter?

Die Arbeit gliedert sich in vier sehr unterschiedlich umfangreiche Teile. Der erste Teil leistet pflichtgemäß die nötigen epistemologischen, theoretischen, methodischen und begrifflichen Klärungen und führt schließlich zu der überzeugenden Auffassung, dass dem Romantischen nicht konzeptionell-theoretisch, sondern nur induktiv-empirisch beizukommen ist. Einer raschen Rekapitulation der Genese und Bedeutung des Begriffs Romantik folgt konsequenterweise eine Abkehr von demselben und stattdessen die Fassung als Romantisches (in Abgrenzung zum Epochenbegriff Romantik) – damit markiert die Autorin deutlich, dass es in ihrer Studie eben nicht etwa um die Gegenwart eines historischen Konzeptes gehen kann, sondern um die gegenwärtige Attribuierung von Wünschen, lebensweltlichen Arrangements

und Empfindungen unter Rückgriff auf einen Assoziationsraum, der mit der Epoche der Romantik in Verbindung gebracht wird. Zur Untersuchung wählt die Autorin folgerichtig ein denkbar breites Sample unterschiedlicher Quellen von Prospekten, Werbungsanzeigen, Ratgebern, Zeitschriften und Katalogen etc., insbesondere jedoch als wichtigsten qualitativ-empirischen Zugang eine Reihe an offen geführten Interviews – insgesamt sind es 31 Gespräche mit »einrichtungsinteressierten« Personen unterschiedlichsten Alters, Profession und Standes, die die Autorin in ihrer Arbeit auswertet.

Im zweiten, mit rund 140 Seiten weitaus längsten Teil »Elemente romantischen Wohnens« breitet Wildfeuer dann ihr Material strukturiert aus. Hier zeigt sich plastisch die ganze semantische Breite dessen, was unter dem Begriff des Romantischen firmiert: Nostalgie, Einfachheit, Licht, Wärme, Düfte, Naturmaterialien, Farben, Feuer, Exotik, Wasser … die Liste der beobachteten Stil- und Motivelemente, die allesamt, wenn natürlich auch nicht gleichzeitig, dem Großkonzept (oder vielleicht besser Großetikett?) des Romantischen zugeordnet werden, ist ebenso lang wie in sich heterogen, teilweise sogar widersprüchlich, so erscheint etwa in manchen Kontexten explizit Einfachheit und Schlichtheit als romantisch, in anderen Kontexten jedoch ornamentale Üppigkeit.

Sorgfältig und immer sowohl eng am empirischen Material als auch mit Blick auf die zugehörigen Diskurse um Episteme wie »Natürlichkeit«, »Nostalgie« oder »Exotik« leuchtet die Autorin das gesamte Praxis- und Bedeutungsfeld des Romantischen aus. Am Ende bleibt die empirisch belegte Erkenntnis, dass unter dem Begriff des Romantischen viel eher ein sehr diffuses und breites Anmutungs- und Befindlichkeitsprogramm firmiert als ein konzises Konzept. Dies ist zwar nicht übermäßig überraschend, das Verdienst der Studie liegt jedoch sicherlich darin, einen empirischen Nachweis hierfür geleistet zu haben.

Im dritten Teil ihrer Arbeit »Die Summe der romantischen Teilaspekte« unternimmt die Autorin nun den Versuch, dem Phänomen auf strukturellem Weg beizukommen und diskutiert die Befunde unter den Kategorien Stil, soziale Gruppe und Geschlecht gewissermaßen quer zu den Einzelmotiven.

Auch diese interpretatorischen Ansätze erweisen sich zwar alle als bis zu einem gewissen Punkt schlüssig und treffend, aber eben auch nicht als hinreichend. Zu amorph gebärdet sich das als romantisch Ar-

tikulierte. Insgesamt zeigt sich, wie die Autorin immer wieder festhält, eine große Nähe zu dem, was Brigitta Schmidt-Lauber in ihrer Forschung zur Gemütlichkeit herausgearbeitet hat, wie sich auch insgesamt am Romantischen zu bestätigen scheint, was hier bereits deutlich wurde: hinter den so breiten und geläufigen Begriffen wie »Gemütlichkeit« oder »Romantik« öffnen sich kulturwissenschaftlich betrachtet höchst differente und situativ unterschiedliche bis sogar widersprüchliche Alltagspraktiken und Zuschreibungen. Vielleicht liegt ja gerade darin eine der Möglichkeiten und Gewinne volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Gefühlsforschung, allzu vorschnellen Konzeptualisierungen und Stimmigkeiten die Komplexität und Variantenbreite empirisch gewonnener Befunde entgegenzuhalten. Die Konvergenzlinie der Gefühlskultur scheint somit vielleicht viel eher auf der Ebene der Kommunizierbarkeit als der der individuellen Empfindung zu liegen.

Am Ende ihrer Studie findet Bianca Wildfeuer aber dennoch zu einer Formel, die möglicherweise einen zentralen Aspekt des »Romantischen« fassen kann: »Die Vagheit des Begriffes Romantisches lässt ihn zu einem ›Allrounder‹ für sehr vielfältige Zuschreibungen werden und wahrscheinlich liegt gerade in seiner Widersprüchlichkeit ein großer Teil seiner Faszination: Romantisches wendet sich gegen moderne Errungenschaften, um sie zugleich, quasi durch die Hintertür, doch wieder einzubinden: Romantisches Wohnen, das bedeutet allenfalls eine andere, etwa nostalgische oder natürliche Hülle für moderne Objekte und Bezüge.« (S. 204)

Insgesamt, und das ist die Conclusio im vierten Teil der Studie, sei die Quintessenz des Romantischen als kulturelles Etikett in einem »Diktat der ›guten Gefühle‹« (S. 203) zu sehen. Damit ist das »Romantische« als Kulturmuster tatsächlich lebensweltlich eher auf der Ebene von Gefühlen und Gestimmtheiten als auf der von konkreten, gar überindividuell verbindlichen Dingen, Motiven und Bedeutungen angesiedelt. Homogen sind diese Empfindungen freilich nicht (und das könnte auch gar nicht die Frage einer kulturwissenschaftlichen Arbeit sein), wohl aber die Form, in der über sie gesprochen wird. Diese umfasst auch den Umstand, dass es den InformantInnen bisweilen leichter fiel, vom Romantischen in der Negation zu sprechen, also zu sagen, was *nicht* romantisch sei, als dieses Romantische selbst zu bestimmen. Und in dieser kommunikativen Dimension sieht die Autorin folgerichtig auch das eigentliche »Zielobjekt eines kulturwissenschaft-

lichen Ansatzes« (S. 209). In diesem Sinne leistet Bianca Wildfeuers sehr lesenswerte Studie einen instruktiven Beitrag zu einer kulturwissenschaftlichen Gefühlsforschung, es ist ihr eine breite Rezeption zu wünschen.

Timo Heimerdinger

Ingrid Tomkowiak (Hg.): Perspektiven der Kinder- und Jugendmedienforschung
(= Beiträge zur Kinder- und Jugendmedienforschung, Bd. 1).
Zürich: Chronos Verlag 2011, 256 Seiten, Ill.

Basierend auf dem Kolloquium »Perspektiven der Kinder- und Jugendmedienforschung«, das 2009 an der Universität Zürich stattfand, vereint Ingrid Tomkowiak, Leiterin der Abteilung Populäre Literaturen und Medien am Institut für Populäre Kulturen der Universität Zürich sowie Forschungsleiterin und Vorsitzende der Geschäftsleitung am Schweizerischen Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM, Assoziiertes Institut der Universität Zürich, im gleichnamigen Sammelband die Beiträge der Vortragenden und ergänzt diese um einen eigenen Text und einen Aufsatz von Martin Wambsganß. Die zwei zusätzlichen Artikel widmen sich den sogenannten »Crossover-Phänomenen« in den Medien. Die Zusammenstellung der Abhandlungen zeigt eine Bandbreite an Forschungsansätzen im Bereich der Kinder- und Jugendmedien auf. Mir erschloss sich der Sinn hinter der Reihung im Band nicht, weshalb ich die Texte für die Besprechung nach Gattungen und Medien geordnet habe.

Tomkowiak betont schon im Vorwort die Wichtigkeit der interdisziplinären Herangehensweise an Fragen der Kinder- und Jugendmedienforschung und wird ihrer eigenen Forderung mit der Auswahl der Autorinnen und Autoren insofern gerecht, als sich Literatur-, Publizistik-, Kultur- sowie MedienwissenschaftlerInnen, aber auch ein Medienpsychologe unter den AutorInnen finden. Aus meiner Perspektive kommt jedoch die Verschränkung der unterschiedlichen Forschungsansätze insgesamt zu kurz, was vielleicht in den spezifischen Eigenheiten der gegenwärtigen Forschungslandschaft begründet sein mag.

Tomkowiak beschreibt den dem Band zugrunde liegenden »weiten Begriff von Kinder- und Jugendmedien« (S. 8) und schließt »schriftbasierte, bildbasierte, und audiovisuelle Text-Bild-Ton-Kombinationen und Medien« (S. 8) darin ein. In allen Beiträgen wird eine Kontextualisierung der beforschten Medien vorgenommen, welche Tomkowiak als grundlegenden Schritt in der Forschung bezeichnet. Was in dem Band nicht genug berücksichtigt wird, sind die mit der Rezeption der Medien verbundenen Praxen und die Auswirkungen auf den Alltag, besonders im Bezug auf das Zielpublikum, die Kinder und Jugendlichen. Davon ausgenommen sind unter anderem jene Artikel, die sich mit den Themen Internet und transmedialen Phänomenen auseinandersetzen, also die Texte von Daniel Süss, Eve Hipeli und Mela Kocher sowie Ingrid Tomkowiak. Die zuerst genannten drei AutorInnen beziehen die Perspektive der RezipientInnen und alltägliche Praxen in ihre Forschung mit ein, Medienkompetenz ist dabei ein wichtiges Stichwort. Daniel Süss stützt sich auf quantitative Methoden, um einen repräsentativen Überblick über die mit der Internetnutzung verbundenen Meinungen und Erwartungen sowie Sorgen und Ängste der ErzieherInnen und darüber hinaus die tatsächliche Nutzung der Jugendlichen zu geben. Er traut den jungen NutzerInnen durchaus Medienkompetenz zu, sieht diese aber nicht als einzige Voraussetzung für einen gelungenen Medienumgang. Auch Eve Hipeli wählt quantitative Forschungsmethoden und untersucht Möglichkeiten der Netzguidance für Jugendliche, worunter sie »Orientierungshilfen für den Umgang mit dem Internet« (S. 82 f) versteht. Mela Kocher hingegen taucht mithilfe der teilnehmenden Beobachtung in die Welt der Alternate-Reality-Games (kurz ARG), also einer Form der Crossmedia, ein und erörtert deren Bedeutung in der heutigen Medienlandschaft. Sie beschreibt anhand von Beispielen die Nutzungsmöglichkeiten der ARG unter anderem als vielseitiges Lernmedium.

Ingrid Tomkowiak untersucht in ihrem Beitrag zu Dan Browns Bestsellerromanen einerseits das Phänomen des Bestsellers an sich, andererseits deren politische Bedeutung als Inspiration für Verschwörungstheoretiker. Sie belegt den Einfluss von Dan Browns Darstellungen unter anderem mit Verkaufszahlen und Zitaten aus Internetforen zum Thema Verschwörungen und kommt zu der Erkenntnis, dass für RezipientInnen mit geringer Medienkompetenz in der Beschäftigung mit den Büchern durchaus Gefahren liegen können. Unkritische Rezeption kann zum Aufbau einer Scheinwelt beitragen, darüber hinaus

sind Dan Browns Werke über weiterführende Literatur leicht mit rechtsextremem und antisemitischem Gedankengut zu verlinken.

Der Beitrag des Medienpsychologen Martin Wambsganß behandelt James Camerons Film *Avatar* und dessen Rückgriff auf reaktionäre, bürgerliche Moralvorstellungen und Geschlechterrollen. Laut Wambsganß greift Cameron zu kurz und schöpft das Potenzial der Science-Fiction-Welt nicht vollkommen aus. Wambsganß vergleicht die heute herrschenden Vorstellungen von Gesellschaftsordnungen und Zukunftsperspektiven mit denen im Film und stellt die vom Regisseur geschaffene Welt als eine sehr statische dar.

Sechs der insgesamt vierzehn Abhandlungen beschäftigen sich mit textbasierten Werken der Kinder- und Jugendmedien. So findet sich ein Artikel von Klaus Müller-Wille, der sich mit skandinavischen Kinderbüchern der 1940er und 1950er Jahre auseinandersetzt und deren modernistische Ausprägungen beleuchtet. Müller-Wille analysiert die Produktion einiger beispielhafter Bücher wie Astrid Lindgrens »Pippi Langstrumpf« oder Lennart Hellsings »Krakel Spektakel Buch« im Kontext des modernen, sozialdemokratischen Skandinavien. Aus der Nordischen Philologie kommend, stützt sich der Autor in seinen Ausführungen auf die Tradition der skandinavischen Erzählforschung und hebt besonders Lena Kårelands und Elina Drukers Arbeiten über moderne Kinderbücher als wichtige Einflüsse für seine Forschung hervor. Der Autor konstatiert eine für die behandelten Werke spezifische kritische Medienreflexion und führt den revolutionären Umgang mit den verschiedenen Aspekten des Mediums Buch auf den bereits erwähnten kulturhistorischen Kontext zurück. Müller-Wille zieht Parallelen zu El Lissitzkys Kinderbuch »Von zwei Quadraten«. Er findet bei Lissitzky wie auch bei den anderen AutorInnen »die Idee einer medientechnisch reflektierten Neukonditionierung zentraler Leseabläufe« (S. 19) vor und beschreibt die Ähnlichkeiten im neuartigen Umgang mit der Materialität, der bildlichen und textuellen Gestaltung ihrer Werke und einer Tendenz zur Interaktion mit den LeserInnen über Handlungsaufforderungen in den (Para-)Texten. Müller-Wille konzentriert sich also allein auf den Aspekt der Medienproduktion, und meiner Meinung nach gäbe es hier noch Raum für weiterführende Ansätze.

Vier weitere Aufsätze widmen sich literarischen Phänomenen, im Speziellen der phantastischen Kinder- und Jugendliteratur. Hans-Heino Ewers liefert literaturkritische Überlegungen zur »Poetik der Fantasy«. Er erläutert unter anderem Parallelen zu vergangenen Erzähl-

stoffen. Ewers liefert insofern einen in Ansätzen programmatischen Text, als er abschließend dafür plädiert Fantasy als zeitgenössische Literaturgattung ernst zu nehmen und die verdiente Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Petra Schrackmann bespricht die Verarbeitung literarischer Stoffe in Filmen und vergleicht zwei Beispiele von Fantasyromanen mit deren Filmadaptionen. Auch Christine Lötscher und Manuela Kalbermatten haben einen rein literaturtheoretischen Zugang zur Kinder- und Jugendmedienforschung, und insgesamt wäre, aus meiner Sicht als Studentin der Europäischen Ethnologie, darüber hinaus auch eine Berücksichtigung der Prozesse, die der Medienproduktion und -rezeption zugrunde liegen, wünschenswert gewesen. Manuela Kalbermatten sticht für mich aus diesem Band heraus, da sie sich mit dem Fokus auf die Abenteurerinnen in phantastischen Erzählungen als einzige explizit mit der Darstellung geschlechtsspezifischer Rollenbilder auseinandersetzt. Sie zeigt anhand von zwei Heldinnen, wie anfängliches Ausbrechen aus traditionellen Erwartungen am Ende der Romane in einer Rückkehr zu konservativen Wertesystemen mündet.

Im Gegensatz zu den bislang besprochenen AutorInnen beschäftigt sich Gerda Wurzenberger mit Jugendlichen als TextproduzentInnen. Ihre Ausführungen basieren auf den Ergebnissen ihrer am Schweizerischen Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM entstandenen Dissertation zum sogenannten »Schulhausroman-Projekt«. Als empirische Grundlage dienten Textquellen wie die fertiggestellten Schulhausromane und im Rahmen des Schreibprojekts von den TeilnehmerInnen ausgefüllte Fragebögen, Schreibvorstufen zu den Geschichten, die öffentlichen Lesungen, bei denen die AutorInnen die Texte vorstellten, sowie Erfahrungsberichte der BetreuerInnen. Wurzenberger untersucht die Erfahrungen mit dem Sprachgebrauch Jugendlicher aus sogenannten »bildungsfernen« Familien, wobei sie als kulturtheoretischen Ausgangspunkt Pierre Bourdieus und Michel Foucaults Überlegungen zu gesellschaftlichen Normalisierungsprozessen heranzieht.

Aleta-Amirée von Holzen behandelt das Medium des Comics, speziell den maskierten Helden und seine Identität. Sie erstellt eine literaturtheoretische Analyse der Figur und konzentriert sich dabei besonders auf die frühen amerikanischen Superheldencomics.

Die Medien Film und Fernsehen finden in zwei Beiträgen Eingang. Jan Sahli stellt filmanalytische Betrachtungen anhand des Films *Hodder rettet die Welt* von Henrik Ruben Genz an. Man konzentriert sich dabei auf die Produktionsbedingungen des staatlich geförderten

dänischen Kinderfilms und stellt diese in Gegensatz zur weltweiten Kinderfilmindustrie. Er hebt besonders die Freiheit der dänischen Filmschaffenden, Geschichten aus der Perspektive der Kinder erzählen zu können, ohne die gesamte Familie als Zielgruppe ansprechen zu müssen, als förderlich für die Qualität der Filme hervor. Sein Fokus liegt auf der Intention der ProduzentInnen, lässt aber die Reaktion des Publikums unberücksichtigt. Auch Sara Signer behandelt das Thema Qualität, in diesem Fall des Schweizer Kinderfernsehens, und kombiniert quantitative und qualitative Forschungsmethoden, um objektive Qualitätsmerkmale zu erfassen. Im Zuge ihres Dissertationsprojektes hat sie einerseits mit Hilfe von Fragebögen Meinungen der RezipientInnen zur idealen und realen Fernsehlandschaft erhoben, um diesen in weiterer Folge in Interviews vertiefend nachzugehen, andererseits das Fernsehangebot analysiert und auch Experteninterviews mit Fernsehschaffenden geführt. Aus dem Material hat Signer achtzehn Kriterien formuliert, die international auf Kinderfernsehen anwendbar sind. Gerade die Verschränkung der unterschiedlichen Sichtweisen macht es möglich, ein ganzheitliches Bild des Schweizerischen Kinderfernsehangebots zu erlangen.

Abschließend möchte ich festhalten, dass der Sammelband »Perspektiven der Kinder- und Jugendmedienforschung« zu einem großen Teil erfüllt, was er dem Leser und der Leserin verspricht. Das Werk gibt einen ausführlichen Überblick über die gegenwärtige weite Landschaft der Kinder- und Jugendmedienforschung besonders des deutschsprachigen Raums und stellt breit gefächerte Forschungsansätze aus verschiedenen Disziplinen vor. So bleibt es jedem Leser und jeder Leserin überlassen, die für sich relevantesten Beiträge herauszugreifen und als Inspirationsquelle für den eigenen wissenschaftlichen Alltag zu nutzen. Der besprochene Band ist der erste in der Reihe *Beiträge zur Kinder- und Jugendmedienforschung* des Schweizerischen Instituts für Kinder- und Jugendmedien SIJKM und bildet einen gelungenen Auftakt. Spannend bleibt natürlich die Frage, wie sich die nächsten Bände der Reihe gestalten und welche neuen Möglichkeiten sich in der Zukunft für die Kinder- und Jugendmedienforschung eröffnen werden.

Teresa Liska

Claudia Schlager: Kult und Krieg. Herz Jesu – Sacrè Cœur – Christus Rex im deutsch-französischen Vergleich 1914–1925
(= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 109). Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. Verlag, Tübingen 2011, 527 Seiten, s/w Abb.

Vor 40 Jahren hat Gottfried Korff mit zwei grundlegenden Beiträgen zur »Heiligenverehrung in der Gegenwart« (Tübingen 1970) und zur »Politischen Heiligenverehrung« (ZfVk 71/1975) den Gegenstand der popularen Religiosität in unserem Fach aus einer inhaltlich und theoretisch breiteren Perspektive betrachtet, indem er – unter Einbezug religionswissenschaftlicher und auch religionssoziologischer Zugänge – nicht nur den Einsatz überlieferter (oder auch neu geschaffener) religiöser Verehrungsgestalten im traditionell-katholischen Milieu thematisiert hat, sondern auch deren Transformierungen zu profanem, v. a. politische Herrschaft legitimierendem Zweck. So ist es nicht verwunderlich, dass eine der bislang ausführlichsten und auch anregendsten Abhandlungen über eine solche Umfunktionalisierung von Religion und deren traditionell-kultischem Repertoire von Gottfried Korff angeregt worden ist, nämlich die hier angezeigte, im Rahmen des SFB-Projektes »Krieg und Religion« entstandene Dissertation von Claudia Schlager, in der der nationale Einsatz des Herz Jesu-Kultes in Deutschland und in Frankreich untersucht wird. Dass dabei die Vereinnahmung religiöser Praxis während des Ersten Weltkriegs im Mittelpunkt steht, ist nur folgerichtig: Nach oft zitierter Deutung hat ja Religion die durchaus säkulare Funktion, den Menschen mit der »Unverfügbarkeit« (Hermann Lübbe) seines Lebens fertig werden zu lassen. Und man mag diese Auffassung teilen oder nicht – fest steht, dass diese Unverfügbarkeit des Lebens und damit die Notwendigkeit zur Kontingenzbewältigung niemals so virulent ist als im Krieg, dem auf Dauer gestellten Ausnahmezustand. Und ebenso, dass Religion, worin immer ihre Funktion gesehen wird, niemals derart Gefahr läuft, zu profan-politischem Zweck eingesetzt zu werden, als in Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen.

In chronologischer Folge schildert Claudia Schlager die Entwicklung und Popularisierung der Herz-Jesu-Verehrung, die ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzende Nationalisierung und Politisierung dieses neben der Marienverehrung dominierenden »Univer-

salkultes« (S. 92), seine Instrumentalisierung und »Dynamisierung« in den »religionsgenerierenden« (S. 13) Jahren des Ersten Weltkriegs und schließlich seine Umgestaltung zum (im Glaubensleben allerdings kaum populär gewordenen) Christkönigskult in der Nachkriegszeit.

Dabei berücksichtigt sie zum einen die verschiedenen Praktiken, die dieses »elastische Kultsystem« (S. 36) für seinen Einsatz im Krieg prädestiniert haben – also all jene rituellen und materiellen Devotionsangebote, wie sie schon in Friedenszeiten in traditioneller Glaubensmeinung Schutz vor einem unvorbereiteten Ableben versprachen und die dann mit der von der »Omnipräsenz des Todes« (S. 64) geprägten Erfahrung des Krieges oft auch in gewissermaßen magisch-apotropäischem (und kirchlicherseits offiziell großteils gebilligtem) Gebrauch standen.

Zum anderen geht es Schlager um die jeweiligen kollektiven und individuellen Träger und Ausübenden dieses »zentralen nationalen Kriegskults« (S. 12). So schildert sie etwa gleich eingangs den Loyalitätskonflikt des katholischen Milieus gegenüber seinem jeweiligen Vaterland dies- und jenseits des Rheins – ein Loyalitätskonflikt, der der Zugehörigkeit zu einer eo ipso weltumspannenden und somit übernational orientierten Konfession geschuldet war, mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs allerdings in einer Art »Überkompensierung« (S. 38) zugunsten einer patriotischen Haltung gelöst wurde, die der damals propagierten Burgfriedenspolitik bzw. Union sacrée gehorchte und ungeachtet etwa der Friedensbemühungen Benedikt XV. die jeweilige Kriegspolitik unterstützte. Doch neben dem politischen und gesellschaftlichen Handlungsrahmen der katholischen Kirche und ihrer Mitglieder in Deutschland bzw. Frankreich vor und während des Krieges sind Schlager vor allem die Auswirkungen der unmittelbaren Kriegserfahrung auf die kirchliche Partizipation wichtig. Dabei konstatiert sie, dass sich die religiöse Einstellung der Menschen, was die kirchlich reglementierten und propagierten Heilsangebote anlangt, »zwischen Konversion und Apostasie« (S. 52) bewegt hat – nämlich vom religiösen Revival der ersten Kriegsmonate bis zur Abkehr von den institutionalisierten kirchlichen Konsolationsangeboten angesichts der unabsehbaren Dauer eines Vernichtungskrieges bislang unbekannten Ausmaßes. Was allerdings unter den Vorzeichen des »maschinisierten Massensterbens«, das einen gesellschaftlich geregelten ritualisierten Umgang mit dem Tod verbietet (S. 65 f.), eine dauerhafte Renaissance erlebte, waren jene Erscheinungen einer »popularen Religiosität«, de-

ren Palette von individuellen Aneignungen kirchlich geförderter Kulte bis zu unkanalisierten »Verehrungsformen im Abseits« (G. Korff) reichte. Manifestationen solcher popularreligiöser Vorstellungen sind all die Modifizierungen der praktizierten Formen des Herz-Jesu-Kultes, wie sie jene von Schlager konstatierte »zweckgerichtete Liaison von Todesgefahr im Krieg und religiöser Heilsvergewisserung« (S. 74) spiegeln – all die »situativen Anpassungen an den Krieg« (S. 83) also, die im Hauptteil der Untersuchung ebenso anschaulich detailliert wie argumentativ stringent behandelt werden.

Claudia Schlager folgt bei ihrer Analyse vielfältigen (und sinnvoll komplementären) Zugängen: Der wissenssoziologische Ansatz nach Berger/Luckmann erlaubt ihr Einblick in das »wechselseitige dynamische Wirkungsgefüge« (S. 14) von Religion (als objektivem Deutungsmuster) und Kriegserfahrung (als subjektiver reaktiver Praxis), und die Berücksichtigung der politischen, ökonomischen und sozialen Umstände, der zeitgenössischen theologischen Diskussionen und (last not least) der religiösen Bedürfnisse der Menschen eröffnet ihr die Perspektive auf die vielfältigen »Dimensionen der Religiosität« (Ch. Y. Glock) und damit auf die ideologischen, rituellen und subjektiv erlebten Implikationen des Herz-Jesu-Kultes als national organisierte Massenreligiosität. Hinsichtlich des genützten Quellenmaterials beschränkt sich Schlager nicht auf schriftliche Belege wie religiöse Periodika, Andachtsliteratur oder Predigten (in deren Funktion als »homiletische Munition«, S. 229), sondern illustriert und interpretiert die Propagierung und Instrumentalisierung des Herz-Jesu-Kultes auch anhand von Sachzeugnissen wie Medaillen, Abzeichen, Skapuliere, Postkarten, Statuen und ähnlichen Devotionalien und zieht darüber hinaus auch performative Ritualformen und Handlungsmuster wie Novenen, Rosenkranzgebete, Andachten oder Weiheakte als Ausdruck individueller und kollektiver religiöser Praxis heran.

Alle diese Quellen erweisen sich als jeweils deutlich national konnotiert. Wie ja auch die Zeugnisse persönlich geprägter Kulterfahrung – Seelsorgsberichte oder Tagebücher von Bischöfen und Feldgeistlichen, Briefe von Soldaten an der Front, ja selbst die dokumentierten Visionen zweier »Seherinnen im Krieg« (S. 290–306) – die jeweilige nationale Codierung des Herz-Jesu-Kultes spiegeln. Dessen »transnationale Kriegstauglichkeit« (S. 479) wird dafür umso deutlicher, wenn Schlager abschließend die Rolle resümiert, die Religion generell im Krieg spielt: Instanz gleichermaßen für »Legitimation und Konsola-

tion« (S. 480) zu sein. Beides freilich je nach Zugehörigkeit zu Klerus bzw. Laienstand – und damit Situierung im (nicht nur) religiösen ›Feld‹– in unterschiedlicher Bedeutung und Auswirkung auf Glaubens- und Lebenswirklichkeit.

Herbert Nikitsch

Christian Thiel: Das »bessere Geld«. Eine ethnographische Studie über Regionalwährungen.
Wiesbaden: VS Verlag 2011, 373 Seiten, s/w-Abb.

Die in Deutschland seit 2003 aufkommenden Regionalwährungen stellt der Soziologe Christian Thiel ins Zentrum des Forschungsinteresses seiner Dissertationsschrift »Das ›bessere‹ Geld«. Dabei ethnographiert und kontextualisiert er logisch und nachvollziehbar strukturiert insbesondere das erfolgreichste Projekt Deutschlands – den »Chiemgauer« – aus zwei Blickwinkeln: Zum einen auf der Subjektebene, zum anderen auf der Ebene des Geldes selbst, wodurch die Wirkung des Regionalgeldes auf das Alltagsleben und -handeln der Menschen und ihrer sozialen Beziehungen untersucht wird.

Grundlegenden Überlegungen zur Forschungsarbeit, zum Geld im Allgemeinen und einem historischen Abriss der Geldentwicklung mit dem Schwerpunkt der gegenwärtigen Finanzkrise folgt eine umfangreiche und überzeugende Diskussion der theoretischer Ansätze rund um das Phänomen Geld. Wesentliches aus Theorien von Karl Marx, Max Weber, Georg Simmel, Talcott Parsons oder Viviana Zelizer wird im Hinblick auf seine Forschungsfrage präzise und knapp zusammengefasst, auch macht Christian Thiel den Bezug zu seinem Forschungsfeld immer deutlich und pickt sich für seine Darstellung relevante Aspekte gut strukturiert und nachvollziehbar heraus. Besonders geht er dabei auf die vielschichtigen sozialen Kontexte ein, in denen Geld auf die Menschen, deren Identität und deren Handlungen wirkt. Auf dieser Basis präzisiert er seine Forschungsfrage und die methodologischen Grundlagen und Herangehensweisen wie die Grounded Theory und die Interviewführung sehr detailliert und auch für fachferne LeserInnen verständlich, Durch die vielschichtigen Methoden der Da-

tenerhebung werden Thesen bestätigt und neue reflexionsanregende Fragen aufgeworfen. Besonders interessant und gut lesbar sind die Anmerkungen des Autors, die seine persönlichen Erfahrungen im Forschungsprozess und seine Erlebnisse im Feld aufzeigen, und Auszüge aus Interviews, die der Rezipientin manchmal ein Schmunzeln entlocken. Im Gegensatz dazu erscheint die Beziehung des Regionalgeldes zur anthroposophischen Bewegung langatmig dargestellt und nicht eindeutig auf den Punkt gebracht. Insgesamt gelingt dem Autor ein guter Einblick in die Entstehungsgeschichte von Regiogeldscheinen und in ihr Zusammenspiel mit AkteurInnen im gesellschaftlichen Kontext.

Daran anschließend zeigt Christian Thiel eingehend, dass es *das* Geld nicht gibt. Vielmehr arbeitet er mit seiner ethnographischen Forschungsperspektive, die auf einem qualitativen Forschungsdesign und dem Hintergrund der hermeneutischen Wissenssoziologie basiert, das Regiogeld als Gesamtphänomen mit dessen alltagsweltlicher Bedeutung heraus.

Ausgehend von dieser lebensweltlichen Kontextualisierung werden die Institution Regiogeld samt AktivistInnen, Geschäftsleuten, VerbraucherInnen und Vereinen mit ihren spezifischen Rollen dargestellt sowie die Rahmenbedingungen und Spielregeln, aber auch die Wirkungsmechanismen aufgezeigt.

Festhalten lässt sich danach, dass der Chiemgauer vor allem für Einkäufe des täglichen Bedarfs genutzt wird. Ferner, dass mehr Frauen als Männer dieses Regiogeld verwenden. Obwohl die Motive des Beitritts dieser Gemeinschaft vielfältig sind, lassen sich laut Thiel Tendenzen feststellen. Die NutzerInnen empfinden die Gestaltungsmöglichkeit des Sozialen und der Gesellschaft ebenso als ein Kriterium für den Chiemgauer wie die Distinktion von »Otto-Normalverbrauchern« und das Gefühl von Exklusivität. Zudem geben sie den Spaßfaktor, die Nutzung des Mediums »Chiemgauer« als Instrument zur Verwirklichung individueller Ansprüche und Einstellungen oder das unkomplizierte und regelmäßige Spenden an Vereine, von denen sie selbst wieder profitieren, als Gründe für ihre Entscheidung an. Nicht zu vergessen ist die Funktion des Chiemgauers als Notgroschen und die Möglichkeit des »Missionierens« von Mitmenschen, indem andere von dieser Idee überzeugt oder durch geschenkte Chiemgauer zur Nutzung bewegt werden. Auch die Handlungseinschränkungen wie die zeitliche (quartalsweise müssen Marken, die zwei Prozent des Scheinwertes kosten, zur Verlängerung nachgeklebt werden) und regionale

Begrenztheit der Scheine werden von den NutzerInnen positiv wahrgenommen. Christian Thiel zeigt, dass die Chiemgauer-NutzerInnen durch die Verwendung ihrer Regionalwährung das Gefühl haben, etwas Gutes zu tun und im Kleinen die Welt verbessern zu können – und, so wörtlich im Interview: »warum NICHT die Dinge des täglichen Bedarfs, die man so und so kaufen muss, dann net noch mal mit so einer sozialen Komponente aufwerten. Sag mer's mal so. Oder mit Geld ausgeben die eine gute Tat des Tages dann scho erledigen« (S. 263f.). Viele betonen, dass ihnen durch den Chiemgauer Entscheidungen für moralisch besseres Konsumverhalten abgenommen würden und sie dadurch ihr soziales Engagement zum Ausdruck bringen könnten. Aber: Der Chiemgauer bleibt ein Geld, das Instrument von Macht und Zwecken ist, auch wenn die Handlungsmuster der involvierten Menschen eine Verbesserung der Gesellschaft anstreben (S. 328).

So wird gezeigt, dass nicht nur AnhängerInnen der Ökobewegungen und »Nach-68er« oder »Waldorf-Mütter« mit und durch den Chiemgauer handeln, sondern dass die NutzerInnen unterschiedlichen Milieus angehören, welche jedoch dadurch geeint werden, dass sie überdurchschnittlich gebildet und finanziell gut situiert sind. Es ist schwer, eine spezifische NutzerInnengruppe zu definieren, dennoch stellt Thiel fest, dass die meisten der Altersgruppe der Vierzigbis Sechzigjährigen zugeordnet werden können. Interessant ist dabei Thiels Bemerkung, dass man erst durch verschiedene Phasen zur/zum Chiemgauer-NutzerIn werden müsse: erster Eindruck – Sprung wagen – Lernprozess – Routine (S. 279). Zuerst müssen die NutzerInnen einen ersten Eindruck vom Chiemgauer haben bzw. von dessen Existenz erfahren, bevor sie mit ihrer Alltagsroutine brechen, das selbstverständliche Geldhandeln hinterfragen und den Sprung zur Chiemgauernutzung wagen. Im darauffolgenden Lernprozess versuchen diese, sich den Chiemgauer anzueignen und schließlich im eigenen Alltag zu implementieren.

So kann festgehalten werden, dass das Regiogeld als symbolisches Kommunikationsmittel betrachtet werden kann, da es differenzierte Botschaften und Ansichten vermittelt. Darüber hinaus stiftet es eine vorgestellte Gemeinschaft (Benedict Anderson) unter den Mitgliedern und vermittelt ein bestimmtes Konsumverhalten, obwohl – so Thiel am Ende seiner Ausführungen – »der [...] Chiemgauer wohl nichts grundlegend an den Strukturen ändern [wird], die er kritisiert« (S. 325). Dennoch gelten Geld, Geschäfte und Unternehmer im Regiogeldkon-

text als »regional, klein, natürlich, traditionell«, schlechthin als »gut«, während beispielsweise der Euro, die Weltwirtschaft oder Discounter in den Köpfen der Menschen mit negativen Eigenschaften wie »anonym, gewinnorientiert, neumodisch« besetzt sind (S. 262).

Während Thiel Geldtheorien ausführlich behandelt, verwendet er auf andere zentrale Termini weniger Aufmerksamkeit. Hier wären Begriffsklärungen und theoretische Hintergründe zu Region und zu Identität ebenso wünschenswert. Lohnenswert wäre neben den Beobachtungen, Interviews und Interpretationen eine Analyse der Regiogeldscheine selbst bzw. deren Motive. Hier wären durch eine ikonografische Analyse und damit verbundenen identitätsstiftenden und vergemeinschaftenden Fragen weitere Interpretationsmöglichkeiten gegeben gewesen. Interessant könnte zudem ein Vergleich des Chiemgauers zu anderen Regionalwährungen (gegenwärtig oder historisch) sein. Abschließend könnte noch die Frage aufgeworfen werden, ob das Regionalgeld tatsächlich erst vor wenigen Jahren »erfunden« wurde. Anders gesagt: Parallelen zu historischen Regionalisierungstendenzen und dem nach dem Ersten Weltkrieg emittierten Notgeld hätten weiterreichende Ergebnisse hinsichtlich des Umgangs mit Spezialwährungen als Kulturmuster erlaubt.

Insgesamt legt Christian Thiel eine umfassende Ethnografie eines aktuellen Phänomens vor, die zeigt, dass Ökonomie und Sozialität bei weitem keine getrennten Sphären darstellen. Wie lohnenswert eine Untersuchung ihrer Schnittstellen ist, zeigt dieses Buch in eindrucksvoller Weise.

Daniela Pfennig

Brigitte Schmidt-Lauber, Gudrun Schwibbe (Hg.):
Alterität. Erzählen vom Anderssein.
Göttingen: Schmerse Media 2010, 186 Seiten.

Ausgehend von der im November 2009 an der Georg-August-Universität Göttingen stattgefundenen Tagung »Narrative Identitätskonstruktionen« setzen sich die neun ausgewählten Beiträge dieses Sammelbandes mit Fragen von Identitäts- und Alteritätskonstruktionen auseinander. Ansätze aus den Kultur- und Sozialwissenschaften, der Anglistik, der Literaturwissenschaft und interdisziplinären Einrichtungen kommen zu Wort und ergänzen durch ihre Ergebnisse das Feld der Erzählforschung. Wie Brigitta Schmidt-Lauber in der Einführung darlegt, soll nicht nur der Zusammenhang von Erzählung und Identitätskonstruktion hergestellt werden. Vielmehr geht es darum, die Perspektiven der Erzählforschung um den Begriff der Alterität zu erweitern. Alterität wird zunächst weniger als das kulturell Fremde, sondern als eine alltägliche gesellschaftliche Erfahrung des Andersseins verstanden. Identität und Alterität stellen zudem nicht zwei sich gegenüberstehende Begriffe dar, vielmehr soll die Konstruktion »der Anderen« ein Bild multipler Ausführungen sichtbar machen.

Die ersten beiden Aufsätze von Gudrun Schwibbe und Meike Bährens sind im Zuge eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DGF) geförderten Projekts zum Thema »Narrative Identitätskonstruktionen. Alteritätskonstituierungen in Selbstdarstellungen von ehemaligen Mitgliedern linksterroristischer Gruppierungen« von Juli 2008 bis Juni 2011 entstanden. Gudrun Schwibbe erstellt in ihrem Beitrag über die Mehrdimensionalität narrativer Alteritätskonstruktionen ein »zehn Dimensionen umfassendes Kategoriensystem« (S. 15), um den Begriff der Alterität auf verschiedenen Ebenen fassen zu können. Sie unterscheidet zwischen relationalen, inhaltlichen und vermittelnden Aspekten und stellt diese exemplarisch an der Selbstdarstellung ehemaliger Mitglieder der RAF dar. Ihre Daten bezieht sie aus einem dreiteiligen autobiographischen Beitrag Volker Speitls im Magazin »Spiegel«. Insbesondere richtet sie ihren Blick auf das »dialektische Verhältnis« (S. 13) von Identitäts- und Alteritätskonstitutionen. Alterität versteht sie nicht als eine starre Konstruktion von »Anders-Sein«. Vielmehr liegt ihr Fokus auf dem Prozess des »Anders Werdens« in biographischen Selbstdarstellungen. Nach Schwibbe ist die Konstruk-

tion von Alterität erst zu verstehen, wenn man Andersheit einbettet in einen größeren historischen und soziokulturellen Rahmen.

Meike Bährens nimmt in ihrem Aufsatz den Tod des RAF-Mitglieds Holger Meins in den Fokus. Ausgangspunkt ihrer Untersuchung bildet ein Schreiben der terroristischen Gruppierung »Bewegung 2. Juni« aus dem Jahr 1974, in dem sich deren Mitglieder nach dem Tod Meins' zu dem Mord an Günter von Drenkmann, dem Obersten Richter von Berlin, bekennen. Auf Grundlage dieses Briefes untersucht Bährens Alteritäts- und Identitätskonstruktionen in Bezug auf die Konstitution von Opfern, Tätern und Rächern und kommt zu dem Ergebnis, dass es durch den Widerstand der »Bewegung 2. Juni« zu einer Verschiebung von Opfern zu Tätern kommt, wobei durch das Motiv der Rache diese Identitätsverschiebung von Opfern zu Tätern kollektive Legitimation erhält.

Barbara Thums arbeitet in ihrem Beitrag auf Basis literaturwissenschaftlicher Ansätze mit dem Begriff des »modernen Barbarentums« (S. 45). Nach Nietzsches Definition gilt die Konstruktion von Barbaren als Grundlage für Frieden innerhalb der Gesellschaft, da alles Schlechte auf sie projiziert wird. Der neue, moderne Barbar kommt nach Nietzsche vor allem in Krisenzeiten zum Vorschein und dient zur Stabilisierung oder Neubegründung von Kulturen. Auf Basis dieser Definition analysiert Thums anhand von Robert Müllers Roman »Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs« das darin konstruierte »Narrativ des Barbarischen«, welches »zwischen Natur und Kultur, wild und zivilisiert, Eigenem und Fremden, zwischen Identität und Alterität, Recht und Rechtlosigkeit, Ordnung und Chaos« (S. 53) unterscheidet. Im Gegensatz zu früheren Rezeptionen des Romans als Beschreibung exotischer Reisen zu indigenen Gesellschaften, schließt Thums sich einer neueren Interpretationen an, welche die Intention des Autors in der Destruktion des Exotismus begreift und sich bewusst stereotyper Vorstellungen bedient, um das eigentlich Barbarische am Kolonialismus sichtbar zu machen.

Carola Lipp demonstriert, wie Alterität durch Sprache und Kommunikation in einem öffentlichen Medium erzeugt wird. Auf der Basis eines Konflikts über die Erhebung von Wucherzinsen in der ehemaligen Reichsstadt Esslingen im Königreich Württemberg im Jahr 1848, welcher über mehrere Wochen anhand von LeserInnenkommentare in einer Tageszeitung ausgetragen wurde, untersucht sie, wie durch das Medium Identität und Alterität, im Sinne von Selbst– und Fremd-

wahrnehmung, konstruiert werden. Im Verlauf der Kommunikation stellt sie dabei eine Transformation von der Dualität zwischen Handwerkern und reichen Bürgern zu einem Konflikt zwischen Juden und Christen fest. Negativer Metapherngebrauch und versteckte persönliche Angriffe, welche zunehmend in rassistischen Diskursen über Juden und Jüdinnen enden, kennzeichnen die Kommentare der Rubrik »Eingesendet« und führen letztlich zum Rückzug jüdischer Bürger von gemeinsamen politischen Aktivitäten.

Susanne Beer widmet sich in ihrem Beitrag dem biographischen Erzählen als eine sich immer wieder neu konstruierende Selbstdarstellung. Konzepte und Deutungen über das Selbst können nach Beer nicht als stabile Tatsachen angenommen werden, sondern müssen immer in Auseinandersetzung mit aktuellen Problemlösungen gedacht werden. Diese Überlegung verdeutlicht sie anhand biographischer Dokumente über die Hilfeleistungen Helene Jacobs, die in der Zeit des Nationalsozialismus religiös oder ethnisch verfolgten Personen Hilfe zur Flucht leistete oder Unterschlupf bot. Beer teilt Jacobs »Helferkarriere« (S. 89) in drei Etappen, in denen sich die Hilfeleistungen zunehmend ausdehnten und sie bis in die Illegalität führten. Zur Analyse des Fallbeispiels empfiehlt Beer eine sehr detaillierte Untersuchung der Situation, um autobiographische Darstellungen kontextualisieren und alternative Handlungsmöglichkeiten entwerfen zu können. Sie zieht dazu methodische Herangehensweisen zur Rekonstruktion erzählter Lebensgeschichten von Gabriele Rosenthal heran, die den Blick vor allem auf Verläufe und Veränderungen in der Biographie richten. Ziel von Susanne Beers Beitrag ist, die Annahme der Stabilität biographischer Erzählungen in einer Studie zu »altruistischer Persönlichkeit« (S. 90) von Samuel und Pearl Oliner zu widerlegen und einen Beitrag zur Methodologie der Forschung über Hilfeleistungen zu leisten.

Auch Stefan Weyers bezieht sich in seinem Beitrag auf Gabriele Rosenthal, wenn er zwischen erzählter und erlebter Geschichte unterscheidet. Ihm geht es insbesondere um die Dualität von Wandel und Kontinuität in biographischen Erzählungen. Dazu führte er narrative Interviews mit 17 männlichen Insassen einer süddeutschen Jugendstrafanstalt durch und betrachtet, wie sich die Jugendlichen selbst repräsentieren und wie sie die Straftat in ihre Biographie einbetten. Wie schon im Beitrag von Susanne Beers wird auch hier nicht von einer Kontinuität in den Selbstdarstellungen ausgegangen, sondern werden Erzählungen aus der Vergangenheit als konstruiert wahrgenommen.

Zur Orientierung und Überprüfung der Glaubwürdigkeit biographischer Erzählungen zieht Weyers Akten von den jeweiligen Gerichtsverfahren der befragten Jugendlichen heran. Auf Basis dieses Materials teilt er die Biographien, je nach Gestalt persönlicher Identitätskonstruktion, in sechs Typen von Gefängnisinsassen ein. Als methodologische Hilfestellung empfiehlt Weyers, die biographische Erzählung mit «äußeren Daten der Lebensgeschichte« (S. 132) zu vergleichen.

Christian Riemenschneider konzentriert sich in seinem Aufsatz auf Transformation und Wandel sowie Brüche und Widersprüche in biographischen Erzählungen, indem er auf der Insel Mallorca Zuschreibungen und Selbstkonstruktionen von Xuetes anhand narrativer biographischer Interviews beobachtet. (Als Xueta (Plural: Xuetes) wird auf Mallorca eine Person bezeichnet, welche vom Judentum zum Katholizismus konvertiert ist.) Dazu führte er Feldforschungen in Palma de Mallorca durch, um sich gegenwärtigen Konstruktionen des Xueta-Seins anzunähern. Kritik übt er an bisherigen Quellen historischer Aufarbeitung, in denen Xuetes seit dem 14. Jahrhundert immer wieder sprachlich, durch die explizite Bezeichnung als »die Anderen«, ausgegrenzt wurden. Grundlegend für Identitäts- wie auch Alteritätskonstruktionen im Sprechen über Xuetes, so stellt Riemenschneider anhand der Interviews fest, sind die Nachnamen der InformantInnen beziehungsweise jene ihrer Eltern: 15 Familiennamen auf Mallorca sind seit dem 15.Jahrhundert mit negativen Stigmata verbunden; Familienangehörige, welche einen dieser Namen trugen, waren vom 15. bis zum 18. Jahrhundert Verfolgung und Inquisition ausgesetzt; noch heute sind Träger jener Nachnamen markiert und werden fortwährend als Xuetes wahrgenommen. Ein zentrales Element in den Erzählungen bildet fernerhin »das Hin und Hergerissensein zwischen Xueta- und Judentum« (S. 161). Neben der Konstruktion von Alterität zwischen Katholiken und Xuetes kommt es hier zur Bildung einer weiteren in-/out-group zwischen Xuetes und Juden. Nach Hall stellt die »Fragmentiertheit von Identifikationen [...] eine normale Bedingung von Menschen in größeren sozialen Netzen« (S. 162) dar. Kompensiert wird dieser häufig als Belastung empfundene Zwiespalt durch Bezugnahme auf genetische Verwandtschaft.

Der letzte und einzige englischsprachige Beitrag von Máiréad Nic Craith ist einer größeren Studie zu »intercultural autobiographies and language identities« (S. 169) entnommen und beschäftigt sich mit autobiographischen Darstellungen von fünf Schriftstellern, welche »zwi-

schen« zwei Sprachen, dem Englischen und dem Irisch-Gälischen, aufgewachsenen sind. Anhand der Biographien zeigt Craith Brüche und Transformationen hinsichtlich der Wahl der Sprache, in der Texte und Bücher produziert wurden, auf. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Bevorzugung der englischen Sprache nicht aus einer beliebigen Entscheidung hervorgeht, sondern das Ergebnis verschiedenster Faktoren ist. Sich für das Schreiben auf Englisch zu entscheiden, ist gleichzeitig ein Entschluss gegen das Irische – sowohl der Sprache als auch kultureller Aspekte. Craith nimmt an, dass durch die Verwendung der einen oder anderen Sprache eine jeweils unterschiedliche Weltansicht vermittelt wird. Die Theorie der Unvereinbarkeit des Englischen und Irisch-Gälischen wird durch den unterschiedlichen Gebrauch gleicher Wörter, der Unübersetzbarkeit bestimmter Vokabeln und grammatikalischer Unterschiede manifestiert. Nach Heidegger geht Sprache durch den Körper und steht über dem Individuum. Eine Annahme, die Craith noch einmal sehr schön am Beispiel eines autobiographischen Ausschnittes einer seiner InformantInnen zeigt:» I had chosen my language, or more rightly, perhaps, at some very, very deep level, the language has choosen me.« (S. 179). Sprache als Zeichen von Zugehörigkeit, so zeigt Craith auf, ist auch in aktuellen politischen Diskursen sichtbar, so beispielsweise an den nötigen Voraussetzungen von Sprachkenntnissen zur Erlangung einer Staatsbürgerschaft.

Mit Hilfe unterschiedlicher methodischer Zugänge wird in dem aufgezeigtem Band versucht, den »dialektischen Prozess« (S. 112) zwischen Identitäts- und Alteritätskonstruktionen auf unterschiedlichen Ebenen und eingebettet in verschiedenste Kontexte darzustellen. Auf Basis eines sehr weit gefassten Begriffs von Erzählung, der sowohl für intersubjektive Kommunikation, (auto-)biographische Erzählungen, fiktive Beschreibungen, narrative Interviews und Gerichtsprotokolle, in mündlicher, wie auch in schriftlicher Form, herangezogen wird, zeigen die einzelnen Beiträge, wie sich Erzählen, oder das Verständnis über das Erzählte, innerhalb von Raum und Zeit verändert. Erzähltes soll zudem immer als konstruiert und im Kontext von Erfahrungen und aktueller Lebensgeschichte verstanden werden. Damit einher geht die Annahme, dass Deutungen der eigenen wie auch der Geschichten anderer nie ein Leben lang gleich bleiben (S. 102 f.). Aus dem Zwang der Darstellung einer in sich geschlossenen Geschichte entsteht ein Unterschied zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte. Die Schilderung der eigenen Biographie konstruiert einerseits Identität

und schafft andererseits subjektive Selbstvergewisserung (S. 117 f.). Beeinflusst durch ein Gegenüber ist es die Aufgabe des Biographen, seinem Leben Sinn und Kohärenz zu verleihen. Demzufolge bildet die Interaktion zwischen der Erzählung und dem/der ErzählerIn eine zentrale Analysekategorie (S. 146).

In den einzelnen Beiträgen gelingt es den AutorInnen, Kontinuität und Wandel in Bezug auf Identität und Alteritätskonstruktionen anhand der jeweiligen Materialien darzustellen. Dabei kommen unterschiedliche Ausprägungen der Konstitution von Anders-Sein zum Vorschein, welche unter anderem auf der Basis von Nachnamen, Berufen, Aussehen, Sprache, Handlung und Religion gebildet werden.

Der Titel des Sammelbandes »Alterität. Erzählen vom Anderssein« weist sehr schön darauf hin, was in den einzelnen Beiträgen anhand unterschiedlicher Zugänge gezeigt wird: nämlich wie anhand schriftlicher und mündlicher Quellen das Andere konstruiert wird. Ein Überblick über die gesammelten Beiträge spiegelt aber mehr als nur die Konstitution von Alterität – diese wird immer im Dialog zu Identitätskonstruktionen abgebildet. Eine überaus spannender Ansatz, der in den einzelnen Beiträgen sehr anschaulich dargestellt wird.

Raffaela Sulzner

Sigrid Schade, Silke Wenk: Studien zur visuellen Kultur.
Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld
(= Studien zur visuellen Kultur, Bd. 8).
Bielefeld: transcript 2011, 232 Seiten, zahlr. Abb.

Seit einigen Jahren lassen sich verstärkt Diskurse und Publikationen über visuelle Kultur(en) mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Fragestellungen finden, lenken verschiedene Disziplinen ihren Blick in eine neue Richtung. Sigrid Schade (derzeit Leiterin des Institute for Cultural Studies in the Arts im Departement für Kulturanalyse und Vermittlung an der Zürcher Hochschule der Künste und dortselbst auch Professorin für Kunst- und Kulturwissenschaften) und Silke Wenk (Professorin für Kunstwissenschaften an der Carl-von-Ossietzky-Universität in Oldenburg) gehen dieser Entwicklung eines transdis-

ziplinären Forschungsfeldes »visuelle Kultur« nach. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Publikationen steht dabei nicht das Bild an sich im Mittelpunkt der Betrachtung, sondern das gesamte Gefüge der visuellen Kultur(en), das sowohl soziale Felder und Tätigkeiten (u. a. Kunst und neue Medien) als auch andere Handhabungen des Zu-Sehen-Gebens (Texte, Sprache) umfasst. Im Zentrum des Werks stehen also all die Praktiken des Sehens, des Interpretierens, des Deutens, des Zu-verstehen-Gebens, die Gesten und Rahmungen des Zeigens und Sehens ebenso wie jenes Unsichtbare, das z.T. bewusst nicht ins Bild gesetzt wird, aber die Bedeutung des Sichtbaren mitformt. Geboten wird somit eine Einführung in ein Forschungsfeld, das sich nur schwer definieren lässt, da es sich aus verschiedenen Disziplinen wie etwa Kunstgeschichte, Bild- und Medienwissenschaft und Kunstwissenschaft speist und Fragestellungen u.a. auch von Cultural-, Gender-, Queer- und Postcolonial-Studies aufgreift. Die Autorinnen zeichnen diese Wissenschaftsstränge nach und geben damit Denkanstöße von und für verschiedene Disziplinen, die sich mit diesem Feld befassen. Sie bekennen sich dabei zu ihrer akademischen Sozialisation im Fach der Kunstgeschichte, nehmen jedoch auch eine kritische Distanz zu dieser Disziplin ein und befragen kritisch deren Konzepte und Methoden.

Im ersten Kapitel entlarven Schade und Wenk anhand von z.T. amüsanten Beispielen die Vorstellung von einem unmittelbar und universal verständlichen Bild als Mythos: Zeichen und damit auch Bilder sind stets vieldeutig und ihr Verstehen ist u. a. abhängig vom kulturellen Umfeld und den darin eingebetteten Bildkonventionen, die den Betrachter zu einer bestimmten Assoziation bewegen. So stellen sich Zeichen (wie Bilder und Sprache) als kulturelle Konstruktionen dar.

Der Frage »Warum und wozu Studien zur visuellen Kultur?« geht das zweite Kapitel nach, in dem die Geschichte des Forschungsfeldes behandelt wird. Obwohl die digitalen Medien zunehmend Bild, Schrift *und* Klang verbreiten, behandeln zahlreiche Publikationen der jüngeren Vergangenheit nur die visuelle Zeitenwende, also jene Bilderfluten, die bei den Menschen einerseits Begeisterung und andererseits Ängste hervorrufen. Schade und Wenk lassen zur Klärung u.a. William T. Mitchell, der den Begriff des *Pictorial Turns* prägte, über seine eigenen Ansätze reflektieren, wobei Schritt für Schritt deutlich wird, dass diese visuelle Zeitenwende primär eine wissenschaftliche Wende bedeutet hat und dass das Phänomen, das u.a. mit dem Begriff *Pictorial Turn* fassbar wurde, als Reaktion auf den *Linguistic Turn* (Richard Rorty 1992)

und damit als Paradigmenwechsel zu sehen ist. Immer mehr Disziplinen zeigten, neben »Quellenfächern« wie Kunstgeschichte und Cultural Studies, nun Interesse am Visuellen, für viele, darunter Literatur- und Medienwissenschaften, Geschichte, Politikwissenschaften, Erziehungs- und Sozialwissenschaften, wurde das Bild zum Forschungsgegenstand unter Einsatz variabler Fragestellungen, Methoden und Konzepte. Das transdisziplinäre Forschungsfeld der »visuellen Kultur« entwickelte sich aus dieser Vielfalt, wobei die unterschiedlichen Praktiken den Forschungsgegenstand konstituieren. Bei der Suche nach Methoden greifen viele Disziplinen je nach Fragestellung auch auf fachfremde Methoden, z. B. aus der Semiologie und der Kunstgeschichte, zurück, was jedoch diverse Gefahren birgt, vor denen Wenk und Schade warnen. Als zentrale Fragestellung für die »Studien zur visuellen Kultur« kristallisiert sich heraus: »Wo wird wem was und wie zu sehen gegeben, oder wo ist wem was und wie unsichtbar gemacht?« (S. 53) Der Forschungsgegenstand ist somit nicht nur das sichtbare Bild, sondern inkludiert, wie oben bereits angedeutet, eine Vielzahl von kommunikativen Praktiken – und ist so auch als »Teil eines umfassenderen semiologischen Projekts verstehen« (S. 63): Die Kernfrage sollte das Verhältnis von Bildern, Macht und Begehren und die Praktiken der Bildproduktion und -rezeption thematisieren, womit letztlich auch die Wissenschaft an sich in den Fokus der Betrachtung rückt.

Im dritten Kapitel befassen sich Schade und Wenk mit den theoretisch-methodischen Konzepten der Analyse von visueller Kultur. Dargestellt werden diverse methodische Verfahren der Bildinterpretation und der Deutung von Bildpraktiken beginnend mit dem ikonologisch-ikonographischen Ansatz von Erwin Panofsky, dessen Methode in einem weiteren Schritt semiologisch erweitert wird, betrachten doch Schade und Wenk das Bild als Bestandteil der Sprache. Eine kurze Skizze des semiologischen Konzepts von Ferdinand de Saussure verrät, dass Zeichen aus Verknüpfungen von Bezeichnendem (Signifikant) und Bezeichnetem (Signifikat) bestehen, die willkürlich fixiert, d. h. von Konventionen und Automatismen beeinflusst sind. Mit Roland Barthes erweitern die Autorinnen schließlich das Konzept der Semiologie auf Phänomene der Alltagskultur, um hierauf das semiotische Klassifikationssystem von Charles Sanders Peirce vorzustellen, der zwischen Index, Ikon und Symbol unterscheidet und anhand dessen Schade und Wenk verdeutlichen, wie durch Zeichenproduktion gesellschaftliche Werte hergestellt und Gemeinschaften erzeugt bzw.

gefestigt werden können – wobei die Macht der Bilder und Zeichen durch die Naturalisierung ihrer Bedeutung und ihrer Wahrheit und durch ihre Authentizität verheißenden Evidenz bedingt ist. Im Weiteren behandeln Schade und Wenk die Themen Sichtbarkeit, Sichtbarmachungspolitiken und Repräsentationskritik und verknüpfen auf diese Weise das Forschungsfeld mit Ansätzen der Postcolonial- und Whiteness-Studies, die sich u. a. mit Fragestellungen zur Stereotypisierung, Rassismus, Ethno- und Eurozentrismus befassen. Abschließend widmen sich die Autorinnen den Prozessen der Tradierung, den Konzepten eines sozialen Gedächtnisses, der Entstehung und Wirksamkeit kultureller Bilderrepertoires und Erinnerungspolitiken.

Das letzte Kapitel thematisiert die Institutionen, in denen Zu-Sehen-Gegeben wird – in erster Linie Museums- und Ausstellungskonzepte. Schade und Wenk betrachten diese Einrichtungen als spezifische Systeme der Repräsentation, die den ausgestellten Objekten Bedeutung und Wert verleihen, indem sie dazu auffordern, diese auf besondere Weise zu sehen. Die Institutionen bestimmen die Auswahl der Objekte, was auch Ausgrenzung und Abwertung anderer Objekte impliziert – eine Hierarchisierung also, die von den Autorinnen am Beispiel von Kunstmuseen und Ethnologischen Museen verdeutlicht wird, deren Entwicklungsgeschichte stets eng mit nationaler Repräsentation bzw. der Konstruktion des Fremden und damit der Vergewisserung des Eigenen verbunden war: »In der Konstruktion des Fremden wird das Eigene als kulturelle Ganzheit und Geschlossenheit mit konstruiert und umgekehrt.« (S. 166) Interessanterweise zeigen gegenwärtige Entwicklungen, dass auch kunstferne Institutionen wie etwa Warenhäuser auf die Präsentationstechniken des Kunstmuseums zurückgreifen. Und so sind denn auch für Schade und Wenk all diese Orte des Zeigens und ihre Arten des Zeigens weitere relevante Forschungsbereiche im Feld der visuellen Kultur.

In der angezeigten Publikation wird die ganze Komplexität des Forschungsfeldes nachgezeichnet, und so darf sich der Leser nicht erwarten, hier eine fertig ausgearbeitete Methode zur Erforschung visueller Kultur in die Hand zu bekommen. Im Gegenteil: Schade und Wenk geben vor allem Impulse – und so die Möglichkeit, die jeweils eigene Disziplin bzw. den eigenen Blick mit fachfremden Fragestellungen zu erweitern.

Karoline Walter

BUCHANZEIGE

Niederösterreich im 20. Jahrhundert. Bd. 1: Politik (hg. von Stefan Eminger, Ernst Langthaler), Bd. 2: Wirtschaft (hg. von Peter Melichar, Ernst Langthaler, Stefan Eminger), Bd. 3: Kultur (hg. von Oliver Kühschelm, Ernst Langthaler, Stefan Eminger).
Wien-Köln-Weimar: Böhlau 2008, insges. 2535 Seiten, Ill.

Anzuzeigen ist ein bereits 2008 erschienenes Sammelwerk des NÖ Landesarchivs, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Bundesland Niederösterreich im (je nach Auffassung »kurzen« oder »langen«) 20. Jahrhundert vor einer historisch interessierten Öffentlichkeit unter politischer, wirtschaftlicher und kultureller Perspektive auszubreiten. Dass es ein schier aussichtsloses Unterfangen ist, einen vor allem administrativ definierten Raum, wie es ein Bundesland nun einmal ist, unter generellen, in regional weit übergreifende Kontexte eingebetteten Aspekten wie Politik, Wirtschaft und Kultur zu konturieren, war den Herausgebern und den meisten Autorinnen und Autoren sehr wohl bewusst. »Raum wie Zeit der Untersuchung sind nicht dermaßen selbstverständlich, wie es zunächst scheinen mag«, heißt es in der Einleitung zum ersten Band (S. Eminger/E. Langthaler, S. X), und es war auch ansonsten »eine Maxime des Forschungsprogramms [...], das Land zwar für alle möglichen Problemstellungen zum Ausgangspunkt zu nehmen, sich aber weder sklavisch an Grenzen und Begrenzungen zu halten noch sich den Fallstricken der tagespolitisch und massenmedial bedeutsamen Fragen auszusetzen, was Niederösterreich ist und was es nicht ist, wo es anfängt, wo aufhört, wie klein oder groß sein Einflussbereich ist« (P. Melichar, Bd. 2, S. IX f.). Und so, unter der Prämisse, dass es hier »um ein Forschen mehr in als über Niederösterreich geht« (ebda.), ist ein Kompendium entstanden, dessen Beiträge ihrer jeweiligen Thematik oft über regionalspezifische Interessen und Fragestellungen hinaus gerecht zu werden wussten. Zudem wird jeder Band durch eine Art Resümee abgerundet, in dem eine Zusammenschau und Synthese der behandelten Gegenstände angeboten wird. Die Vielfalt der Themen sei wenigstens für den für unser Fach wohl relevantesten 3. Band »Kultur« andeutet. Hier finden sich, entsprechend einem »Strukturprinzip, das auch mit der Chiffre ›Alltag‹ gefasst werden kann« (so einleitend O. Kühschelm, S. VIII), u. a. Beiträge zur »Schul-

(Alltags-)Geschichte« (Andreas Weigl), zu »Filmischen Repräsentationen und historischen Medienkonstellationen« (Monika Bernold), zur »Wahrnehmung von Landschaft« (Gerhard Strohmeier), zur »Denkmalkultur« (Christian Stadelmann), zur Festkultur »zwischen Identitätsstiftung und Spektakel« (Hannes Stekl), aber auch etwa zu Fragen einer sich wandelnden Esskultur (Karl-Michael Brunner) oder einer sich differenzierenden Ästhetik des Wohnens oder, last but not least, regional illustrierte Überlegungen zu Migration und Integration (Paloma Fernández de la Hoz). Die Tatsache, dass damit auch nicht annähernd alle Beiträge auch nur dieses einen Bandes genannt sind, lässt die Fülle an Anregungen erahnen, den das gesamte Buchprojekt »Niederösterreich im 20. Jahrhundert« für die Leserschaft bereit hält.

Herbert Nikitsch

Eingelangte Literatur

Ahlbäck, Tore [Hrsg.]: Post-secular religious practices. Based on papers read at the symposium on Post-Secular Religious Practices held at Åbo/Turku, Finland, on 15–17 june 2011. – Åbo: Donner Institute, 2012. – 439 S.

Aka, Christine: Bauern, Kirchen, Friedhöfe. Sachkultur und bäuerliches Selbstbewußtsein in der Wesermarsch vom 17. bis 19. Jahrhundert. – Cloppenburg: Stiftung Museumsdorf Cloppenburg, 2012. – 480 S. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; 43)

Andersson, Kjell u.a. [Red.]: En bondepraktika för det senmoderna. – Åbo: Åbo Akademis förlag, 2011. – 176 S. Literaturangaben

Auenhammer, Gregor: Die Entdeckung Österreichs in 100 Objekten. – Wien: Metroverlag, 2012. – 317 S.

Bedal Hannelore u. Renate Bärnthol: Kleine Geschichte des Hausgartens und seiner Nutzpflanzen. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2012. – 78 S. – (Informationsblätter des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim)

Bellwald, Werner: Die Bauernhäuser des Kantons Wallis = Les maisons rurales du Valais, Band 3,2: Sägen, Schmieden, Suonenwärterhäuser. Gebäude und Gesellschaft im Wandel = Forges, foulons et fours à pain: Des bâtiments et une société. Bâle: Krebs, 2011. – 391 S. – (Die Bauernhäuser der Schweiz; 15,2). – Text franz. u. dt. – Literaturangaben

Biskop, Gunnel: Dansen för åskådare. – Åbo: Åbo Akademis Förlag, 2012. – 368 S. – Literaturverz. 326–348. – Zsfassung in engl. Spr.

Bogatyrev, Petr G.: Funktional-strukturale Ethnographie in Europa. Texte aus den 1920er und 1930er Jahren zu Brauchtum, Folklore, Theater und Film. Mit einem Beitr. von Karl Braun. Hrsg. und eingel. von Klaas-Hinrich Ehlers u.a. – Heidelberg: Winter, 2011. – 233 S. – (Slavica; 7) Literaturangaben

Böhm Dorothee; Frances Livings und Andreas Reucher [Hrsg.]: Erscheinungen des Sakralen. – Berlin: Reimer, Dietrich, 2011. – 220 S. – (Schriftenreihe der Isa Lohmann–Siems Stiftung; 3) Literaturangaben

Brence, Andrej: Traditionelle Faschingsmasken in Ptuj und Umgebung = Maschere di carnevale tradizionali nel territorio di Ptuj. – Ormož: Pokrajinski Muzej Ptuj, 2011. – 101 S. Text dt. u. slowen. – Literaturverz. S. [102]

Bürkert, Karin u.a. [Hrsg.]: Kuh-Milch-Geschichten aus der Lüneburger Heide. – Göttingen: Schmerse, 2012. – 158 S. – (Göttinger kulturwissenschaftliche Studien; 7) (Veröffentlichungen des Landwirtschaftsmuseums Lüneburger Heide; 16). Literaturangaben

Bužančić, Radoslav: Majstor Radovan. – Zagreb: Ministarstvo kulture RH, 2011. – 64 S. Text in kroat. und engl. Spr. – Literaturverz. S. 63

Charim, Isolde u.a. [Hrsg.]: Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. – Bielefeld: Transcript, 2012. – 272 S. – (Kultur und soziale Praxis)

Clarke, Alison J. u.a. [Hrsg.]: Familienmacher, Ausstellungsmachen. Vom Festhalten, Verbinden und Loswerden. – Nürnberg u.a.: Verl. für Moderne Kunst, 2012. – 61 S. + 1 Beil. – (Katalog zur Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien; 95)

Dimt, Günter [Hrsg.]: Kastenspeicher zwischen Böhmerwald und Alpenrand. – Altmünster: Wigo, 2012. – 372 S. – (Eggerhaus-Publikation / Kulturverein Eggerhaus »Altmünster«; 4)

Doležalová, Lucie: Obscurity and memory in late medieval Latin manuscript culture. The case of the Summarium Biblie. – Krems: Medium Aevum Quotidianum-Ges. zur Erforschung d. Materiellen Kultur d. Mittelalters, 2012. – 167 S. – (Medium aevum Quotidianum: Sonderband; 29). – Literaturverz. 145–57

Dreykorn, Monika: Leben wie früher. Ein Museumsführer durch das Fränkische Freilandmuseum in Bad Windsheim für Kinder und Eltern. – 2. erw. Aufl. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2012. – 55 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim; 51)

Eberhard, Igor: Pimp my Körper! Arbeiten über Tätowierungen. – München: AVM, 2012. – 145 S. Literaturangaben

Ehrlich, Anna: Wien für kluge Leute. 52 Spaziergänge. – Wien: Amalthea, 2011. – 216 S.

Fastl, Christian K.: Musikalisches Alltagsleben im südöstlichen Niederösterreich. Zum Gesangsvereinswesen im 19. und 20. Jahrhundert. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2012. – 510 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 54)

Fliedl, Gottfried u.a. [Hrsg.]: Der Berg im Zimmer. Genese, Physiognomie und Kritik einer Ausstellung. – Bielefeld: Transcript, 2010. – 144 S. – (Edition Museumsakademie Joanneum; 2) (Aus dem Inhalt: Martin Scharfe: Das Herz der Höhe. Ideen zu Seelengeschichte und Museologie des Alpinismus. 19–33)

Fréger, Charles: Wilder Mann. – Heidelberg, Neckar: Kehrer. – 272 S.

Froihofer, Waltraud u.a. [Hrsg.]: Volkstanz zwischen den Zeiten. Zur Kulturgeschichte des Volkstanzes in Österreich und Südtirol. – Weitra: Verlag Bibliothek der Provinz, 2012. – 285 S.

Gille-Linne, Karin u.a. [Red.]: Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen. Begleitband zur Ausstellung anlässlich des 275. Jubiläums der Georg-August-Universität Göttingen 2012, Paulinerkirche (Historisches Gebäude der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen), vom 2.6.2012–7.10.2012. Hrsg. von der Georg-August-Universität Göttingen. – Göttingen: Wallstein, 2012. – 350 S. Literaturangaben. – Zsfassungen in engl. Sprache

Gonseth, Marc-Olivier [Hrsg.]: What are you doing after the apocalypse? Exposition 18.11.2011–24.6.2012, Musée d'Ethnographie Neuchâtel. – Neuchâtel: Musée d'Ethnographie, 2012. – 119 S. Text franz., deutsch., engl.

Gößwald, Udo: Die Erbschaft der Dinge. Eine Studie zur subjektiven Bedeutung von Dingen der materiellen Kultur. – 1. Aufl. – Graz: Nausner & Nausner, 2011. – 144 S. Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2008

Götz, Irene u.a. [Hrsg.]: Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. – Frankfurt am Main [u.a.]: Campus, 2010. – 480 S. – (Arbeit und Alltag; 1). – Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Klara Löffler: Arbeit am Projekt – Arbeiten in Projekten: Über die disziplinierenden Formen und Praktiken institutionalisierter Beweglichkeit in kulturellen Ökonomien. 429–443)

Götz, Irene: Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989. – Köln; Wien [u.a.]: Böhlau, 2011. – 386 S. – (alltag & kultur; 14). Literaturverz. S. 353–382. – Teilw. zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Habil.-Schr., 2002

Großmann, Ulrich G. [Hrsg.]: Germanisches Nationalmuseum – Führer durch die Sammlungen. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2012. – 247 S. Engl. Ausg. u.d.T.: Germanisches Nationalmuseum – Guide to the collections. – Literaturverz. 244–245

Gunda, Béla und László Lukács: Emléktöredékek Gunda Béláról = Erinnerungsfragmente über Béla Gunda. – Székesfehérvár: Szent István Király Múzeum, 2011. – 84 S. – (A Szent István Király Múzeum közleményei: Sorozat A; 43). – Beitr. teilw. in ungar., teilw. in dt., teilw. in engl. Sprache. (Aus dem Inhalt: László Lukács: Béla Gunda (1911–1994). Sein Leben und Wirken. 49-53; Béla Gunda: Volkskundliche Forschungen in Ungarn. 75–82)

Hanak-Lettner, Werner u.a.: Jüdisches Museum Wien 2010–2012. Zwei-Jahresbericht. – Wien: Jüdisches Museum d. Stadt Wien, 2012. – 107 S.

Heck, Brigitte: Die »Titanic-Orgel«. Eine Legende im Rampenlicht. Begleitpublikation mit CD zur gleichnamigen Sonderausstellung des Deutschen-Musikautomaten-Museums, Schloss Bruchsal vom 30.3.2012 bis 30.9.2012. Hrsg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe. – Karlsruhe: Badisches Landesmuseum, 2012. – 48 S. + 1 Audio-CD

Heidenreich, Anke: Kleppenkämpfe. Brauchtum im Solling zwischen Tradition und Innovation. – Göttingen: Schmerse, 2011. – 140 S. + 1 DVD (12 cm). – (Göttinger kulturwissenschaftliche Studien; 6). Literaturverz. 124–137

Hois, Eva Maria [Red.]: Lieder für unterwegs. – 1. Aufl. – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2012. – 167 S. Für 2-stimmigen Gesang mit Begleitakkorden. – Vorw. dt., Liedtexte dt. u. österr. Mundarten, Register 164–167

Hois, Eva Maria u.a. [Red.]: Singen im Wirtshaus. Die zweite Runde. Hrsg. vom Steirischen Volksliedwerk. – 1. Aufl. – Gnas: Weishaupt, 2012. – 167 S.

Hölz, Christoph und Walter Hauser [Hrsg.]: Weiterbauen am Land. Verlust und Erhalt der bäuerlichen Kulturlandschaft in den Alpen. – 2., veränd. Aufl. – Innsbruck [u.a.]: Studienverl., 2011. – 232 S. – (Schriftenreihe des Archivs für Baukunst der Universität Innsbruck; 5) (Fokus Denkmal)

Huter, Michael [Hrsg.]: Das Tirol Panorama. Ein Land – Ansichten und Durchblicke. Der Bergisel und das Kaiserjägermuseum. – 1. Aufl. – Innsbruck: Haymon, 2012. – 191 S. Literaturverz. 189–191

Jannelli, Angela: Wilde Museen. Zur Museologie des Amateurmuseums. – Bielefeld: Transcript, 2012. – 387 S. – (Kultur- und Medientheorie). – Literaturverz. S. 359–387. – Teilw. zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 2011.

Kaiser, Wolfram, Stefan Krankenhagen, Kerstin Poehls: Europa ausstellen. Das Museum als Praxisfeld der Europäisierung. – Köln: Böhlau, 2012. – 296 S.

Kaplan, Merrill: Thou fearful guest. Addressing the past in four tales in Flateyjarbók. – Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2011. – 236 S. – (FF communications; 301 = vol. 148). – Literaturverz. 214–229

Karbacher, Ursula: Gros point de Venise. The most important lace of the 17th century. International Symposium, Textile Museum St Gallen, 20th May and 21st May 2011. – St. Gallen, 2011. – 237 S.

Kaschuba, Wolfgang u.a. [Hrsg.]: Die postsowjetische Stadt. Urbane Aushandlungsprozesse im Südkaukasus. – 1. Aufl. – Berlin: Panama, 2012. – 195 S. – (Berliner Blätter; 59; Sonderheft). Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Keinz, Anika u.a. [Hrsg.]: Kulturelle Übersetzungen. – Berlin: Reimer, 2012. – 256 S. (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung; 4) Literaturangaben

Kimmich, Dorothee und Schamma Schahadat [Hrsg.]: Essen. – 1. Aufl. – Bielefeld: Transcript, 2012. – 198 S. – (Zeitschrift für Kulturwissenschaften; 2012,1) Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Kirchhoff, Thomas u.a. [Hrsg.]: Sehnsucht nach Natur. Über den Drang nach draußen in der heutigen Freizeitkultur. – Bielefeld: Transcript, 2012. – 285 S. – (Edition Kulturwissenschaft; 15)

Klausmann, Hubert: Kleiner Sprachatlas von Vorarlberg und Liechtenstein. – Innsbruck; Wien [u.a.]: Studien-Verl., 2012. – 240 S. – Literaturverz. S. 215–217

Klausner, Martina [Hrsg.]: Psychiatrie im Kiez. Alltagspraxis in den Institutionen der gemeindepsychatrischen Versorgung. – 1. Aufl. – Berlin: Panama, 2012. – 135 S. – (Berliner Blätter; 58: Sonderheft) Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Klein, Ulrich u.a. [Red.]: Wandel im Wohnbau zwischen Gotik und Barock. Die sächsisch-böhmische Entwicklung im überregionalen Vergleich. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung e.V. in Pirna vom 18. September bis 21. September 2002. – Marburg: Jonas-Verl., 2011. – (Jahrbuch für Hausforschung; 53)

Krabath, Stefan u.a. [Red.]: Keramik in Mitteldeutschland – Stand der Forschung und Perspektiven. 41. Internationales Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Dresden, Deutschland, vom 21. September bis 27. September 2008. – Dresden: Landesamt für Archäologie, 2012. – 483 S. – (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie; 57). Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Claudia Peschel-Wacha, »Zittauer Fayencen« im Keramikbestand des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. S. 285–287; Wolf Matthes: Eine handschriftliche Sammlung von Blei- und Fayence-Glasurrezepten des Hafnermeisters Johann Kizberger in Wels [Oberösterreich]. S. 403–407)

Kretschmar, Susann: Burgen in der Kunst. Mit Einf. von G. Ulrich Großmann. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2012. – 128 S. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 13) (Jahresgabe für die Mitglieder und Förderer des Germanischen Nationalmuseums; 2010)

Krízová, Alena u.a.: Archaické jevy tradicní kultury na Morave. – 1. vyd. – Brno: Masarykova univerzita, 2011. – 199 S. – (Etnologické studie; 9)

Krízová, Alena u.a.: Ikonografické prameny ke studiu tradicní kultury. – 1. vyd. – Brno: Masarykova Univ. [u.a.], 2011. – 167 S. – (Etnologické studie; 11)

Lamprecht, Gerald u.a. [Hrsg.]: Zonen der Begrenzung. Aspekte kultureller und räumlicher Grenzen in der Moderne. – Bielefeld: Transcript, 2012. – 299 S. – (Edition Kulturwissenschaft; 18)

Lehnert, Katrin u. Lutz Vogel [Hrsg.]: Transregionale Perspektiven. Kleinräumige Mobilität und Grenzwahrnehmung im 19. Jahrhundert. – Dresden: Thelem, 2011. – 208 S. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 20) Literaturangaben

Lichtenberger, Sabine u.a. [Hrsg.]: Arbeit ist das halbe Leben. Erzählungen vom Wandel der Arbeitswelten seit 1945. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2012. – 320 S., [16] Bl. – (Damit es nicht verlorengeht...; 65)

Lysaght, Patricia [Hrsg.]: Time for food. Everyday food and changing meal habits in a global perspective. Proceedings of the 18th Conference of the International Com-

mission for Ethnological Food Research, Åbo Akademi University, Turku, Finland, 18–21 August 2010. – Åbo: Åbo Akad. Univ. Pr., 2012. – 366 S.

Maase, Kaspar: Die Kinder der Massenkultur. Kontroversen um Schmutz und Schund seit dem Kaiserreich. – Frankfurt am Main [u.a.]: Campus, 2012. – 424 S. Literaturverz. 391–415

Maryska, Christian und Michaela Pfundner [Hrsg.]: Willkommen in Österreich. Eine sommerliche Reise in Bildern. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek, vom 11. Mai bis 28. Oktober 2012. – Wien: Metroverl., 2012. – 255 S. Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Birgit Johler: Sommerfrische und Bergfreiheit im Zeichen deutscher nationaler Identität. S. 54–59; Bernhard Tschofen: Willkommen! Nationale Zeichenrepertoires und die Gesten der Gastlichkeit. 180–189)

May, Herbert u. Michaela Eigmüller [Hrsg.]: Siedlung, Architektur, Wohnen. Katalog zur Ausstellung im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim vom 24. September 2011 bis zum 23. September 2012. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2011. – 284 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim; 64) (Umbruchzeit; [1]). Literaturangaben

Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]: Malen mit Glas und Licht. 150 Jahre Tiroler Glasmalereianstalt. Die Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung im Museum im Zeughaus, 25.11.2011 –18.3.2012. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsges., 2011. – 84 S. – (StudioHefte; 8). Literaturangaben

Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]: Musik aus der Dose. Die Sammlung Louis Holzer. Die Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung im Museum im Zeughaus, 4.5.2012–27.1.2013. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsges., 2012. – 88 S. – (Studiohefte; 9) Literaturangaben

Menardi, Herlinde [Red.]: Tonumton. Ton um Ton im Tiroler Volkskunstmuseum. Die Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck, 25.5.–7.10.2012. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsges., 2012. – 135 S. Literaturangaben

Metz-Becker, Marita [Hrsg.]: Kindsmord und Neonatizid. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Geschichte der Kindstötung. – Marburg: Jonas, 2012. – 96 S. Literaturangaben

Miller, Daniel: Weihnachten. Das globale Fest. Aus dem Engl. von Frank Jakubzik. – Orig.-Ausg., 1. Aufl. – Berlin: Suhrkamp, 2011. – 60 S. – (Edition Suhrkamp digital) Aus: Unwrapping Christmas. – Literaturangaben. – Zusätzliches Online-Angebot unter www.edition-suhrkamp-digital.de/weihnachten

Mitáček, Jiří u.a. [Hrsg.]: Stopy minulosti. Věda v Moravském zemském muzeu na prahu třetího tisíciletí = Vestiges of the past. Science in the Moravian Museum on the threshold of the third millenium. – 1. Aufl. – Brno: Moravské Zemské Muzeum, 2011. – 477 S. Text engl. und tschech. (Aus dem Inhalt: Alena Kalinová: Ceramics from Moravia in the collection of Österreichisches Museum für Volkskunde in Vienna. 399–422)

Mückler, Hermann u.a. [Hrsg.]: Tradition und Traditionalismus. Zur Instrumentalisierung eines Identitätskonzepts. – Wien: Promedia, 2012. – 246 S. – (Historische Sozialkunde; 31: Internationale Entwicklung). – Literaturangaben

Musée de la Vie Wallonne, Lüttich: Guide du visiteur. – Liège, 2011. – 366 S.: zahlr. Ill., teils farb.

Neitzel, Sönke u. Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. – Ungekürzte Ausg. – Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl., 2012. – 520 S. – (Fischer-Taschenbücher; 18873: Die Zeit des Nationalsozialismus). – Literaturverz. 489–505

Ohm, Matthias [Red.]: Legendäre Meisterwerke. Kulturgeschichte(n) aus Württemberg. – Stuttgart: Landesmuseum Württemberg, 2012. – 271 S.

Pahomov, Miikul: Kuujärven lyydiläistekstejä. – Helsinki: Suomalais-Ugrilainen Seura, 2011. – 233 S. . – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 263)

Pelc Milan u. Zoran Bogdanović: Slike baštine – između dokumentacije i umjetnosti. – Zagreb: Ministarstvo kulture RH, 2012. – 156 S. Text in kroat. und engl. Spr.

Peschel-Wacha, Claudia, Veronika Plöckinger-Walenta, Katharina Richter-Kovarik [Red.]: Mit dem Gefühl der Hände. Zeitgenössische Töpfer im Burgenland und in der Region Bratislava. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 11.3.–19.8.2012. – Wien: Österr. Museum für Volkskunde, 2012. – 96 S. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 96). – Zsfassung in engl. Sprache

Petschek-Sommer, Birgitta [Hrsg.]: 100 Jahre Rusel-Bergrennen (1912-1983). Zum 100. Jahrestag der ersten Rusel-Bergfahrt 1912. Begleitkatalog zur gleichnamigen Sonderausstellung im Stadtmuseum Deggendorf 1.7.–30.9.2012. – Deggendorf: Stadtmuseum, 2012. – 86 S. – (Kataloge der Museen der Stadt Deggendorf; 31) (Deggendorf – Archäologie und Stadtgeschichte; 16)

Petschek-Sommer, Birgitta u.a. [Hrsg.]: Hochdosiert. »Allerlei in Dosen« im Stadtmuseum. Wettbewerb »Kunsthandwerk in Dosen« im Handwerksmuseum. Katalog zu den Sonderausstellungen im Stadtmuseum und Handwerksmuseum Deggendorf 11.10.2011–26.2.2012. – Deggendorf: Museen der Stadt Deggendorf, 2011. – 144 S. – (Deggendorfer Museumshefte; 9)

Prosser-Schell, Michael [Hrsg.]: Szenische Gestaltungen christlicher Feste. Beiträge aus dem Karpatenbecken und aus Deutschland. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 200 S. – (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts; 13) Literaturangaben

Rössner, Michael u.a. [Hrsg.]: Renaissance der Authentizität? Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen. – Bielefeld: Transcript, 2012. – 295 S. – (Kultur- und Medientheorie). – Literaturangaben

Roth Heege, Eva: Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion im deutschsprachigen Raum (CH, D, A, FL). Mit einem Glossar in siebzehn Sprachen. – Basel: Verl. Schweizerischer Burgverein, 2012. – 380 S. + 3 Bl. – (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters; 39; Sonderband). Literaturverz. 348–368

Ruef, Hugo [Hrsg.]: Sammlung Hans Herramhof Regensburg. Votivtafeln, Andachtsbilder, Eisenvotive, Rosenkränze, Amulette, Klosterarbeiten, Wallfahrtsgaben, Kunsthandwerk, Skulpturen, Votivgaben, Tonkopfurnen, Modeln. Katalog der 534. Auktion, Montag, 24.9.2012 im Kunstauktionshaus Hugo Ruef, München. 1661 Nummern. – München: Ruef, 2012. – 266 S. – (Hugo Ruef, München; 534)

Rupnow, Dirk und Heidemarie Uhl [Hrsg.]: Zeitgeschichte ausstellen in Österreich: Museen – Gedenkstätten – Ausstellungen. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2011. – 472 S.

Sänger, Oliver: Baden! 900 Jahre. Geschichten eines Landes. Dieser Katalog erscheint anlässlich der Großen Landesausstellung »Baden! 900 Jahre. Geschichten eines Landes« im Badischen Landesmuseums Karlsruhe, 16.6.–11.11.2012. – Karlsruhe: Info-Verl., 2012. – 384 S. – (Lindemanns Bibliothek; Bd. 165)

Scharfe, Martin: Signaturen der Kultur. Studium zum Alltag & zu seiner Erforschung. Hrsg. von Karl Braun u.a. – Marburg: Jonas, 2011. – 240 S. Literaturangaben

Schmid-Egger, Christine [Red.]: Leute, wie die Zeit vergeht... Vom Umgang mit der Zeit- und Alltagsgeschichte. 16. Bayerischer Museumstag in Würzburg vom 20.–22.7.2011. – München: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen, 2012. – 56 S.: Ill.

Schmidt-Hahn, Claudia [Hrsg.]: Sprache(n) als europäisches Kulturgut = Languages as European cultural asset. – Innsbruck; Wien [u.a.]: Studien-Verl., 2012. – 222 S. Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Sonderegger, Christina [Red.]: Postmodernism aus Schweizer Sicht. – Zürich: Schweizerisches Nationalmuseum, 2012. – 60 S.

Song, Gin-Young: Kimchi – Geschmack und Migration: zur Nahrungskultur von Koreanern in Deutschland. – Tübingen: Tübinger Vereinig. f. Volkskunde, 2012. – 100 S. – (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 44). – Zugl.: Tübingen, Univ., Masterarbeit, 2010

Stuber, Martin: Hüeterbueb und Heitisträhl. Traditionelle Formen der Waldnutzung in der Schweiz 1800 bis 2000. – 2. Aufl. – Bern: Haupt, 2012. – 302 S. + 1 DVD–Video + Begleith. (4 S.). – (Bristol Schriftenreihe; 30) Zsfassung in engl. Sprache. – Literaturverz. 273–289

Sülzle, Almut: Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock. – Frankfurt am Main [u.a.]: Campus, 2011. – 395 S. Zugl.: Marburg, Univ., Diss., 2011

Treichel, Dietmar [Hrsg.]: Lehrbuch Kultur. Lehr- und Lernmaterialien zur Vermittlung kultureller Kompetenzen. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 413 S. – (Waxmann Studium) Literaturangaben

Trummer, Manuel: Sympathy for the Devil? Transformationen und Erscheinungsformen der Traditionsfigur »Teufel« in der Rockmusik. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 408 S. – (Regensburger Schriften zur Volkskunde – vergleichenden Kulturwissenschaft; 22) Zugl.: Regensburg, Univ., Diss., 2011

Urduzia, Claudia: Sticlă în colecţiile Muzeului Brukenthal. Catalog selectiv. – Alba Iulia: Ed. Altip, 2007. – 57 S.: zahlr. Ill.

Vanja, Konrad u.a. [Hrsg.]: Tagungsband Épinal 2011. – Münster; München [u.a.]: Waxmann, 2012. – 222 S. – (Arbeitskreis Bild Druck Papier; 16) Beitr. teilw. dt., teilw. franz. – Literaturangaben

Vogel, Fritz Franz: Das Handbuch der Exponatik. Vom Ausstellen und Zeigen. – Köln: Böhlau, 2012. – 47, 266 S.

Vogel, Hermann: Sebastian Osterrieder, der Erneuerer der künstlerischen Weihnachtskrippe. Leben und Werk. – 2. Aufl. – Lindenberg im Allgäu: Kunstverl. Fink, 2012. – 208 S.

Voskuil, Johannes J.: Das Büro. Direktor Beerta. Roman. Übers. v. Gerd Busse. – München: Beck, 2012. – 845 S.

Walter, Karl: Das obere Traisental 1775–2005. Wirtschaftsentwicklung, Wanderungsbe-

wegungen und Bevölkerungsentwicklung. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2012. – 156 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 52). – Literaturverz. 146–151

Wanner, Gerhard [Hrsg.]: Rheticus. – Feldkirch: Rheticus-Ges., 2012. – 154 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 55)

Weithmann, Michael W.: Die Donau. Geschichte eines europäischen Flusses. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2012. – 317 S.

Wildfeuer, Bianca: Romantisches. Zur Bedeutung einer Gefühlswertigkeit am Beispiel heutiger Wohnkultur. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2012. – 245 S. – (Regensburger Schriften zur Volkskunde – vergleichenden Kulturwissenschaft; 23). – Zugl.: Regensburg, Univ., Diss., 2008

Internationale Zeitschriftenschau

Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 18. Jahrgang 2012, Heft 1[34]. Die Aufsätze zum Thema Kindheiten: Theresia Sulzer: »… kam mir plötzlich der Entschluß, mein Kind gewaltsam aus dem Wege zu schaffen«. Kindsmorde vor dem Schwurgericht Augsburg (1884-1895). 6–37; Constanze Loder: Kindes Werk und Teufels Beitrag. Kinderhexenprozesse in der Reichsstadt Augsburg. 38–61; Leonie Herrmann: Vom Topfschlagen zum Kinderevent. Ein Plädoyer für mehr Geburtstagsforschung. 62–69; Daniela Schwarzmeier: Kinder im Museum – Museen für Kinder. Ein Überblick über museumspädagogische Angebote für Kinder und Jugendliche. 70–94

Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 2012. Beiträge: Annegret Braun: Lust aufs Land? Die mediale Inszenierung des Landlebens. 13–27; Birgit Speckle: »Wow, des klingt ja ganz anders!« Bands in unterfränkischen Tanzsälen der 1960er Jahre. 29–40; Birgit Brajdić: Helden des Alltags? Männlichkeitskonzepte in Ratgeberliteratur von Vätern in Elternzeit. 41-49; Cindy Drexl: Rufmord am Hasenbergl. Imageentwicklung eines Münchner Stadtviertels von 1953 bis 1989 im Diskurs. 51–76; Burkhart Lauterbach und Studienprojektgruppe: München. Eine Stadt als touristische Destination. 77–103; Walter Pötzl: Die Taufe tot geborener Kinder. Inchenhofen, Hohenwart und Tuntenhausen, Bergatreute und Ursberg – »Sanctuaires à répit« in Süddeutschland. 105–142; Andreas Kühne: Die Altäre der Regensburger Niedermünsterkirche. Ein kulturhistorischer Beitrag zur kirchlichen Kunstauffassung im 19. Jahrhundert. 143–153.

Historische Anthropologie. 20. Jahrgang 2012, Heft 1. Zum Thema Botengänge – zur Geschlechtergeschichte von informellem Wissensaustausch werden folgende Aufsätze veröffentlicht: Pernille Arenfeldt: Wissensproduktion und Wissensverbreitung im 16. Jahrhundert. Fürstinnen als Mittlerinnen von Wissenstraditionen. 4–28; Xenia von Tippelskirch: »… où mon nom n'était pas«. Zur Zirkulation von anonymen mystischen Texten um 1700. 29–44; Stephanie Marra: »Herrschaftswissen« im Konflikt. Loyalitätsbeziehungen von Dienstpersonal und Wissenstransfer im Grafenhaus Bentheim-Tecklenburg (1669–1685). 45–57; Sebastian

Kühn: Die Gräfin, die Gouvernante und der König. Perspektiven auf Dienstleute als Boten in einem aristokratischen Haushalt des 18. Jahrhunderts. 58–75; Regina Schulte: Gerede und Arbeit im Dorf. 76–89; weiters ein Beitrag von Mario Wimmer: Der Geschmack des Archivs und der historische Sinn. 90–107. Historische Anthropologie. 20. Jahrgang 2012, Heft 2: 20 Jahre Zeitschrift Historische Anthropologie. Eine Auswahl aus den Beiträgen: Ute Luig: Spaces of Death: Erinnerung, Repräsentation, Politik. 162–185; Keith Thomas: Der Furz im England des 17. Jahrhunderts. Soziale Peinlichkeit und Körperkontrolle. 200–224; Anke te Heesen: Kulturgeschichte im Raum. 239–241; Carola Lipp: Kulturhistorische Studien und doch keine Kulturgeschichte. 242–245; Brigitte Schmidt-Lauber: »Historische Anthropologie« – ein vorausschauender Rückblick zur Transdisziplinarität aus disziplinärer Sicht. 246–248; Jens Wietschorke: Geschichte der Gegenwart, Gegenwart der Geschichte: Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie. 249–252.

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Band 61(2012). Aus dem Inhalt: Konrad Köstlin: Volkskultur als Dialog: Formen der Vermittlung. 16–32; Justin Stagl: Feldforschung und »geistiges Eigentum«. 33–40; Natalia Stagl-Skaro: Förderer und Verhinderer. Kirche und Volkskultur in Kroatien. 43–53; Klára Kuti: Wessen Volkskultur? Dialoge über Tradition und Authentizität in Ungarn. 54–60; Gerhard Hatz: volkskultur21@konsum.raum.com. Die mythotypische Morphologie der Wiener City als Raum des Konsums. 61–71; Wolfgang Dreier und Irene Egger: YouTube: kollektiver Speicher und Plattform. Virtual community versus regionale Musikkultur. 123–138; Nachruf von Walter Deutsch für Professor Dr. Gerda Anderluh. 226–227

Jahrbuch für Europäische Ethnologie. Dritte Folge, 7.2012. Die Beiträge zum Thema Großbritannien: Burkhart Lauterbach: »Engländerei«, »englische Krankheit«? Überlegungen zum britisch-deutschen Kultur- und Wissenschaftstransfer. 13–36; Kalle Schönfeld: Britische Wissenschaft – Englische Folklore. Die Fachgeschichte der Folklore Studies, das Folk Revival und der Britische Nationalstaat. 37–52; Dietmar Süß: Kannibalen im eigenen Land: Mass-Observation und britische Sozialanthropologie (1890–1945). 53–72; Sebastian Berg, Street Views: Straßen, der Spatial Turn und gesellschaftliche Wandlungsprozesse in Großbritannien. 73–88; Harpreet Kaur Cholia: »This is where it's at!« Moving On Up… and Around the City. A Journey through the British Asian Club Scenes in London. 89–100; Ina Jeske / Anna Magdalena Ruile: »Once upon a Grime«. Einblick in die britische Hip-Hop-Szene. 101–122; Annika Forkert: Musical Modernism in the »Land Without Music«. The Limits in Elgar and Holst. 123–144; Margaretha Schweiger-Wilhelm: »Behind the scenes« – Rituale an britischen Universitäten. Eine Spurensuche. 145-168; Robert Troschitz: No Ifs, No Buts, No Education Cuts! Die englischen Studentenproteste 2010. 169–192; Ben Tendler: English language bibliography: Comparative European Ethnology (CEE) and related disciplines. 193–235.

Kulturen. 6. Jahrgang 2012, Heft 1. Beiträge: Michaela Fenske und Dorothee Hemme: Forschen in Niedersachsens Museen. 3–6; Andrea Hauser: »Tracht« in Niedersachsen – ein Kooperationsprojekt zwischen Universität und Museen. 7–13; Wolfgang Böser: Gemeinsames Forschen und Ausstellen. 14–18; Rainer Driever: Ausstellungsvorbereitung und Forschung – eine notwendige Allianz? 19–28; Daria Eggers:

Ausstellen in Museen als kulturelle Praxis der Gegenwart. 29–32; Natalie Bayer: Migration als Thema musealer Erinnerungsarbeit. 33–41.

Schweizer Volkskunde. 102. Jahrgang 2012, Heft 2/3. Mit dem Spezialthema Tiere und einem Nachruf auf Prof. Rudolf Braun.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 108. Jahrgang 2012, Heft 1. Beiträge: Albert Spycher-Gautschi: Das Oberrheinische Kochbuch (1811). Fakten und Strukturen im Werk von Margarethe Spoerlin-Baumgartner. 1–32; Simone Sattler: Weihnachten und Circus: Ein eingespieltes Tandem moderner Freizeitkultur. 33–61; Fabian Brändle: »Denn mein Beruf ist wie eine Bühne, auf der ich immer in Topform auftreten muss«. Zur theatralischen Berufswelt schweizerischer Kellnerinnen und Kellner 1900–1950. 63–80; Alina Gromova: »Jüdische Berliner und ihre mentalen Stadtraum-Konstruktionen«. 81–95; Sarah Vanessa Losego: Immigration und kollektives Gedächtnis in Zentraleuropa: ein Forschungsüberblick. 97–116; Thomas Hengartner: »Technik-Kultur-Alltag.« Technikforschung als Alltagskulturforschung. 117–139; Peter Niederhauser: Theaterdonner. Zu Fritz Gribis Sagenspiel »Blüemlisalp«. 141–149.

Zeitschrift für Volkskunde. 108. Jahrgang 2012, Heft 1. Abhandlungen: Reinhard Johler: »Hibridismus«. Istrien, die Volkskunde und die Kulturtheorie. 1–21; Eva V. Chen: Das Komplexe einfach machen? Kultur trifft Didaktik – einige Überlegungen zur Rolle der Volkskunde in der Kulturvermittlung. 23–46; Brigitte Bönisch-Brednich: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. 47–63; Marion Näser-Lather: TeilzeitsoldatInnen? Diskurse und Praxen zur Vereinbarkeit von Familie und Dienst in der Bundeswehr. 65–89. Weiters beinhaltet das Heft neben Berichten zu Tagungen und dem Rezensionsteil je einen Nachruf zu Prof. Dr. Theodor Kohlmann (1932–2011) und Prof. Dr. Dietmar Sauermann (1937–2011).

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Univ.-Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn
Anzbachgasse 63, 1140 Wien
olaf.bockhorn@univie.ac.at

Dr. Ina Dietzsch
Projekt »Medienwelten
und Alltagsurbanität«
Seminar für Kulturwissenschaft
und Europäische Ethnologie
Universität Basel
Spalenvorstadt 2, 4051 Basel
ina.dietzsch@unibas.ch

Dr. Elisabeth Fendl
Johannes-Künzig-Institut
Goethestraße 63, 79100 Freiburg
elisabeth.fendl@jki.bwl.de

Dr. Michael J. Greger
Wilhelm-Kienzl-Gasse 27/5
8010 Graz
michael.greger@aon.at

Univ.-Prof. Dr. Timo Heimerdinger
Institut für Geschichtswissenschaften
& Europäische Ethnologie
der Universität Innsbruck
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52d, 6020 Innsbruck
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

Univ.-Ass. Dr. Birgit Huber
Institut für Geschichtswissenschaften
& Europäische Ethnologie
der Universität Innsbruck
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52d, 6020 Innsbruck
birgit.huber@uibk.ac.at

em. o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
konrad.koestlin@univie.ac.at

Cornelia Kühn, M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Humboldt-Universität zu Berlin
Mohrenstraße 41, 10117 Berlin
cornelia.kuehn@staff.hu-berlin.de

Teresa Liska
Schlagergasse 9/12, 1090 Wien
teresaliska@yahoo.de

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
herbert.nikitsch@univie.ac.at

MMMag.ª Dr. Daniela Pfennig
Sonnwinkel 18/19, 6176 Völs
pfennig.daniela@gmail.com

Mag.ª Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
magdalena.puchberger@
volkskundemuseum.at

Svenja Reinke, M.A.
Geraer Weg 11, 21107 Hamburg
svenja.reinke@gmx.de

Univ.-Ass. Dr. Alexandra Schwell
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät
Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
alexandra.schwell@univie.ac.at

Raffaela Sulzner
Lambrechtgasse 8/2, 1040 Wien
raffaela.sulzner@gmx.net

Mag.ª Stephanie Tomschitz
Schillerstraße 33/1, 8010 Graz
stephanie.tomschitz@edu.uni-graz.at

Karoline Walter
Lendkai 119/11, 8020 Graz
karoline.walter@edu.uni-graz.at

Univ.-Ass. Dr. Jens Wietschorke
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
jens.wietschorke@univie.ac.at

Univ.-Prof. Dr. Johanna Rolshoven
Ao. Univ.-Prof. Dr. Helmut Eberhart
Ao. Univ.-Prof. Dr. Burkhard Pöttler
Dr. Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie
der Karl-Franzens-Universität Graz
Attemsgasse 25/I, 8010 Graz
volkskunde@uni-graz.at

Mag. Matthias Beitl
Mag.ª Dagmar Butterweck
Herman Hummer
Mag.ª Birgit Johler
Mag. Herbert Justnik
Mag.ª Kathrin Pallestrang
Dr. Claudia Peschel-Wacha
Mag.ª Katharina Richter-Kovarik
Mag.ª Nora Witzmann
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
office@volkskundemuseum.at